H. Ref. 59 lt

Dr. G. E. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Erster Band: Amerika.

III. Die Neger in West-Indien und Süd-Amerika.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1876.

Dr. G. E. Burkhardt's

Kleine Missions-Bibliothek.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Erster Band: Amerika.

Dritte Abtheilung:
Die Neger in Westindien und Süd-Amerika.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1876.

Die evangelische Mission

unter den

Negern in Westindien und Süd-Amerika

von

Dr. G. E. Burkhardt.

Zweite Auflage,
gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Dr. R. Grundemann,
Pastor zu Mörz bei Belzig.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1876.

Inhalt.

Die Neger in Westindien und Südamerika.

A. Die Neger in Westindien.

Seite

1. Westindien, seine Entdeckung, Entvölkerung und Besiedelung 1
2. Land und Leute vor der Emanzipation 8
3. Die Missionen der Brüdergemeinde in Westindien 38
   A. Die Brüder in Dänisch-Westindien bis zum Ende des 18 Jahrhunderts 38
   B. Die Brüder in Britisch-Westindien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts 51
4. Die Mission der Methodisten 60
5. Die Mission der Brüdergemeinde im 19. Jahrhundert bis zur Emanzipation 84
6. Die Mission der Baptisten 100
7. Die Arbeiten der übrigen Missionsgesellschaften in Westindien 116
   a. Die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft 116
   b. Die Londoner Missionsgesellschaft 117
   c. Die General-Baptists 117
   d. Die Schottische Missionsgesellschaft 118
   e. Die Ausbreitungsgesellschaft 118
8. Die Emanzipation 118
   Anhang 125
9. Die Mission der Brüdergemeinde bis auf die neueste Zeit 127
10. Die Mission der Methodisten bis auf die Gegenwart 140
11. Die Mission der Baptisten seit der Emanzipation 149
12. Die Arbeiten anderer Missionsgesellschaften 160
   a. Die Londoner Gesellschaft 160
   b. Die Mission der Vereinigten Presbyterianer Schottlands 163
   c. Die anglikanische Kirche und die Ausbreitungsgesellschaft 166
   d. Die amerikanische Missionsgesellschaft 169
   e. Die Vereinigten Methodisten-Frei-Kirchen 172

Anhang. Die Mission unter den Negern in Nordamerika 174

Seite

B. Die Neger in Südamerika.

1. Die Brüdermission unter den Buschnegern 176
2. Die Brüdermission unter den Negern in der holländischen Kolonie Suriname 187
3. Die Mission unter den Negern in Britisch=Guiana 200
a. Anfang und Fortgang der Mission bis um die Mitte unsers Jahrhunderts 200
b. Die neuesten Zustände der Mission in Britisch Guiana 206

Westindien und Südamerika.

A. Die Neger in Westindien.

1. Westindien, seine Entdeckung, Entvölkerung und Besiedelung.

Es war ein denkwürdiger Tag, der 12. Oktober 1492, an dem Columbus auf Guanahàni[1]) zuerst den Boden der neuen Welt betrat. Das gezogene Schwert in der einen, das entfaltete Banner von Castilien in der andern Hand, so nahm er das Land für seinen König in Besitz, doch nicht ohne zuvor unter Thränen auf den Knien gebetet zu haben. Des Erlösers gedenkend nannte er die Insel San Salvador. Gewiß regten sich in ihm damals mächtig die Gefühle des Triumphes und die Aussichten auf die Schätze Indiens,[2]) zu dem er einen so kurzen Weg gefunden zu haben meinte, — woher bis auf unsere Zeit der Name Westindien geblieben ist. Aber auch Missionsgedanken, wie er sie öfters ausgesprochen hat, werden ihm damals lebhaft durch die Seele gegangen sein, zumal wenn er die Schaaren jener nackten, kupferbraunen Menschen ansah, die mit Zeichen des Schreckens nur zögernd den Ankömmlingen zu nahen wagten, um sie als übermenschliche Wesen zu verehren. — Schwerlich hatte der kühne Seefahrer eine Ahnung von der ganzen Tragweite seiner Entdeckung. Ihre noch heute nicht abgeschlossenen Folgen haben die höchsten Erwartungen übertroffen. Alle Hoffnungen aber, die sich an die dichte Indianer-Bevölkerung der herrlichen Inseln knüpften, sind in wenigen Jahrzehnten zunichte geworden.

Doch fassen wir zunächst die Inseln selbst ins Auge, denen die folgenden Blätter gelten sollen.

San Salvador war eine der Bahama- oder Lucayischen Inseln. Diese bilden einen Archipel, der sich von der Halbinsel Florida aus gegen Südosten hinzieht. Hunderte von flachen Inseln und Inselchen der Korallenformation, zum Theil mit der schroff abgebrochenen Kante

---

[1]) Wahrscheinlich die jetzige Watling-Insel, während man früher Cat-Island, die Katzeninsel, für die erste Entdeckung des Columbus hielt.

[2]) Bestimmter hielt er seine Entdeckung für Cipango, das von Marco Polo erwähnte Wunderland im Osten Asiens.

ihrer weißen Kalkfelsen 100 ja 200 Fuß das Wasser überragend, zum Theil eben nur über den Meeresspiegel erhöhte Stellen von Riffen und Sandbänken, sind über einen weiten Raum zerstreut — zwischen ihnen viele dem Schiffer gefährliche Untiefen. Etwa 20 dieser Inseln sind von größerem Umfange und bewohnbar. Fließendes Wasser fehlt; doch findet sich im Boden Trinkwasser. Trotz des felsigen Grundes fanden die Spanier eine üppige Vegetation. Auch die Menge der Einwohner zeugte für die Ergiebigkeit. Der Goldschmuck aber, den man hie und da bei denselben gewahrte, und den man für Glasperlen und Schellen eintauschte, drängte die Entdecker weiter nach Südwesten, denn in dieser Richtung deuteten die Indianer durch Zeichen den Fundort des Metalles an.

So fand man die großen Antillen, den wichtigsten Theil Westindiens. Sie sind von den Bahama's gänzlich verschieden. Hohe Gipfel überragen das durch Thäler gegliederte Gebirgsland, an das sich weite Niederungen anschließen. Die Gebirgszüge, die ihre größten Höhen in der Sierra del Cobre auf Cuba und den Blauen Bergen auf Jamaica erreichen (über 7000 Fuß), scheinen Mittelglieder der Gebirgssysteme in Nord- und Südamerika zu sein und auf weite Länder zu deuten, die einst im Osten die beiden Kontinente verbanden, wie jetzt Mittelamerika in Westen, nun aber zum größeren Theile vom Meere bedeckt sind. Cuba und Haïti entdeckte Columbus noch auf der ersten Reise. Dieses nannte er Hispaniola und legte daselbst die erste Niederlassung an, jenes hielt er für Cipango selber. Hier waren vollends die Spanier entzückt über die Fülle der Vegetation mit ihren fremdartigen Formen. Klare Bäche rieselten durch den dichten Urwald mit seinem mannigfaltigen Grün, mit seinen Blüten und Früchten. Schwärme glänzend buntgefiederter Vögel schwirrten durch die Zweige. Dazu kam die angenehme kühlere Zeit des tropischen Klimas in unsern Wintermonaten. Dann auch hier wieder die Indianer mit ihrer sanften Gemüthsart, die ohne Argwohn die feierliche Besitznahme ihres Landes für den Herrscher Spaniens geschehen ließen und wie die Kinder ihren Goldschmuck für Flitter und Spielwerk hergaben. Alles dies wirkte bezaubernd auf die Entdecker, die ein Paradies auf Erden gefunden zu haben meinten.

Im März 1493 brachte Columbus die Kunde von seiner Entdeckung nach Europa, wo sie mit Staunen, hie und da auch nur als ein Märlein aufgenommen schnell von Land zu Land flog. Der Papst aber fertigte eine Schenkungsakte aus, die den Spaniern alle die neuentdeckten und noch zu entdeckenden Länder dort im Westen verlieh. Damit war ihnen natürlich die Mission in denselben zur Pflicht gemacht.

Noch in demselben Jahre segelte der mit Ehren überhäufte Entdecker zum zweitenmal hinaus, und erreichte diesmal zuerst die kleinen Antillen, dann Jamaica. Wir aber sehen von seinen weiteren Reisen und seinem traurigen Geschick unter der Verleumdung seiner Neider ab, und geben zunächst nur folgende Andeutungen über jenen dritten Bestandtheil Westindiens. Die genannten Inseln bilden eine Reihe, die in flachem Bogen sich von Portorico (Puerto rico) gegen die Mün-

dung des Orinoco erstreckt, alle hoch,[1]) mit vielen vulkanischen Spuren und bis in die neueste Zeit mit vulkanischer Thätigkeit. Der bedeutenderen Inseln sind einige zwanzig. Nur Trinidad und Guadeloupe erreichen einen größeren Umfang; die andern haben meist nicht ein Areal, wie unsre kleinsten Deutschen Fürstenthümer. Zur Zeit der Entdeckung, scheint es, waren sie alle noch reich bewaldet. Wie Smaragden, umflossen von der bis zum Grund durchsichtigen Wasserflut, und überwölbt vom heitersten Himmelszelt, erfüllten auch diese Inseln die Ankömmlinge mit Entzücken.

Hier fand sich jedoch ein andres Volk vor, das zwar der ganzen Erscheinung nach mit den erst erwähnten Indianern sich stammverwandt zeite, sich aber durch seine wilderen Sitten von ihnen bedeutend unterschied. Krieg und Kannibalismus herrschte unter diesen Stämmen, die man Kariben (Karaiben) nannte, während die Einwohner der Bahama's u. z. Theil der großen Antillen als Arawaken bezeichnet wurden.[2])

Es würde zu weit führen, wollten wir hier eine Geschichte der spanischen Ansiedlungen in Westindien geben. Es genüge die Zustände, die sich bald herausbildeten, folgendermaßen zu charakterisiren. Ohne Rücksicht auf das Eigenthumsrecht der Eingebornen wurde Grund und Boden ausgetheilt, jene selbst aber ohne weiteres den neuen Besitzern als Sklaven unterworfen. Auf den Pflanzungen und in den Bergwerken sollten sie für den weißen Mann die Arbeit thun, die diesem in dem tropischen Klima zu hart schien. Die Indianer aber waren ebenfalls nicht im Stande, solche Arbeit zu leisten, da sie von schwachem Körperbau und aller schwereren Arbeit gänzlich ungewohnt waren. Viele erlagen den Anstrengungen und den grausamen Strafen, mit denen man die kraftlosen über ihr Vermögen anzutreiben suchte. Ein königliches Dekret im Jahre 1503 hob überhaupt die Freiheit der Indianer gänzlich auf. Natürlich war das arglose Wohlwollen derselben gegen die Eindringliche bald geschwunden. Sie suchten sich ihrer zu entledigen. Daraus entstanden jene Kämpfe, in denen die Eingebornen bald ausgerottet wurden, die Kolonisten aber sich mit unverlöschlicher Schande bedeckten.

Zwar fehlte es nicht an einzelnen Stimmen, die Menschlichkeit predigten. Besonders that dies der edle Bartholomeo de las Casas, Pfarrer auf Cuba, „der Beschützer der Indianer". In einem Brief an den König von Spanien schreibt er von ihnen: „Sie sind einfach, gutmüthig, arglos, wahrhaftig, friedlich, geduldig. Aber sie sind ein weiches, zartes und kraftloses Geschlecht. Die Bauernkinder haben dort weniger Körperkraft als die Fürstensöhne Europa's, die in allem Luxus erzogen sind. Sie sind arm aber zufrieden, ohne Stolz und Ehrgeiz.

---

[1]) Mit Ausnahme der flachen Koralleninsel Barbuda. Man theilt übrigens die kl. Antillen nach dem nautischen Ausdruck ein in „Inseln unter dem Winde" und „Inseln über dem Winde" (leeward und windward Islands), diese von Trinidad bis St. Lucia, jene die nördlicheren.

[2]) Vergl. über die Indianer in Guiana Abth. II. S. 225 ff. dieses Bandes.

Gelehrig, klug und sittenrein, sind sie für die Annahme des Christenthums vorbereitet. Wenn sie den wahren Gott kennen lernen, so kann es kaum ein glücklicheres Volk auf Erden geben, als sie." Aber alle seine wohlgemeinten Rathschläge wurden überhört; alle Fürsprache für das braune Geschlecht verhallte vergeblich. Ein Menschenalter nach der Entdeckung der Inseln war das Werk der Ausrottung auf vielen derselben fast vollendet. Im Jahre 1534 schreibt derselbe las Casas: „Die Spanier vergaßen, daß die Indianer Menschen sind, und behandelten sie mit einer Grausamkeit, die der Tiger, Wölfe und hungrigen Löwen würdig war. Seit 42 Jahren hat man sie verfolgt, unterdrückt und zerstört mit allen Mitteln, die menschliche Bosheit bis dahin erfunden hat, ja die Tyrannen haben noch neue Mittel ausgesonnen. So kam es, daß von den drei Millionen[1]) Eingebornen, die Columbus auf Hispaniola antraf, jetzt nur noch 200 am Leben sind, daß auf der großen Insel Cuba nicht ein Ureinwohner mehr zu finden ist, daß Puerto Rico und Jamaica ganz von ihnen entleert sind; daß auf den Lucayen-Inseln, die eine halbe Million[1]) glücklicher Einwohner nährten, nur noch elf Bewohner dieser Race sich finden." Mit der abscheulichsten Grausamkeit wurden die schlecht bewaffneten Eingebornen, die gegen die Feuergewehre der Spanier nichts ausrichten konnten, hingemordet. Es war kein Krieg, es war nur eine fortgesetzte Metzelei, für viele nur ein Sport, wie die Stiergefechte. Es soll darauf gewettet worden sein, einem Indianer mit einem Streich des Schwertes den Leib zu durchhauen. In der verruchtesten Barbarei wurden hie und da den armen Schlachtopfern die Eingeweide aus dem Leibe gerissen, oder man quälte sie mit gräßlichen Martern zu Tode. Um sie bequemer zu fangen, wurden eigens abgerichtete Hunde angewandt.

Am scheußlichsten aber war es, daß man sich nicht entblödete, im Namen des Christenthums solche Grausamkeiten zu vollbringen. Man wollte ja Mission treiben und die Indianer nicht blos dem irdischen, sondern auch dem himmlischen Könige unterwerfen. Es war die Inquisition, die hier für ihr gotteslästerliches Treiben einen höchst fruchtbaren Boden fand. Es soll vorgekommen sein, daß man eine Anzahl Eingeborner ins Wasser trieb, sie zu taufen, und ihnen sofort die Hälse abschnitt, um sie vor Rückfall zu bewahren. Die unmenschlichsten Grausamkeiten waren auf diese Weise sanktionirt. Man sagt von Spaniern, die das Gelübde thaten, jeden Morgen 13 Ungläubige zu Ehren des Erlösers und seiner Apostel zu erwürgen. Einmal wurden ihrer 13 in demselben Sinn auf lange Gabeln gespießt und gebraten. Andre übergoß man mit Pech und zündete sie an.

Mordlust und Unkeuschheit pflegen oft Hand in Hand zu gehen. Wir übergehen die Schilderungen der Behandlung indianischer Weiber seitens der Weißen. Verheerende Krankheiten, denen sich auch Epidemien wie Pocken u. s. w. anschlossen, waren die Folge und beschleu-

[1]) Diese Schätzungen waren wahrscheinlich bedeutend über die Wirklichkeit hinausgegangen.

nigten die Aufreibung des armen Volkes. Wer kann sich wundern, daß die Ueberlebenden vom bittersten Haß gegen ihre Bedränger erfüllt wurden? Einer ihrer Häuptlinge (Kaziken), Hatuey, wollte lieber ungetauft die Qualen der Hölle erdulden als im Himmel mit den Spaniern leben, und wies damit noch am Marterpfahl die Bemühungen des Franziskaners zurück, der ihn zu bekehren versuchte.

An den Arawaken war das Werk der Ausrottung bald vollbracht. Länger hielten sich die tapfern und gefürchteten Kariben, auf den kleinen Antillen. Auf einigen Inseln machten sie noch im vorigen Jahrhundert den Engländern dort viel zu schaffen, besonders auf St. Vincent, wo sich durch Vermischung mit Negern die schwarzen Kariben gebildet hatten, die in den Kämpfen zwischen Engländern und Franzosen eine Rolle spielten.[1]) In unsrer Zeit sind nur geringe Reste der Ureinwohner Westindiens übrig geblieben. Auf Dominica, das die Eifersucht zwischen Engländern und Franzosen ihnen lange als Zufluchtsstätte offen erhielt, und wo im vorigen Jahrhundert noch gegen 2000 übrig waren, wurden vor einigen Jahren noch gegen 300 gezählt. Ohne Angabe der Zahl werden sie auf Trinidad erwähnt. Die auf ersterer Insel gehören äußerlich zur katholischen Kirche. Möge sie an diesem Häuflein noch jetzt gut zu machen suchen, was einst ihre verblendeten Bekenner an den Vorfahren derselben so freventlich gesündigt!

Ehe jedoch die Ausrottung der Indianer größere Fortschritte gemacht hatte, sann man schon darauf, für diese schwachen, zur Arbeit unfähigen Menschen ein stärkeres Geschlecht einzuführen. Es war herzliches Mitleid, das dem edeln **Bartholomeo de las Casas** den Gedanken eingab, von den starkgebauten, kräftigen Negern Westafrika's, die unter einem noch ungünstigeren Klima vielfach schon als Sklaven die harte Arbeit gewohnt seien, Arbeiter nach Westindien herüberzuholen. Er hat auf seinem Sterbebette[2]) schmerzlich bereut, einen solchen Rath gegeben zu haben, aus dem ein neuer Strom von Grausamkeit sich im **Sklavenhandel** über Westindien ergoß. Zuerst war das Auskunftsmittel auch auf Bedenken gestoßen. Der Kardinal Ximenes hielt es für unmenschlich, das alte Uebel durch ein neues zu beseitigen und wollte zur Ausführung des Vorschlages nicht die Hand bieten. Er meinte den Indianern noch auf andre Weise helfen zu können. Leider blieben seine desfallsigen Pläne unausgeführt, und **Karl V.**, dem man nach seiner Thronbesteigung vorstellte, wie die Indianer auf den westindischen Inseln immer mehr abnähmen, und die Arbeit von vier Indianern durch die Arbeit eines Negers reichlich ersetzt würde, ertheilte im Jahre 1517 seinem Günstling **Lebresa**, einem Flamländer, das

[1]) Auch die englischen Pflanzer hatten meist nicht viel Humanität für die Indianer. Die Regierung aber bediente sich eines gemäßigten Verfahrens. Von St. Vincent wurden 1796 nach einem unterdrückten Aufstande die letzten Reste jener schwarzen Kariben nach Balliseau, einer der Grenadinen, verpflanzt. Nach Horsford, a voice from the West-Indies, p. 324, sollte noch in neuester Zeit auf St. Vincent eine geringe Zahl derselben übrig sein, die aber ganz isolirt im nördlichen Theile derselben, dem sogenannten Kariben-Lande, lebten.

[2]) † zu Madrid 1566, nachdem er bis 1547 Bischof zu Chiapa in Mexiko gewesen.

Privilegium, jährlich 4000 Afrikaner nach Westindien zu führen. Bald genug erkannte er zwar das durch diese Erlaubniß angerichtete Uebel und erließ daher im Jahre 1542 Gesetze zum Schutze der Indianer und Neger, gab letzteren die Freiheit und verbot den Sklavenhandel. Aber sein kaiserlicher Wille scheiterte an der Habsucht seiner Unterthanen und der vermeintlichen Unentbehrlichkeit der Sklaverei, und Philipp von Spanien hob die Gesetze seines Vorgängers wieder auf. Neue Einfuhren von Afrikanern begannen; bald wurde die von Karl V. festgesetzte Zahl überschritten, und in wenigen Jahren zählte man auf den westindischen Inseln eben so viel Neger als Spanier. Den Aktivhandel mit Negern hatten die Portugiesen lange Zeit allein, da sie allein afrikanische Besitzungen hatten, und die Ehre, welche den portugiesischen Seefahrern in ihrer Heimat zu Theil wurde, ward nach der Zahl der mitgebrachten Sklaven abgemessen, deren jährlich 7—800 allein nach Portugal geführt wurden. Dem Vorgange der Portugiesen folgte zuerst der englische Seefahrer Hawkins, 1562, dessen Handel jedoch die Königin Elisabeth ernstlich mißbilligte. Sein Beispiel blieb längere Zeit ohne Nachahmung; seit aber 1631 Karl I. einer neuen Handelsgesellschaft, die sich mit Negerhandel nach Westindien befaßte, seine Bestätigung ertheilte, trieben die Engländer den Sklavenhandel in stets wachsender Ausdehnung. Eine im Jahre 1662 entstandene Gesellschaft unternahm es, die britischen Kolonien Westindiens jährlich mit 3000 Sklaven zu versorgen, deren Zahl sich in kurzer Zeit auf 9000 vermehrte. Ein Parlamentsbeschluß vom Jahre 1697 erlaubte allen britischen Unterthanen den Sklavenhandel, und während im Jahre 1712 die Zahl der englischen Sklavenschiffe auf 33 sich belief, hatte sie im Jahre 1725 sich bis auf 200 vermehrt. Als die erwähnte Gesellschaft 1739 bankerott machen wollte, wurden ihr 10000 Pfund Sterling aus Staatsmitteln zur Unterstützung gewährt. Von 1700—1786 sind nach angestellten Berechnungen allein auf Jamaica 610,000 und von 1680—1786 nach dem britischen Westindien überhaupt 2,130,000 Neger eingeführt worden. Den Engländern folgten bereits im 17. Jahrhundert auch die Franzosen, Holländer und Dänen, ja selbst die Brandenburger, seitdem der große Kurfürst das Schloß Friedrichsburg auf der Goldküste hatte erbauen und zugleich auf der Insel St. Thomas in Westindien eine Kolonie hatte errichten lassen.

Den Negerhandel selbst werden wir in unsrer Darstellung von Westafrika näher zu betrachten haben. Hier genügt es zu zeigen, wie durch denselben die westindischen Inseln den weit überwiegenden Bestandtheil ihrer jetzigen Bevölkerung erhalten haben. Bis 1807 dauerte dieser Handel mit Menschenfleisch offen und unangefochten. Vom ersten Januar des folgenden Jahres ward er im ganzen Gebiet des britischen Reiches gesetzlich verboten, und auch die andern europäischen Mächte wurden einige Jahre später durch Englands Einfluß bewogen, denselben abzuschaffen. Wenn Portugiesen und Spanier ihn freilich im Geheimen nach lange Zeit fortsetzten, so wurde doch dadurch in der Bevölkerung Westindiens, namentlich der Inseln, die uns hier besonderes angehen, keine wesentliche Veränderung mehr hervorgerufen. Abgesehen etwa von dem

Import auf Cuba, können wir die Schwarzen Westindiens schon seit geraumer Zeit als Eingeborne betrachten.[1])

Doch nicht allein der Sklavenhandel bevölkerte die ihrer Ureinwohner beraubten Inseln, sondern auch die Kolonisation europäischer Völker, wenn diese auch nur zum geringeren Theil. Schon am Schlusse des 16 Jahrhunderts sank die Blüte der spanischen Kolonien, deren freie Entwicklung immer mehr durch die despotischen Maßregeln der Regierung gehemmt war. Ein Haufe von Seeräubern, die Flibustier genannt, welche im 17. Jahrhundert lange Zeit über die westindischen Gewässer Furcht und Schrecken verbreiteten, brachte jene Kolonien weiter und weiter zurück. Mit dem zunehmenden Verfall begannen andre Seemächte in Westindien Besitz zu erlangen. Niederländer, Engländer und Franzosen kämpften hie und da um die Herrschaft, und manche Insel ging zu verschiedenen Malen aus einer Hand in die andre über. Ruhten aber die Kämpfe, so übten die reichen Inseln immer wieder auf die verschiedenen Länder Europa's ihre Anziehungskraft, und mancher ging hinüber um dort sein Glück zu suchen.[2]) So hat denn Westindien seine weiße Bevölkerung erhalten, die freilich nur etwa dem fünften Theile seiner schwarzen und farbigen Bevölkerung gleichkommt. Die Farbigen oder Braunen sind hervorgegangen aus Mischung der Weißen mit Negern, die in mannigfachen Abstufungen erscheint. Die Benennungen für die letzteren sind folgende: 1. Mulatte, Kind einer Negerin von einem weißen Vater. 2. Quadroon (Quadrone, Quarteron), Kind einer Mulattin von einem Weißen. 3. Mestee (Mestiche), Kind einer Quadrone von einem Weißen. Dies waren die in den englischen Kolonien geltenden Grade. Bei weiterem Vorwalten von weißem Blute wurde die betreffende Person zur weißen Bevölkerung gerechnet; die Holländer aber unterschieden noch mehrere Grade. Kinder von Mulatten und Negerinnen heißen Sambo's.

Nach diesen Vorbemerkungen können wir zu einer Schilderung von Land und Leuten übergehen, um ein Bild zu gewinnen von dem Schauplatze, auf dem, und den Verhältnissen, unter denen die evangelische Mission ihr Werk zu treiben hatte. Nicht blos die Bevölkerung ist gegen früher eine andere geworden, sondern auch die Inseln selbst mit ihrer Vegetation haben durch den Plantagenbau und die vielen eingeführten, fremden Pflanzen ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Unsere Schilderung aber würde auch nicht zutreffen, wollten wir in einem Rahmen ein Bild zeichnen von Westindien zu den Zeiten der Sklaverei und im Zustande der Freiheit. Um uns den Blick nicht zu verwirren, wollen wir versuchen die beiden Bilder getrennt, möglichst nach unparteiischen Quellen zu zeichnen.

---

[1]) Sie sind Kreolen. Mit diesem Namen werden alle in den Kolonien gebornen Kinder und Nachkommen der Eingewanderten oder Eingeführten benannt. Also auch die Nachkommen der europäischen Ansiedler heißen Kreolen.

[2]) Beiläufig sei erwähnt, daß auch Angehörige der genannten Nationen, wo sie noch mit Indianern zusammentrafen, sich nicht viel weniger grausam zeigten, als früher die Spanier, z. B. Franzosen auf Grenada.

2. Land und Leute vor der Emanzipation.

Nur mit Entzücken erzählen die Besucher Westindiens von seinen herrlichen Naturschönheiten. Wie Juwelen schimmern die Inseln über der klaren Flut, die ungetrübt den Blick bis zum Meeresgrunde durchdringen läßt. Vom Ufer erheben sich sanfte Hügel im hellgrünen Kleide der Zuckerrohrfelder. Da und dort schimmert das weiße Wohnhaus einer Plantage daraus hervor, umgeben von einigen hohen Kokospalmen mit ihren mächtigen Wedeln, die gravitätischen Straußenfedern gleichen. Nicht weit davon steht an einem hervorragenden Punkte die Windmühle, daneben die Gebäude der Zuckersiederei. Gärten mit Fruchtbäumen deuten den Ort an, wo die hinter ihnen versteckten Negerhütten liegen. Weiterhin aber erhebt sich eine dichtbewaldete Kuppenreihe, auf die eine zweite und dritte folgt, überragt von einer oder etlichen Bergspitzen, die bis oben hin das glänzendgrüne Gewand einer üppigen Vegetation tragen. Darüber wölbt sich ein heiterer Himmel, vor dessen leuchtendem Blau selbst der Himmel unsrer schönen Sommertage erbleichen müßte. Früh des Morgens muß man hinaus, um sich an dem Bilde zu laben, wenn es am prächtigsten ist, wenn im Osten, ehe die Sonne dem Meere entsteigt, Farbentöne — selbst grün, orange, lila und purpur — ausgegossen sind, wie sie schwerlich der Pinsel eines Malers wiederzugeben vermag. Schön ist auch der Abend mit seiner sanften, fast schwermüthigen Stimmung, die auf der Landschaft ruht, doch die Herrlichkeit des jugendfrischen Morgens erreicht er nicht. Unvergleichlich aber ist die Nacht in Westindien mit dem glänzenden Heer der Sterne, deren einer oder der andere[1]) so leuchtet, daß alle Gegenstände einen Schatten werfen. Balsamische Lüfte erquicken, was am Tage unter der Sonnenglut seufzte. Mit Ergötzen folgt der Blick dem Fluge der Leuchtkäfer, die zu Tausenden mit ihrem sanften Lichte hin und wieder ziehen. Steht aber der volle Mond am Himmel, so scheint die ganze Landschaft in eine wonnige Helle getaucht, die alles deutlich erkennen läßt, ohne mit scharfen Strahlen das Auge zu treffen.

Nicht alle die kleinen Antillen haben freilich jene bewaldeten Berge, wie ich sie oben von Dominica, St. Vincent und Grenada beschrieb. Andere, wie Antigua und Barbados,[2]) sind ihrer Wälder längst beraubt. Die Kulturen ziehen sich hinauf bis zum Gipfel der Berge. Dafür aber sind auch die Bäche versiegt, die einst murmelnd durch die Thäler eilten, und die Quellen sind verschwunden, sodaß man sich mit gesammeltem Regenwasser begnügen muß. — Die großen Antillen haben zum Theil auch weite Grasflächen, Savannen, die nur im Hintergrunde von den blauen Gebirgen begrenzt erscheinen.

Kein Winter entfärbt die westindische Landschaft. Doch gibt's dort zwei verschiedene Jahreszeiten. Die trockene beginnt mit dem April und dauert bis Ende August. Nur im Mai ist sie von einer etwa 14tägigen leichten Regenperiode unterbrochen, durch die der Pflan-

---

[1]) Die Venus sehr auffallend.
[2]) Die Engländer sprechen „Barbēdos".

zenwuchs eine unglaubliche Triebkraft empfängt. Andauernde Hitze bei wolkenlosem Himmel herrscht in den andern Monaten. Sie ist indessen weniger intensiv als in andern Tropenländern[1]), da sie durch den mit großer Regelmäßigkeit eintretenden östlichen Seewind gemildert wird. Jeden Morgen 8 Uhr erhebt sich derselbe, steigert sich bis Mittag, und nimmt dann wieder ab, bis um 5 Uhr Nachmittags völlige Windstille eintritt. Gegen 8 Uhr Abends beginnt auf den hohen Inseln von den Bergen her der Landwind zu wehen. Trotzdem wird die Hitze durch ihre lange Dauer ohne Abwechselung recht lästig. — Mit dem September tritt die kühlere Jahreszeit ein, deren erste Hälfte die Regenzeit ausmacht. Heftige Regengüsse rauschen nun täglich hernieder, dazwischen aber kommen immer wieder Stunden, in denen die Sonne vom heitern Himmel niederbrennt und aus dem feuchten Boden Fieberdünste hervorlockt. Auch ist diese Zeit gefährlich durch die zuweilen mit rasender Heftigkeit auftretenden Orkane, die Bäume entwurzeln, Häuser umstürzen und ganze Landstriche verwüsten. Keineswegs aber ereignet sich dergleichen in jedem Jahre. Ist der November vorübergegangen, so lacht wieder der ungetrübte heitere Himmel über Westindien, und bei etwas gesunkener Temperatur dauert unverändert das schönste Frühlingswetter.

Doch begeben wir uns ans Ufer, um so eine Insel näher in Augenschein zu nehmen. An einigen Orten (z. B. Kingstown auf St. Vincent) muß der Ankömmling aus dem Boote sich ans Land tragen lassen. Eine Anzahl Schwarzer steht im Wasser bereit, um ihm diesen Dienst zu thun. Mit lautem Durcheinanderschreien streiten sie sich, wer diesen und jenen Massa tragen will. Der dort mit dem grauen Filzhut und den steifen Vatermördern, unter denen ein rothseidenes Halstuch von einer goldenen Nadel zusammen gehalten wird, packt dich sicher, du mußt seinen, mit einer nicht eben sauberen blau und weißgestreiften Kattunjacke bedeckten breiten Rücken besteigen, und so geht es patsch, patsch dem Ufer zu, daß das kühle Seewasser dir bis an die Ohren spritzt. Du mahnst deinen Träger vorsichtiger zu gehen. Doch er beruhigt dich in freundlicher Geschwätzigkeit: „Salzwasser seh...r gut, 'haftig Massa für weiße Manns(H)Aut; Bökra niemals hol sich Tod von kalt Salzwasser, 'steht sich blos Massa Bökra nich drin versaufen!"[2])

Glücklich ans Land gelangt suchen wir eine Herberge in der Stadt auf, die wie die meisten westindischen gleich am Strande liegt. Die Straßen sind eng, unregelmäßig und schmutzig. Die hölzernen Häuser sind mit Veranden versehen, unter denen sich vielfach Läden von Krä-

---

[1]) Für Jamaica werden + 25° R. als Maximum, + 20° als Minimum angegeben.

[2]) Es hat etwas Mißliches, den Negerdialekt in einer andern Sprache nachzuahmen; doch glaubte ich mit Rücksicht auf die Leser, die des Englischen nicht mächtig sind, dies Verfahren einer Wiedergabe des Originals vorziehen zu müssen. Nicht auf allen Inseln übrigens sprechen die Neger englisch; auf einigen haben sie ein verdorbenes Holländisch oder Französisch. Dem Ankömmling klingt es seltsam. Die langgezogene Aussprache der Wörter, die übrigens auch den weißen Kreolen eigen ist, fällt jedem auf. Die Neger aber versteht man gewöhnlich in der ersten Zeit fast gar nicht. Es gehört viel Uebung dazu, um in die auf eigenthümliche Weise im Kopfe des Negers grammatisch verarmte Sprache einzudringen. Böckra (buckra) werden die Weißen genannt. „Deddy" = Vater, „Pikaninny" = Kind u. s. w.

mern und Werkstätten von Handwerkern befinden. Die zahlreichen breiten Fenster des oberen Stockwerks sind mit grünen Jalousien geschützt. Auf den mit Schindeln gedeckten, nicht steilen Dächern vermißt der Europäer die Schornsteine. — Wer nicht durch Bekanntschaft oder Empfehlungsbriefe in einem Privathause Quartier erhalten kann, muß in einem Gasthause ein Unterkommen suchen, wo er von der braunen Wirthin, vielleicht einer etwas zweifelhaften Persönlichkeit, höchst würdevoll empfangen wird. Sehr geputzt, in bunten Kleidern nach französischer Mode, reichlich behängt mit Gold und Edelsteinen, sitzt sie ziemlich ungenirt in ihrem bequemen Armstuhl zwischen den offenen Thüren des Hausflurs, um ihre Gäste zu empfangen. Eine kurze Unterhaltung mit ihr gibt sofort ein Pröbchen von der Schwatzhaftigkeit und Eitelkeit dieser Klasse. Hören wir geduldig zu, denn leicht wird ein Mulatte beleidigt, und über die kleinste Veranlassung entbrennt Zorn und Rachsucht. Hat doch Fräulein Austin[1]) im Jähzorn nach einem ihrer Gäste z. B. mit einer Flasche geworfen, ganz zu geschweigen von dem Strom der Schimpfreden, den manche andre über den Hals bekommen, wenn sie die unverschämt hohe Rechnung für ein geringes Maß von Comfort zu kritisiren wagen. — Viel Studien könnten wir noch in dem Gasthause mit seiner schwarzen Bedienung anstellen. Wir werden es nicht verlassen ohne diesen oder jenen Beweis von der Faulheit, der Lügenhaftigkeit und der Dieberei der letzteren erfahren zu haben. Doch hinaus aus der engen Stadt, in der sich die Hitze häuft und die schwüle dunstige Atmosphäre dem Ankömmling gefährliche Krankheit droht.[2]) Suchen wir eine der draußen auf den Hügeln frei und luftig gelegenen Plantagen auf.

Unser Weg führt zwischen wohlbestellten, sauberen Zuckerrohrfeldern hin, auf beiden Seiten mit lebendigen Hecken gesäumt. Hier zeigt eine genauere Betrachtung aller Pflanzen, die uns umgeben, erst recht, wie wir uns in einer ganz neuen Welt befinden. Was man daheim mit Mühe in den Warmhäusern zieht, wächst hier ohne Mühe als Unkraut am Wege, doch schöner und vollkommener als dort die werthvollsten Exemplare. Unter den fremdartigen Gesträuchen der Hecke wuchert dort die Fuchsie mit ihren leichtbeweglichen rothen Glöckchen; Convolvolaceen mit mächtigen weißen oder fleischfarbenen Kelchblumen, Schlingpflanzen mit brennender Scharlachblüte, Cacteen, deren sonderbare fleischige Gestalten mit gefährlichen Stacheln bewaffnet sind, dort wieder Myrthengewächse mit ihren dunkelgrün glänzenden Blättern, durchflochten von der bekannten Passionsblume, auf weite Strecken der Guavabusch beladen mit pflaumenartigen wohlschmeckenden Früchten, hie und da das Ganze überragt von Tamarinden mit ihrem zartgefiederten Laube, — wir könnten Stundenlang nach rechts und links blicken und würden immer wieder etwas Neues und Schönes finden. Auch die Fauna zeigt uns

---

[1]) Eine Wirthin zu Bridgetown auf Barbados, einstmals eine bekannte Persönlichkeit.

[2]) Einzelne Städte mögen freilich auch damals schon eine vortheilhafte Ausnahme gemacht haben.

neue Gestalten, wenn auch nicht in so reicher Mannigfaltigkeit wie die Flora. Grün- und rothgoldig schimmernde Kolibris schwirren leicht von Blüte zu Blüte. Dort sitzt ein grauer Vogel in den Zweigen, so groß wie eine Drossel, der bald diese, bald jene andre Vogelstimme nachahmt. Hier vor uns fliegt die Rabenkrähe vom Wege auf, sie ist ein fleißiges, gern gesehenes Wesen, das das Geschäft des Gassenkehrers besorgt. Braune Pelikane fliegen über uns fort, dem Strande zu, während da, wo sich rechts statt der Rohrfelder die weite mit Guineagras bedeckte Fläche öffnet, ein ganzer Schwarm von kleinen grauen Vögeln mit rothen Schnäbeln hinweghuscht, erschreckt von unsern Schritten. Es sind Reisvögel, die vom nördlichen Kontinent herüberkommen, wenn dort die Reisernte vorüber, um sich hier von der Frucht des genannten hirseartigen Grases zu nähren. In den Wäldern und Kostgründen (siehe unten) würden wir noch manche prächtig gefiederte Vogelart bemerken, doch ohne die Lieder unsrer Waldsänger. Von Landthieren möchten wir kaum vielen andern begegnen, als unsern gewöhnlichen Hausthieren, die sämmtlich nach Westindien eingeführt sind, das an sich arm an vierfüßigen Thieren war; ja manche der ursprünglich vorhandenen Spezies sind wie die Urbewohner ausgerottet worden.[1]) Doch mag uns hie und da eine Schlange in Schrecken setzen, und vielleicht nicht minder der unschädliche Leguan, eine mächtige Eidechse. Hätten wir in der Stadt einen Gang über den Markt gemacht, so würden wir die Mannigfaltigkeit der Fische mit den herrlichen Farben und dem starken Gold- und Silberglanz ihres Schuppenpanzers haben bewundern können, auch die mächtige Riesenschildkröte, deren treffliches Fleisch zum Verkauf ausgeschlachtet wird. Mit Insekten hatten wir vermuthlich schon im Gasthause Bekanntschaft gemacht und trotz des Mosquitonetzes, das die breite Bettstatt umgab, hatten uns jene Blutsauger wohl manchen Aderlaß beigebracht. Eine andre Plage Westindiens sind die Kakerlake, eine Art Schabe, die alles, Zeug, Leder, Papier u. s. w., zerfrißt. Auch die gefräßigen Ameisen sind zu erwähnen.

Doch genug der naturgeschichtlichen Betrachtungen. Wir lenken ein in den Weg, der der nahen Plantage zuführt. Zwei Reihen schlanker Kohlpalmen bilden eine Allee, die durch ihre Gleichförmigkeit uns einen Eindruck macht, als sei sie nicht gewachsen, sondern das Werk eines Architekten; fast könnte, wer selten Palmen sah, sie unnatürlich steif finden. — Bald stehen wir vor dem einfachen, aber geräumigen Hause, dessen ganze Wandflächen fast eingenommen werden von den bis zum Boden herabreichenden Fenstern, die natürlich mit Jalousien geschlossen sind. Einer von den vielen Hausſklaven, nett und sauber gekleidet, empfängt uns unter der Veranda und führt uns zum Massa.

Muß uns nicht das Herz klopfen, wenn wir bei einem Sklavenhalter eintreten? Bei einem jener Scheusale, die ihre wie Vieh gekauften

[1]) Auf den größeren Inseln und wo Wälder sind findet sich noch das Ferkelkaninchen (Aguti), ein kleines Wildschwein (Pekari), ein paar kleine Affenarten u. s. w. Ein Reh wird erwähnt, das aber eher einem plumpen Kalbe als dem leichtfüßigen europäischen Namensvetter ähnlich sein soll. Auch kommt namentlich auf den Bahama's der Waschbär vor.

Mitmenschen um schnöden Gewinnes willen mit erdrückender Arbeit plagen, bis ihr letzter Tropfen Kraft herausgepreßt ist, und die, wo in den armen Schwarzen sich ein Funke von Freiheitsgefühl regt, mit eigner Hand die Geißel schwingen und ihre unglücklichen Mitbrüder und Mitschwestern um geringfügiger Veranlassung willen mit satanischer Bosheit zu Tode martern! So steht uns der westindische Pflanzer aus Tausenden von Schilderungen vor der Seele. — — — Gemach, mein Freund, wir werden sogleich sehen, wie es in dieser Zeit (in die wir uns versetzt haben; 1820—30) mit dieser Art von Leuten steht. Ich will nicht sagen, daß alle jene Schilderungen aus früheren Zeiten unwahr seien. Gewiß hat es solche Unmenschen gegeben, gewiß sind solche Grausamkeiten vorgekommen, namentlich in jenen alten Zeiten, vor 100 oder 150 Jahre, wo jedem Besitzer über seine Sklaven die weiteste Willkür offen stand. Ich zweifle auch nicht, daß bisher einzelne Fälle vorkommen, in denen ein Herr im Jähzorn einen Sklaven so straft, daß er Schaden an seinem Leibe und Leben leidet, oder daß manche, im Hinblick auf die weit überlegene Negerbevölkerung, sich selbst nicht anders schützen zu können meinen, als indem sie durch nachsichtsloses Strafen aller Uebertretungen den gefährlichen Haufen durch Schrecken im Zaume halten. Aber das ist das Unzutreffende an jenen Schilderungen, daß sie die schwärzesten Züge zusammensuchen und zu einem Bilde verbinden, in dem die übrigen der gleichen Schuld und Schmach nicht theilhaftigen Zustände ohne weiteres übergangen und also todtgeschwiegen sind für den Leser, der nun, was von einzelnen Fällen angeführt ist, generalisirend von dem Ganzen gelten lassen muß. Ich wünschte, wir könnten einen gerechten Vergleich anstellen und eine genaue Chronik aller Vorgänge von 10 durchs Loos bestimmten westindischen Plantagen mit einer solchen von 10 gleichermaßen gewählten deutschen Edelhöfen zusammenhalten. Ich meine, wenn wir darnach die durchschnittliche Behandlung der Sklaven dort und der Leibeignen hier in die Waage werfen, dürfte jene gegen diese vielleicht nicht allzutief sinken.[1])

Doch treten wir ein bei dem Pflanzer. Hoffentlich haben wir nicht so einen getroffen, wie es hie und da auch einen geben mochte, der erbittert über die immer deutlicher hervortretende Emanzipationsbewegung, jeden der da kommt, um sich nach den Verhältnissen der Sklaven zu erkundigen, für einen Spion hält und ihm mit offner Kälte die Thür weist. Nein wir werden mit der anerkannten Gastfreundlichkeit westindischer Familien aufgenommen. Auch die Frau des Hauses wird das Ihrige thun, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Wenige Stunden der Beobachtung übrigens genügen, uns zu zeigen, wie diese Leute keineswegs ein Leben in Nichtsthuerei und Ueppigkeit führen.[2])

---

[1]) Wir haben hier die Verhältnisse der für die evangelische Mission in Betracht kommenden Inseln im Durchschnitt im Auge. Jamaica speziell betrachtet würde allerdings zum Theil ein anderes Bild liefern, worüber weiter unten einiges zu sagen ist.

[2]) Manche Plantagen wurden freilich von Verwaltern geleitet, während die abwesenden Besitzer in England ein bequemes Leben führten. Unter diesen Verwaltern sollen freilich die Verhältnisse der Sklaven ungünstiger gewesen sein, als unter den Herren selbst.

Der Mann hat seine harte Arbeit, den complizirten Mechanismus einer Plantage mit ihrer Vereinigung von Ackerbau und Fabrikation im Gange zu halten; trotzdem daß ein paar Aufseher ihm zur Seite stehen, muß er seine Augen überall haben. Auch die Frau des Hauses spielt keineswegs nur die große Dame. Sie hat mehr zu thun als manche Frau eines Gutsbesitzers daheim. Sie muß für das Federvieh und die Schweine im Hofe, sowie für den Küchengarten sorgen, die Wäsche und Kleidung der Familie sowie ihrer Haussklaven im Stande halten, die Küche überwachen und manche Gerichte selbst zubereiten. Die meisten Anliegen der Neger werden an die „Misses" gerichtet; sie muß geduldig ihre langen Vorträge anhören, wird behelligt mit all' den kleinen Eifersüchteleien und Querelen, die unter den Schwarzen nicht abreißen, u. s. w. dabei zeigt das Haus wohl Comfort, aber doch auch wieder vielfach verhältnißmäßige Einschränkungen. Weshalb die Schaar der in demselben beschäftigten schwarzen Dienerschaft kein Zeichen von übertriebenem Luxus ist, werden wir sehen, wenn wir auf die Leistungen der letzteren zu sprechen kommen.

Zunächst aber fassen wir die Feldneger ins Auge, deren 2—300 zur Plantage gehören mögen. Etwa 1000 Schritt vom Wohnhause des Herrn liegen ihre Hütten, da wo ein flaches Thal den fruchtbarsten Boden darbietet. Dichte Gruppen von Fruchtbäumen umgeben sie. Hier könnten wir wieder unsre botanischen Betrachtungen beginnen. Die breitblättrigen Bananen und Plantanen mit ihren mächtigen Fruchtbüscheln, die hohen Brodfruchtbäume mit ihren glatten grauen Stämmen, ihrem dunkelgrünen Laube und den kopfgroßen Früchten, deren Schale so auffallend in regelmäßige Sechsecke getheilt ist, die Mangobäume mit pflaumenartiger Frucht, Orangen, zwischen deren glänzendem Laube schneeweiße Blüten und die goldnen Früchte schimmern,[1]) der Papaw (Pepo) mit seinen Melonen, und viele andre fremdartige Fruchtbäume suchen unsre Aufmerksamkeit zu fesseln. Sicherlich um diese Fülle von Früchten, die hier den Negern ohne viel Mühe zuwachsen, möchte mancher sie beneiden. — Aber wir sind in die offne Straße ihres Dorfes eingetreten, die aus zwei regelmäßig angelegten Reihen netter, weißer Häuschen besteht. Sie sind aus Pfosten und Flechtwerk, das mit Lehm beworfen und mit Kalk angestrichen wird, gebaut, mit einem Dach von den Blättern des Zuckerrohrs. Die Fenster sind mit Läden geschlossen, auch die Thüren sind mit eigenthümlichen, selbstgemachten, hölzernen Schlössern wohl versichert; bei einigen ist zum Ueberfluß noch ein europäisches Vorlegeschloß hinzugefügt. Jetzt nämlich sind alle arbeitsfähigen Neger bei der Arbeit. Nur hie und da steht eine Thüre offen: es sind die Häuser der Alten und Invaliden.

Dort sitzt einer vor der Thür. Er muß wohl bereits ein hohes Alter erreicht haben, denn sein wolliges Haar leuchtet schneeweiß von dem schwarzen Gesicht abstechend, und das Haupt ist in zitternder Bewegung, die sich der breiten Krämpe seines Strohhuts mittheilt. Man könnte nicht sagen, daß er sauber gekleidet ist, doch wäre es andrerseits

---

[1]) Die meisten dieser Bäume sind erst von den Europäern eingeführt.

eine grobe Uebertreibung, wollten wir erzählen, daß er nur in Lumpen gehüllt war. Eigenheit und Sauberkeit ist nun einmal nicht jedermanns Sache. Mancher unsrer Tagelöhner würde unter den Verhältnissen jenes Klimas froh sein und sich immer gut kleiden, wenn er Zeit seines Lebens jährlich zu Weihnachten das Zeug zugemessen bekäme, wie es jeder Sklave, auch dieser Greis noch immer erhält: etwa 10 Ellen wollenen Stoffes, 7½ Ellen Leinwand u. s. w. Sonderbar scheint uns das buntseidene Halstuch zu dem schmutzigen Hemde zu stimmen — auch das Alter hat die Eitelkeit nicht ganz ausgelöscht. Der Alte sitzt auf einer niedrigen Bank, um ihn her eine ganze Versammlung von Hühnern, denen er aus dem zwischen seinen Füßen stehenden Korbe dann und wann eine Hand voll Mais vorwirft. Er redet mit ihnen. Die verwegenen, die dem Korbe selbst nahen, schilt er und wehrt ihnen mit der Hand. Andre ermuntert er näher zu kommen und nicht so schüchtern zu sein. Es ist ein interessantes Bild. „Kein Wunder", sagt unser Begleiter, der Herr der Plantage, daß der alte John seine Hühner so lieb hat. Glauben sie mir, er macht sich mit seiner Geflügelzucht jährlich seine 5—6 Pfund Sterling (= 40 Thlr.) die er baar zurücklegt." „Aber wie kommt er zu dem erforderlichen Futter?" — — „Ein junger Bursche, sein Enkel, ist beauftragt, den ihm zugetheilten Grund und Boden zu bearbeiten; es fehlt ihm nie an dem nöthigen Mais. Die knöcherne Hand des Alten sorgt schon von Zeit zu Zeit dafür, dem faulen Schlingel einzuschärfen, daß er ihm die Pflanzung nicht vernachlässigt."

Doch jetzt hat uns der alte John bemerkt. Indem er das Gesicht zu freundlichem Lächeln verzieht, tritt er dem Herrn entgegen. Sein ganzes Benehmen verräth eher Zutraulichkeit als sklavische Furcht. Bald ergießt sich ein Strom schwer verständlicher Rede aus seinem zahnlosen Munde, wir hören nur, wie er sich erkundigt nach dem Befinden der „Misses" und all de sweet pikaninies (aller süßen Kinder). Gefragt, wie es gehe, hat er freilich viel zu klagen. Es mag überhaupt wenige Neger geben, die nicht fortwährend mit bedauerlichem Gesichte was zu klagen hätten. Diesmal geht es gegen die Frau seines Nachbarn: „Sie bös zu sehr, Massa w'rhaftig, sie sicherlich mir stehl fünf Ei dies Morgen u. s. w." Da er aber keinen Beweis für den Diebstahl beibringen kann, wird seine Bitte um Bestrafung der Uebelthäterin abgelehnt und der Massa besänftigt den Alten mit seinen eignen traurigen Erfahrungen; die herrschaftlichen Hühner nämlich legen immer nur spärlich, während einige schlaue Neger vielleicht dreimal so viel Eier zu Markte bringen, als ihre Hühner zu legen im Stande waren. Mit einem tiefen Seufzer und: „o God allmächtig, o Christ, Welt bös zu sehr!" schließt John dies Kapitel.

Doch wir wollen das Innere des Häuschens sehen. Es ist eins von den kleinsten, nur 20 Fuß lang und 15 breit. Eine Scheidewand trennt die Schlafkammer von der Wohnstube. Der Fußboden ist festgestampfter Lehm, in vielen andern Häusern aber würden wir die Wohnstube gedielt finden, wie sie denn auch gewöhnlich größer sind (20 und 30 Fuß) und mehrere Zimmer enthalten. Hier finden wir

einen Tisch und ein paar Stühle und eine Bank, zwei Kisten, deren eine Johns, die andre seines Enkels Kleider und Habseligkeiten enthält. Auf einem Wandbrett prangen mehrere bunte Teller und Tassen, Gläser u. dergl. Darunter liegen die nicht grade reinlichen Kalabassen und Kochgeräthe. In der Schlafkammer stehen die Betten der beiden, mit getrockneten Bananenblättern gestopfte Säcke und Kopfkissen, auf einfachem Gestell, darüber weiße, wollene Decken, die freilich nicht mehr sehr reinlich sind — doch es ist bald Weihnachten; da gibt es neue. — In einigen Häusern würden wir eine viel vornehmere Einrichtung finden: gute Mahagonimöbel, eine breite Bettstelle mit Moskitonetz und dergleichen.

Besuchen wir noch ein oder das andre alte Mütterchen, oder einen Krüppel, der einst in der Mühle zu Schaden kam, jetzt aber das gleiche Auskommen hat und ebenso versorgt ist, wie ein arbeitsfähiger Mann, so wird die Zeit der Vormittagsarbeit verstrichen sein. Die Arbeiter haben ihre Grasbündel, die sie jedesmal für das Vieh der Plantage mitbringen müssen, in den Ställen abgeliefert (was ihre zwei freien Mittagsstunden um etwa 10 Minuten schmälern soll), nun wird die Straße belebt von Männern, Frauen und Kindern. Sehen wir uns das bunte Gewimmel einige Minuten aufmerksam an — soviel muß uns sofort klar werden, daß wir diese krausen Wollköpfe nicht alle, wie das Sprichwort sagt, über einen Kamm scheeren dürfen, daß es auch unter den Negern ordentliche und liederliche gibt. Es ist allerdings kein schöner Anblick, den jene Weiber darbieten, die die Taille ihres schmierigen Kleides von buntgeblümtem Zitzkattun heruntergezogen haben, daß sie mit den Aermeln hinten nachbammelt, während sie mit völlig nacktem Oberkörper einhergehen. Andre dagegen gehen wirklich anständig gekleidet, ja geputzt, namentlich mit den buntseidenen ostindischen Taschentüchern, die sie turbanartig um den Kopf gewunden haben. Einige haben sogar ihren Schmuck bei der Arbeit getragen. Auch unter den Männern bemerken wir etliche, die geradezu als Stutzer zu bezeichnen sind; jener da mit dem rothen Soldatenrock und den steifen Vatermördern, oder dieser hier im blauen Frack mit blanken Knöpfen, mit der goldnen Uhrkette über der weißen Piqué-Weste und den blanken Wellington-Stiefeln.[1]) Andre freilich gehen sehr nachlässig, nur mit Hemd und Beinkleid, und die meisten gehen barfuß.

Ob diese so lustig schwatzenden Menschen wohl zu sehr angestrengt wurden bei der Arbeit? Einem europäischen Arbeiter freilich würde es schwer angekommen sein, in der glühenden Sonne die Hacke zu schwingen. Doch der Neger kann außerordentlich viel Hitze vertragen, ja sobald die Temperatur etwas sinkt, ist ihm nicht wohl. Dennoch sehen wir diesen und jenen sich den Schweiß von der Stirn wischen, und die meisten sind froh, wenn sie sich zur Ruhe ausstrecken können, nachdem sie eine geröstete Yamswurzel oder ein paar geröstete Bananen mit einem Stückchen Stockfisch genossen haben. Zu Mittag nämlich halten

[1]) Den betreffenden Fall solches Gala-Anzuges bei der Arbeit fand ich allerdings nur als eine Ausnahme erwähnt, u. z. bei einem braunen Knaben.

sie nicht die Hauptmahlzeit. Doch trinken sie reichlich Wasser mit einem Zusatz von Rum, oder die Frauen besonders mischen es lieber mit Melasse (Syrup). Bald wird es in den meisten Häusern still und hie und da vernimmt man durch die offnen Fenster ein lautes Schnarchen. Dennoch fühlt der eine oder andre noch Lust und Kraft, auch in der Mittagsstunde etwas für sich zu thun. Da z. B. geht einer mit der Angelruthe nach dem klaren Bach. Ein kühles Bad thut wohl, und behaglich ist es den schwarzen Körper von der Sonne trocken scheinen zu lassen. Inzwischen beißt schon ein Fisch an. Mit kindischer Freude wird der Fang herausgezogen, und das Herausreißen des Angelhakens geschieht fast mit einer Art Lust an Thierquälerei. Es kommt ein zweiter und dritter Fisch, und ehe die größere Hälfte der Mittagszeit verstrichen, hat Charley ein Gericht zusammen, das er vergnügt der Misses hinträgt und dafür den Marktpreis mit 1½ Schilling (½ Thaler) ausgezahlt bekommt.

Andre begleiten wir nach ihren Kostgründen (Provision-grounds). Jeder Sklave, Mann und Weib, erhält nämlich ein mehrere Morgen großes Stück Ackerland meist auf dem fruchtbarsten Boden. Selbst für jedes Kind wird den Eltern ein gleiches Stück zugemessen. Hier können sie nicht nur ohne viele Mühe Lebensmittel für ihren eignen Bedarf erbauen, sondern jeder fleißige Neger gewinnt außerdem soviel Waaren für den Markt, daß er eine ansehnliche Summe Baargeld erwerben kann.[1])

Zur Bearbeitung dieser Pflanzungen wird ihnen freilich außer der alltäglichen Zeit, die nicht von den Arbeitsstunden besetzt ist, nur der Nachmittag des Sonnabends gewährt. Ich will nicht entscheiden, ob diese Zeit ausreichend ist; jedenfalls arbeiten viele, die es zu etwas bringen wollen, auch Sonntags dort. In diesem Punkte mögen die westindischen Pflanzer sich derselben Sünde gegen das 3. Gebot schuldig gemacht haben, wie sie heute noch (nicht 1830, sondern 1875!) von vielen deutschen Gutsbesitzern in noch höherem Maße begangen wird, die ihren Arbeitern wohl Feld gewähren, aber keine Viertelstunde Zeit an einem Wochentage, um die nöthige Arbeit auf demselben zu verrichten, die ohne weiteres zur Entheiligung des Feiertags veranlaßt.

Wir aber nehmen die Kostgründe der Plantagen-Neger näher in Augenschein. Sie sind so verschieden wie die Neger selbst: einige wild mit Unkraut überwuchert, das hier noch ganz andre Triebkraft entfaltet als daheim bei uns, andre sauber und ordentlich. Wie hübsch ist hier der lange Plantanengang angelegt und gehalten, während der Nachbar die mächtigen Stauden auf einer weiten Fläche überbreit wachsen läßt, dicht durchrankt mit wilden Schlingpflanzen. Die Kultur dieser

[1]) Es wird gesagt, daß diese Summe mit Leichtigkeit auf 30 Pfund Sterling (= 200 Thlr.) gebracht wurde, daß andre aber weit mehr erzielten. Sie binden das ersparte Geld in Tücher und verbergen es so unter dem Dache ihres Hauses. Bei manchen soll sich eine ganze Reihe solcher Geldbündel angesammelt haben, die ein ansehnliches Vermögen ausmacht. Viele aber sind nachlässig oder verschwenderisch und legen nichts zurück. — Es sei hier sogleich bemerkt, daß jeglicher Besitz der Sklaven (ohne Ansprüche der Herren) auf ihre Erben überging.

herrlichen Pflanze[1]) ist höchst einfach. Aus den gepflanzten Wurzelschößlingen erhebt sich schnell der Schaft mit seinen mächtigen Blättern, der im Gipfel 30—40 gurkenförmige Früchte, die einen großen Büschel bilden, im Laufe eines Jahres zur Reife bringt. Dann wird er abgehauen, und aus dem Wurzelstock sprießen sofort mehrere neue Pflanzen auf. Jene süßen, mehr mehligen als saftigen Früchte bilden eines der Hauptnahrungsmittel für die Neger. Demnächst möchten als solches die Yamswurzeln zu nennen sein, deren Ranken die Fleißigen sorgfältig am Stäbchen hochziehen. Weiter sehen wir weite Strecken mit Manioka bepflanzt, hier Kassavi genannt, einem mannshohen Strauch mit langstieligen gelappten Blättern, dessen dicke Wurzeln nach Entfernung des giftigen Saftes ein gutes Mehl liefern. Dort aber wachsen die herrlichsten Ananas in Masse nebst mancherlei Hülsenfrüchten (Lima-Bohne) und dem beliebten Kalialou, eine Art Spinat. Kürbisse, Melonen und Gurken gedeihen wie Unkraut. Erwähnen wir noch des Maisfeldes, das sich meist auf den Kostgründen findet, so dürften die wichtigsten Pflanzen genannt sein, die die Sklaven anbauen. Dies selbst macht wenig Arbeit; denn in der Treibhaustemperatur von Westindien wächst alles fast ohne Pflege — nur das Reinigen darf nicht versäumt werden. Viel übrigens haben jene, die noch in der Mittagszeit dort etwas schaffen wollten, nicht ausgerichtet. Nachdem sie etwas Futter für die Schweine und Ziegen zusammengerafft haben, kehren die meisten zum Dorfe zurück. Die Bündel tragen sie auf dem Kopf. Lauschen wir auf die Unterhaltung jener beiden Mädchen. Die mit der feuerrothen Pelerine lacht ihre Gefährtin freundlich an, daß ihre blendendweißen Zähne sichtbar werden. „Nun bald gut Zeit komm", sagt sie, „wenn Rohr reif, kein Futter hol von Kostgrund. All Rohr für die Schwein, schmeckt ihm schön zu sehr". Sie freut sich, nächstens auf bequemere Weise besseres Futter stehlen zu können. Die andre aber hat das Ziel ihrer Freude noch näher. Sie erzählt geheimnißvoll mit schlau winkenden Augen, wie auf einer andern Plantage diesen Abend ein Ball sein wird, wie sie sich mit einer der Haussklavinnen verabredet habe, auch dahin zu gehen, und diese ihr bereits 3 bei einer Gesellschaft des Massa gestohlene Flaschen Porterbier eingehändigt habe, die bei dieser Gelegenheit verwendet werden sollen. — —

Die Hausthiere sind gefüttert. Noch ist ein Stündchen Zeit zu verschlafen, bis der Treiber mit dem Knall der Peitsche die Schläfer weckt und das Zeichen gibt, daß die Nachmittagsarbeit zu beginnen hat.

Wieder ist's einige Stunden still im Negerdorf. Um 6 Uhr aber beginnt der Feierabend. Der ganze Zug kehrt mit den Grasbündeln auf den Köpfen vom Felde zurück, zunächst nach den Ställen. Dann wird es vor den Häusern lebendig. Vor jeder Thür brennt ein Feuer. In Töpfen, Pfannen und Tiegeln brodeln und dampfen allerlei Gerichte. Hier ist's dem neugierigen Blicke leichter, einem andern in die Töpfe zu gucken! Um so mehr sucht jeder eine Ehre darin etwas Gutes zu kochen; und die Kochkunst steht hier keineswegs auf einer zu niedrigen

[1]) Plantane und Banane sind nur wenig verschiedene Spezies der Musa.

Stufe. Yamssuppe mit Bohnen, Spinat mit Stockfisch, eine Art Pudding von Bananen u. s. w. sind beliebte Gerichte, von denen einige selbst von den Weißen geschätzt werden. Dann und wann findet man auch bei einzelnen Negern frisches Fleisch im Topfe, wenn sie ein Schwein geschlachtet und zum Verkauf nach der Stadt gebracht haben, wobei sie jedesmal einige Stücke, namentlich den Kopf, für sich behalten. Zuweilen kaufen sie auch Schildkrötenfleisch, das auf jenen Inseln am billigsten zu sein pflegt. Stockfisch erhalten sie wöchentlich 2 Pfund vom Herrn geliefert. Manche tauschen sich für Früchte und dergleichen gesalzenes Fleisch, zuweilen auch Brod ein. Beim Essen, wo sich ein guter Appetit offenbart, ist alles in bester Laune. Auch wird sogleich, wenigstens bei den ordentlichen, noch eine gute Suppe zum andern Morgen gekocht, denn früh mag der Neger nicht gern heraus: „kalt zu sehr", sagt er[1]).

Ja wenn am andern Morgen des Treibers Peitsche knallt, wird es manchen herzlich sauer, unter der wärmenden Decke hervorzukriechen, und jene herrliche Morgenfrische bei einer Temperatur von 18°, die dem Europäer in Westindien die größte Erquickung ist, däucht ihm harte Kälte, bei der er sich schüttelt. Schnell muß die erwärmte Suppe herunter geschluckt werden, denn schon läßt sich der Peitschenknall zum zweitenmal vernehmen, und Punkt 6 Uhr müssen alle an der Arbeit sein. Das Land wird zur Pflanzung des Zuckerrohrs vorbereitet. Reihen von Stöcken, die schon im röthlichen Thonboden stecken, bezeichnen die Vierecke, die mit der Hacke vertieft und aufgelockert werden, damit nachher in jedes dieser Löcher ein Steckling des Rohrs gepflanzt werde. Es ist dies die schwerste Arbeit, die dem Sklaven zugemuthet wird. Doch müssen wir sagen, daß sie gegen viele bei unserm Landbau vorkommende Arbeiten ungleich leichter erscheint. Die Löcher sind 3—4 Fuß im Quadrat und 15 Zoll tief. Hundert solche Löcher in einem Tage zu machen ist die höchste Forderung, die an einen starken Mann gestellt wird. Sehen wir recht, so stellt sich der Schwarze (wie man bei uns sagt) „gefährlicher" dabei an als nöthig wäre,[2]) und unterscheidet sich dadurch von unserm Feldarbeiter, der gewöhnlich in seinen Verrichtungen eine große Gewandtheit zeigt, in der keine überflüssige Kraft verbraucht wird, während jener mit übertriebener Kraftanstrengung die Hacke hoch über sein Haupt schwingt. Männer und Frauen arbeiten in einer Reihe und es fehlt nicht an lustigem Plaudern, Scherzen und Lachen. Ja dort haben einige über ihrem Geschwätz die Arbeit vernachlässigt, daß sie gegen die andern um eine ganze Reihe zurück geblieben sind. Der Treiber, selbst ein Schwarzer, schilt tüchtig auf sie los, und seine Ausdrücke sind nicht fein. Doch von der Peitsche in seiner Hand macht er keinen Gebrauch. In früheren Zeiten mochte es anders sein und

[1]) Sehr viele begnügen sich freilich des Morgens mit ein paar gerösteten Bananen. Gern haben sie auch einen warmen süßen Trank. — Noch ist zu bemerken, daß das gebrauchte Geschirr fast überall ohne Reinigung stehen bleibt. In diesem Zustande bieten die Kalabassen und Pfannen allerdings keinen schönen Anblick dar.

[2]) Diese Bemerkung stützt sich nur auf Abbildungen.

viele der erzählten Grausamkeiten mögen von diesen schwarzen Treibern an ihren Landsleuten begangen sein. Jetzt wird uns versichert, daß körperliche Strafe bei der Arbeit schon lange gar nicht mehr vorkomme, sondern nur von dem Herrn selbst nachträglich verhängt werde.[1]) Jene Zurückgebliebenen bemühen sich denn auch, das Versäumte nachzuholen, und wenden selbst noch etwas Zeit der Frühstücksstunde daran, um nach derselben wieder in Reih und Glied zu arbeiten. Diese Pause wird um 9 Uhr gehalten. Die meisten suchen ein schattiges Plätzchen, um ihr Stück geröstete Yamswurzel zu verzehren. Der Trank, Wasser mit Syrup oder Rum, wird ihnen dazu verabreicht, sowie ein altes Mütterchen mit einem großen Kübel dort unter den Kokospalmen auch während der Arbeit bereit war, jeden Durstigen zu erquicken. — Auch mehrere Knaben sind unter Anleitung des Treibers beschäftigt, nach einer gezogenen Leine weitere Stäbe in den Boden zu stecken, um die Quadrate vorzuzeichnen. Bis zur Mittagszeit ist ein ansehnliches Stück Feldes fertig gemacht, so hübsch und akkurat, daß es nun von weitem gesehen einem mächtigen Waffelkuchen gleicht.

Viel weniger anstrengend ist das Pflanzen der Rohrstecklinge, wozu die bei der Ernte abgeschnittenen Spitzen des Rohrs benutzt werden. Acht bis vierzehn Tage später sprossen je 5—6 Schößlinge hervor, die bald einige Fuß hoch wachsen. Dann kommt die Arbeit, zu der nur Kinder verwendet werden, damit der Boden möglichst wenig fest getreten werde: das Behacken zur Vertilgung des Unkrauts. Die untersten Blätter des Rohrs sterben schnell ab und werden trocken. Diese (trash genannt) müssen abgestreift werden, damit das Reifen des Rohrs nicht aufgehalten wird. Es ist ein leichtes aber unangenehmes Geschäft, da die Blätter so spröde sind, daß tausend Stückchen davon in der Luft umherfliegen. Sie werden übrigens sofort über den Boden gedeckt, um denselben gegen die ausdörrenden Strahlen der Sonne zu schützen. Endlich kommt die Erntezeit, der alle Neger mit Freuden entgegen sehen. Das bis zu 12 Fuß Höhe empor gewachsene Rohr wird mit Hackmessern in 3 Fuß lange Stücke gehauen, wobei zugleich alle noch vorhandene Blätter abgestreift werden. Das oberste Stück wird sorgfältig zur Pflanzung aufgehoben, die übrigen in Bündel gebunden und mit zweirädrigen Karren, vor denen man Ochsen oder Maulesel als Zugthiere gebraucht, nach der Mühle befördert. In dieser Zeit sind alle Schwarzen fröhlich und guter Dinge. Jeder, vom ältesten Greis bis zum jüngsten Buben, hat sein Stück Rohr wie eine Cigarre im Munde, und saugt den süßen Saft, der bei aller Hitze stets kühl erscheint, auch ein gesundes Nahrungsmittel bildet. Draußen auf den Feldern hört man lustige Gesänge. Häufig wird irgend ein Lied improvisirt und sofort gesungen, wobei der volle Chor stets mit dem Refrain einfällt.

---

[1]) Eine von den gesetzlichen Bestimmungen, welche die Emanzipation vorbereitete, ging dahin, daß eine Körperstrafe erst vollzogen werden dürfe, nachdem eine gewisse Zeit vorübergegangen sei, um Ausbrüche des Jähzorns dabei zu verhüten. Diese Maßregel fand jedoch bei den Schwarzen selber kein Verständniß und keinen Anklang.

Nur kurz deuten wir die weitere Verarbeitung des Rohrs an. In der Windmühle geht es zwischen zwei verticale Cylinder hindurch; der Saft sammelt sich in einem darunter befindlichen Becken, aus dem er durch Röhren in das daneben gelegene Siedehaus geleitet wird. Hier wird er in großen kupfernen Kesseln eingedickt und kommt schließlich in hölzerne Gefäße, um zu krystallisiren. Als Brennmaterial werden die Rückstände des zerquetschten und ausgepreßten Rohres (Magos oder Migas) verwendet, nachdem sie sorgfältig getrocknet sind. Das Geschäft des Siedens ist nicht leicht; es erfordert viel Uebung und Sorgfalt. Der Obersieder muß daher ein tüchtiger, zuverlässiger Mann sein. Dabei bemerken wir den Rangunterschied, der auch zwischen den Sklaven gemacht wird. Die Sieder, die Treiber, die bei der Rumfabrikation Beschäftigten und einige andre erhalten manche Auszeichnungen: doppelte Lieferungen an Zeug, gesalzenen Fischen u. dergl. Auch ihre Kostgründe sind viel größer, oft wie eine kleine Farm von 20 Morgen. Der Obersieder hat während der Erntezeit sehr angestrengt zu arbeiten. Der Saft darf nämlich nicht länger als 24 Stunden stehen bleiben, sonst verdirbt er. So wird denn im Siedehause bis spät des Abends gearbeitet. Die übrigen Leute, die dort beschäftigt sind, werden um 6 Uhr abgelöst, und die, welche am Abend gearbeitet haben, erhalten am andern Tage einige Stunden Ruhe.

Aber am Abend wird das Siedehaus ein beliebter Sammelplatz. Wir bewundern in der That die Nachsicht des Massa, der seinen Leuten die Freiheit gestattet, haufenweis in diesen Raum einzudringen, der doch immer auf die peinlichste Weise rein und sauber gehalten wird. Auch werden die Arbeiter leicht durch das bunte Durcheinanderschwatzen und Lachen gestört. Aber es ist nun einmal so Sitte geworden, und Massa läßt es geschehen, trotzdem daß es ihm nicht angenehm ist. In jeder deutschen Fabrik würde solche Gesellschaft einfach hinaus gejagt werden. Hier aber thun die Schwarzen ganz, als wären sie zu Hause. Da tauchen etliche die Finger in den heißen Saft — sie müssen viel Hitze ertragen können, daß sie sich nicht verbrühen — und lecken ab was sitzen blieb. Andre haben sich ihre Yamswurzel mitgebracht, um sie samt einem Stück Salzfisch unter einem der Kessel am Feuer zu rösten. Alle sind höchst vergnügt, denn die Wärme im Siedehaus ist ihnen zu behaglich. Der Obersieder aber weiß unter dem Gewirre sein Ansehen aufrecht zu erhalten, denn hier ist er der oberste Befehlshaber, und wie alle Sklaven höheren Ranges ist er auf seine Würde sehr eingebildet. Da gibt's gleich ein Beispiel. Er fragt einen Burschen, der eben seine gerösteten Bananen unter dem Kessel hervorgeholt hat, ob er auch dabei keine Asche mit herausgeschoben habe? „Nein", sagt dieser, indem er behaglich in die warme Frucht beißt. Aber der Bissen bleibt ihm im Munde stecken, denn a tempo erhält er von dem Obersieder eine nicht gelinde Maulschelle wegen seiner unehrerbietigen Antwort. „No Sir" (Nein, mein Herr) mußte er sagen, so gebührt es sich einem Manne von solcher Stellung gegenüber. —

Während viele Schwarzen ihr Abendvergnügen im Siedehaus suchen, wird von der Mehrzahl ein anderes vorgezogen: der Tanz. Auf der

Dorfstraße beim Mondenschein wird er ohne viel Vorbereitungen ausgeführt. Da steht ein Mann neben der einfachen Trommel, die aus einem alten Faß besteht, über das ein Schaffell gespannt ist. Letzteres bearbeitet er unermüdlich in einförmigem Takte. Dazu aber springt und jauchzt alles, so zu sagen, was Beine hat. Anstand und Ehrbarkeit werden dabei wohl wenig berücksichtigt, doch zeigt sich mehr kindisches Vergnügen als aufgeregte Fleischeslust. Doch wir würden manchem Neger zu nahe treten, wollten wir hiernach sein Tanzen beurtheilen, auf das er sich nicht wenig einbildet. Er fühlt sich als civilisirter Mensch, da er den Walzer und Galopp ebenso gut, wo nicht besser tanzt als alle Backra's[1]). Dazu gibt's Gelegenheit zunächst bei den Festen, namentlich zu Weihnachten und zu Ostern, wo die Herrschaft ihren Leuten einige vergnügte Tage macht. Sie erhalten Schweinefleisch, Mehl, Reis u. s. w; oder es wird gar ein Ochse für sie geschlachtet. Dazu kommt denn ein besser arrangirtes Tanzvergnügen. Aber mit diesen paar Festen begnügen sie sich nicht. Oefters wird von irgend einem Unternehmungslustigen ein Ball angesagt, zu dem sehr förmliche Einladekarten ausgegeben werden, auf denen zugleich der Preis mit angegeben ist.[2]) Dazu werden denn ein paar Musikanten bestellt, der eine mit der Gombah, Kesselpauke, der andre mit dem Bonjoo, einer Art Violoncell. Für letzteres wird vielfach die Fidel gebraucht und gewöhnlich auch mit dem Triangel ein unsagliches Geklimper gemacht. Die Geladenen erscheinen nun alle höchst geputzt, in möglichst europäischer Toilette. Haben sie mehrere Stunden getanzt, so wird das Abendessen eingenommen, bei dem es meist recht großartig hergeht. Ja selbst Champagner kommt dabei vor. Dann geht das Tanzen von neuem los bis in die tiefe Nacht hinein, wenn nicht gar bis an den lichten Morgen. — Andre Gesellschaften werden weniger förmlich eingerichtet. Es bringt ein jeder mit, was er von ausgesuchten Speisen und Getränken auftreiben kann, wobei die Haussklaven ihr Möglichstes leisten, um den Keller und die Vorrathskammer der Herrschaft zu bestehlen. — Uebermäßiges Trinken kommt übrigens bei solchen Gelegenheiten nur selten vor, wie überhaupt die Trunksucht nicht ein hervorstechendes Laster der Neger ist. —

Wo aber bleiben die Kinder den ganzen Tag? Mit Ausnahme der größeren, die wir hie und da bei der Arbeit beschäftigt sahen, haben wir sie nur bemerkt, wenn die Eltern Abends von der Arbeit nach Hause kamen. Nun auf jeder Plantage besteht eine Kinderbewahranstalt. Jenes nette geräumige Haus, von dem aus schattige Plantanengänge sich den Hügel hinab erstrecken, ist dazu bestimmt. Da finden wir die alte Kinderfrau, umgeben von ihrer kleinen Heerde, mit der sie genug Arbeit hat. Bei der Besorgung der Kleinsten müssen die etwas Größeren ihr zur Hand gehen. Das Füttern[3]) und Baden aber muß sie selber

---

[1]) Diese Schreibung ist für buckra nach englischer Orthographie wohl zutreffender als die oben gebrauchte Böckra.

[2]) Mr. A.... requests the honour of Mr. B....'s company to a dance and supper on Tuesday evening at nine o'clock. Three dollars.

[3]) Im ersten Lebensjahre erhielten die Kinder daneben noch die Mutterbrust. Diese Trennung von Mutter und Kind den ganzen Tag über war gewiß ein großer

besorgen. Welch sonderbares Schauspiel, wenn sie da ein kleines schwarzes Wesen in die Wanne mit kaltem Wasser eintaucht, und dann am rechten Beinchen es herauszieht und eine Sekunde lang hoch in der Luft hält, ja dieselbe Manipulation an dem andern Beinchen sowie an jedem der Aermchen wiederholt, bis schließlich das ganze Kind in die Luft geworfen und wieder aufgefangen wird. Die Kleinen schreien nicht dabei, sondern geben sogar ihr Wohlgefallen durch Lachen und lautes Jauchzen zu erkennen. — Für die Nahrung ist bestens gesorgt, und man könnte viele unsrer Arbeiterkinder glücklich schätzen, wenn sie so gesunde und kräftige Kost erhielten. Hat die Alte auch die größeren Kinder gereinigt, ihre Füße genau untersucht, ob die gefährlichen Insekten sich nicht unter die Haut eingebohrt haben[1]) u. s. w., so singt und tanzt sie mit ihrer kleinen Schaar, die sie meistens recht lieb und freundlich behandelt. Sie bringt ihnen auch allerlei Kunststückchen bei, lehrt sie Kratzfüßchen und Knixchen machen und artig good mornig Massa und Misses sagen, um die Herrschaft würdig zu begrüßen. Die Kinder sind denn auch höchst anhänglich und freuen sich keineswegs immer, wenn sie um 6 Uhr Abends zu ihren Eltern zurückkehren, die sie oft mit weniger Freundlichkeit behandeln als die Kinderfrau.

Neben dem Kinderhause liegt das Hospital. Ein Arzt besucht die Plantage zweimal wöchentlich. Sind schwer Kranke da, so kommt er täglich und öfters. Ein kranker Neger ist schwer zu behandeln. Man muß ihm die Medizin wie einem Kinde einschütten, und oft wird die ganze Kur durch Quacksalberei verdorben. Das einzige, was sie gern einnehmen, ist Ricinusöl. — Das Hospital wird viel benutzt, aber die Patienten bleiben oft nicht lange. Es gibt etliche Faulpelze, die es sich fast zur Gewohnheit gemacht haben einen Tag in der Woche dort zuzubringen. Besonders Montags kommen solche, ein Tuch fest um den Kopf gebunden, mit jämmerlicher Miene stöhnend und ein Bein nach dem andern schleppend. „Massa, mei Aut (my kin für skin) weh, mich schlimm zu sehr", so klagen sie. Der Arzt findet vielleicht Puls und alle Funktionen des Körpers in Ordnung, den Appetit vortrefflich. Da ist nichts zu machen. Doch sobald ihnen eine bittre Medizin ein paarmal eingegossen ist, pflegt sich meistens die Gesundheit wiederzufinden.[2]) Zur Ehre der andern übrigens sei es gesagt, daß es doch nur schlechte Sub-

---

Uebelstand; indessen muß doch auch berücksichtigt werden, daß die meisten Negermütter, auch wenn ihnen alle möglichen Erleichterungen bei der Arbeit gewährt worden wären, nicht im Stande gewesen sein würden, ihren Kindern die Sorgfalt zuzuwenden, die ihnen von dieser unter der Aufsicht der Herrin stehenden Kinderfrau zu Theil wurde. Dazu welch eine schöne Gelegenheit wären diese „Nurseries" gewesen, den Kleinen die Keime christlicher Frömmigkeit frühzeitig ins Herz zu pflanzen! Gewiß hat es hie und da nicht an solchen Bestrebungen gefehlt. Aber welch ein Segen hätte es für ganz Westindien werden können, wenn die christliche Kirche von vornherein die Gelegenheit wahrgenommen hätte und auf jeder Plantage in diesem Stücke mit der barmherzigen Liebe des Diakonissenamtes eingetreten wäre!

[1]) Chigres oder Sandflöhe, die gefährliche Geschwüre veranlassen.

[2]) Ich weiß nicht ob und wie weit Körperstrafe bei derartiger Verstellung angewendet wurde.

jekte sind, die so der Arbeit aus dem Wege gehen wollen. Die wirklich Kranken aber werden gut verpflegt, Männer und Frauen in besonderen Räumen.

Bisher haben wir nur die Feldneger (predials) betrachtet. Auf jeder Plantage aber wird eine größere Zahl von Hausnegern gebraucht zur Bedienung der Herrschaft und der Aufseher, nicht als ob die Weißen in Westindien so sehr viel mehr Bedienung bedürften, sondern weil 3 bis 4 Neger kaum das leisten, was von einem europäischen Dienstboten gefordert wird. Diejenigen, welche mit ihrer Herrschaft nach England gingen, suchten deshalb sobald als möglich wieder zurück zu kommen. „Sehr schlechtes Land; da Leute arbeiten zuviel“ war das gewöhnliche Urtheil[1]).

Um das Hauswesen einigermaßen in Ordnung zu haben, muß ein Oberdiener da sein, der sonst nichts thut als die andern anhält ihre Arbeit zu verrichten, wobei er viel schilt, und die Einkäufe auf dem Markte zu besorgen, wobei er oft seinen guten Profit macht. In der Küche ist ein Koch oder eine Köchin beschäftigt, der mehrere jüngere Dienstboten zur Seite stehen. Mehrere Frauen sind Jahr aus Jahr ein beschäftigt um die Wäsche zu waschen. Sie gehen dabei wenig sorgfältig zu Werke. Das Zeug wird eingeseift und auf einem Stein im Bache so lange geschlagen und dazwischen immer wieder gespült bis es rein ist. Bei diesem Verfahren gehen nicht blos gewöhnlich die Knöpfe verloren, sondern auch das beste Linnen geht bald in Stücken. Dabei verbrauchen sie doppelt soviel Seife, wie das europäische Verfahren erfordern würde. Es wäre eine fruchtlose Bemühung, wollte man sie bewegen, sich des letzteren zu bedienen. Gelang es doch nicht, sie von der Unsitte abzubringen, das Plätteisen mit Lichtertalg zu bestreichen. Als ihnen das Material verweigert wurde, stahlen sie zu diesem Zwecke Lichter. — Was an Wäsche in einem solchen Haushalte darauf geht, kann man sich vorstellen, wenn man hört, daß z. B. ein Oberdiener 8—9 gute linnene Hemden, 18 paar weiße Beinkleider u. s. w. jährlich verbraucht. An Flicken ist nicht zu denken. Dazu ist der Neger zu stolz. Was zerrissen ist wird weggeworfen. — Natürlich sind auch Näherinnen viel beschäftigt, wenn auch die Frau des Hauses fleißig mit Hand anlegt: sie hat mit dem Zuschneiden genug zu thun. Jene aber sind z. B. so eingebildet, daß sie nicht mit einem andern als einem silbernen Fingerhut nähen wollen. Anspruchsvoll und träg sind im ganzen und großen alle Haussklaven. Selten hat eine europäische Herrschaft mit ihren Dienstboten soviel Verdruß, wie die westindischen Pflanzer mit ihren Haussklaven. Versuchen sie es mit freien Schwarzen, so kommen sie vielleicht aus dem Regen in die Traufe. So eine Dienstmagd ist noch unverschämter

[1]) Sie gingen gern nach England, da jeder Sklave frei wurde, sobald er seinen Fuß auf englischen Boden gesetzt hatte. Wie wenig sie aber mit ihrer ganzen Lebensanschauung in europäische Verhältnisse paßten, zeigen die weiteren Auslassungen eines schwarzen Dienstmädchens, die gewiß im ganzen charakteristisch sind: „Freilich, England, schönes Land. Viel Läden mit hübschen Sachen. Aber nichts für nichts zu haben. Alles kostet Geld. Menschen zu gemein. Verkaufen Sand, ja verkaufen den schwarzen Ruß für Geld. Ich nicht sein möcht in England“.

und miethet sich wohl selbst wieder jemanden, der allerlei Arbeiten verrichten muß, die ihr selbst nicht anstehen.

Schlimmer noch als die Schwarzen sind in manchen Hinsichten die Braunen. Man sagt oft, die Mischlinge erben vorzugsweise die schlechten Seiten beider Nationen, denen sie angehören. Ein hervorstechender Zug an ihnen ist ihr Dünkel den Schwarzen gegenüber. Letztere sehen sie ziemlich als verächtliche Kreaturen an, und haben oft mit ihnen allerlei Händel. Leidenschaftlichkeit und Rachsucht, Zank und Streitsucht, Eitelkeit und Putzsucht sind bei ihnen sehr gewöhnlich. Ein großer Theil der braunen Bevölkerung ist frei. Viele haben es zu einer hervorragenden Stellung und zu großem Wohlstande gebracht, haben eine gute Erziehung in England genossen, sind gewandte Geschäftsleute u. s. w. Andre leben als Handwerker oder Kleinkrämer. Sobald sie dazu im Stande sind, pflegen sie sich einen Sklaven anzuschaffen. Vielfach herrscht Unsittlichkeit unter ihnen, großentheils leben sie in wilder Ehe. Der weibliche Theil dieser Bevölkerung ist weit zurück hinter den Männern, da sie gewöhnlich eine geringe Bildung erlangen. Manche, für die nicht sonst gesorgt ist, vermiethen sich, aber unbeständig, bald hier bald da — oder beschäftigen sich mit dem Einmachen von Früchten, oder treiben Hausirhandel. Hat eine ein hübsches Gesicht, so wird sie den einzelnstehenden Europäern (Aufsehern, Verwaltern u. s. w.) leicht gefährlich, und viele der letzteren lassen sich zu ihrem Unglück in ihren schlau gelegten Schlingen fangen. Mancher, der auf diese Weise eine Braune heirathete, ist immer weiter heruntergesunken und zuletzt in Trunksucht zu Grunde gegangen. Bei den Farbigen selbst ist dieses Laster selten.

Es wäre jedoch unbillig, wenn wir uns durch diese allerdings im ganzen und großen zutreffenden Züge den Blick für manche ehrenwerthe Ausnahme trüben ließen. Unter dem Einflusse des Christenthums haben sich doch bereits Charaktere herausgebildet, die sich auch bei der weißen Bevölkerung alle Achtung erworben haben, die durch ihren Eifer für die Sache der Religion[1]) und durch die bedeutenden Opfer,

[1]) Leider lassen mich meine Quellen bei der Schilderung der religiösen und kirchlichen Zustände Westindiens in jener Zeit ziemlich im Stiche. Die sehr eingehende Darstellung der Mrs Carmichael hatte nur Gegenden vor Augen, die unter dem Einflusse der Methodisten standen. Bei aller Anerkennung ihres Strebens nach Unparteilichkeit will es mir jedoch scheinen, als ob sie hie und da etwas einseitig gesehen hätte. Es ist sehr zu bedauern, daß sich die Vertreter des Methodismus, wie es scheint, nie auf solche eingehende Darstellungen der Zustände einlassen, sondern immer nur so allgemeine Berichte geben, daß die wirklichen Verhältnisse im einzelnen dem Leser oft völlig verborgen bleiben. Mögen in Wirklichkeit nun auch die Zustände bei den eigentlichen Mitgliedern jener Denomination (Members, Kommunikanten) damals viel günstiger gewesen sein, ich kann hier nur mit Abrechnung aller vermuthlichen Vorurtheile die Zustände der großen Masse darstellen, wie sie damals zu Tage traten. Die genannte Verfasserin beklagt an einer Stelle u. z. im Namen vieler Weißen, daß ihre Neger nicht unter dem Einflusse der Brüdergemeinde gestanden hätten. Diese scheint damals besonders durch den richtigen Takt, mit dem sie alle politischen Fragen vom Evangelio trennte, in Westindien gern gesehen gewesen zu sein. Ich würde mich freuen, wäre ich im Stande, die Zustände der unter ihrem Einflusse stehenden Bevölkerung in anschaulichen Zügen

die sie für dieselbe bringen, ein Zeugniß ihrer aufrichtigen Frömmigkeit geben.

Gewiß finden sich dergleichen Ausnahmen auch unter der schwarzen Bevölkerung. Wir aber können bei unsrer Beobachtung nur ins Auge fassen, was an der Masse der Bevölkerung zu Tage tritt. Am deutlichsten zeigt sich ihre Religion des Sonntags. Betrachten wir die Feier desselben nach ihren Licht- und Schattenseiten.

Es ist ein heller Sonntagsmorgen. Von allen Seiten kommen Gruppen von Negern in die Stadt, Frauen und Männer in Kleidern von den auffallendsten Farben, geputzt mit buntseidnen Tüchern, Bändern, Glasperlen und anderm Schmuck. Auf dem Kopfe tragen die meisten ein hölzernes Gefäß oder einen Korb mit Bananen, Ananas, Eiern und andern Erzeugnissen. Redselig, wie immer, sind sie in lustigem Geschwätz begriffen; von sonntäglicher Stimmung ist wenig zu spüren. Vielleicht kommt hie oder da einer ohne Marktwaare, der mit großer Entrüstung die Kinder der Welt schilt, die also den Tag des Herrn entheiligen und ihn zu einem Tage des Teufels machen. Die Strafpredigt macht jedoch keinen sonderlichen Eindruck. Einer oder der andre fühlt sich gewaffnet gegen die Drohung, daß ihn der Teufel holen werde, und greift nach dem Amulet, das er auf bloßer Brust trägt, um sich zu versichern, daß es noch da sei, — und mit heiteren Reden geht's weiter.

In der Stadt finden wir einen vollständigen Markt. Käufer und Verkäufer, Schwarze und Braune drängen sich bunt durcheinander. Dort ist auch der Oberdiener jener Plantage. Mit schwerem Herzen hat die an eine strenge Sonntagsfeier gewöhnte Hausfrau ihn diesmal gehen lassen, aber gewisse Waaren sind nur Sonntags zu haben. Allmählich verzieht sich das Gedränge, und wenn um 10 Uhr die Glocken von dem Thurm der (anglikanischen) Kirche und von der (methodistischen) Kapelle erklingen, ist der Marktplatz ziemlich leer geworden. Vor der ersteren halten die Equipagen der Pflanzer. Die Kirchstühle füllen sich mit vornehm gekleideten Herren und Damen, die die Litanei mitbeten, wie sie es von Jugend auf gewohnt sind, und darauf eine langweilige Predigt im Style des wäßrigen Rationalismus ablesen hören. Nur wenige mögen mit Schmerz empfinden, daß hier der Seele nicht geboten wird, was sie braucht. Eine Empore der Kirche ist für die Schwarzen bestimmt, die in den unteren Raum nicht zugelassen werden. Doch nur wenige schwarze Gesichter sind da oben zu bemerken. Gedrängt voll dagegen von Negern und Farbigen ist die Kapelle, und nur eine geringe Zahl Weißer ist mitten unter ihnen zu sehen. „In der Kapelle ist's viel hübscher", das ist das gewöhnliche Urtheil jener. Vor Beginn des Gottesdienstes ist auch hier noch alles recht heiter gestimmt; hie und da hört man ein paar mit einander flüstern und sieht sie sich

---

darzustellen. Leider sind mir keine Quellen für diesen Zweck zugeflossen. Auf die älteren Missionsberichte selbst zurückzugehen, in denen sich doch nur vereinzelte Züge gefunden hätten, wäre eine Arbeit gewesen, für die meine Zeit diesmal nicht ausreichte.

bemühen ein lautes Lachen zu unterdrücken. Sobald aber das erste Lied angestimmt ist, wird die ganze Versammlung von den Tönen der in munterem Takt fortschreitenden Weise wie elektrisirt. Schon bei dem freien Gebete sieht man hie und da starke Gemüthsbewegungen. Wenn aber die mit steigendem Feuer vorgetragene Predigt in den Seelen zündet, so erhebt sich ein Wogen und Wallen in der Versammlung, von der jemand, der nie schwarze Methodisten zusammen gesehen hat, sich schwerlich eine zutreffende Vorstellung machen kann. Erst fängt bei einzelnen ein leises Hin- und Herdrehen des Oberkörpers an, begleitet von einem Angstgestöhn, das immer lauter wird, dann hört man lautes Rufen: „Gnade“, „Erbarmen“, „ich bin ein Sünder“, „ich bin verloren“ u. s. w. Die Bewegung wird immer allgemeiner; einer scheint den andern anzustecken. Wie vom heftigsten Froste werden die Körper gerüttelt und geschüttelt und Angstgeschrei in den verschiedensten Nüancirungen läßt sich vernehmen, während die großen (mit ihren weißen Theilen stets von der schwarzen Haut so eigenthümlich abstechenden) Augen sich verzweiflungsvoll drehen und wenden, und bei manchen schon Ströme von Thränen über die dunkeln Wangen rinnen. Diesmal überschreitet die Bewegung nicht ihre gewöhnlichen Schranken; zuweilen soll sie noch höher steigen, so daß es zu einem wilden Durcheinander kommt. Der Uebergang von der Bußstimmung zu der Freude des begnadigten Sünders vollzieht sich heute nicht ganz so gewaltsam, wie es in andern Fällen geschieht. Immerhin aber ist der Jubel laut genug, indem nunmehr viele fast hüpfend von ihren Sitzen emporstreben, in die Hände klatschen und Lob und Dankworte ausstoßen und hell aufjauchzen. Auch die Freudenthränen fließen reichlich. Mit beendigtem Gottesdienst sind sie getrocknet und die Gesichter strahlen wieder mit jenem Ausdruck kindlichen Vergnügens, den sie so oft bei den Negern annehmen. Man sieht ihnen ein gewisses Wohlbehagen an, das solch' ein Gottesdienst bei ihnen gewirkt hat.[1])

Nun versammeln sich die meisten Kirchgänger wieder auf dem Marktplatze. Im Schatten einiger herrlichen Bäume mit leichtgefiedertem lockeren Laube, großen rothen Blütentrauben und den bartartigen Luftwurzeln[2]), wo ihre Körbe und hölzernen Kübel zurückblieben, lagern sie sich in Gruppen, genießen ein Stückchen kalten gebratenen Fisch und trinken dazu einen kühlenden Ingwertrank. Manche gehen darauf heim; andere bleiben in der Stadt, um dem Abendgottesdienste auch noch beizuwohnen. Viel von der Predigt bleibt freilich nicht sitzen; ja von manchem möchte man nicht einen einzigen verstandenen Satz wieder hören. Ueberhaupt ist ihre religiöse Erkenntniß höchst verkümmert, obwohl sie das Vaterunser und einige auch den Glauben her-

---

[1]) Viel ruhiger verläuft der Gottesdienst bei den Negern der Brüdergemeinde und andrer Denominationen, bei denen die von den Methodisten wohl benutzte Neigung der Schwarzen zu exaltirten Gefühlsbewegungen möglichst nieder gehalten zu werden pflegt.

[2]) The pride of Barbados — den botanischen Namen des Baumes habe ich nicht gefunden.

sagen können[1].) Doch dies ist jedenfalls nur bei der großen Schaar der Bevölkerung der Fall, die nicht der engeren Gemeinde der Methodisten als Mitglieder angehören, sondern nur als sogenannte „Hörer" (hearers) an ihren Versammlungen Theil nehmen. An jenen (members) müssen wir leider, wie schon bemerkt, vorüber gehen, indem ihr Bild in ziemlich undeutlichen Zügen vor uns zerfließt.

Viele Sklaven sind übrigens nicht in die Kirche gegangen, sondern vom Markt auf ihre Kostgründe gewandert. Doch soll sich an den letzteren oft zeigen, daß Sonntagsarbeit nicht fördert, und die Pflanzungen der Kirchgänger sollen gewöhnlich besser in Ordnung sein als die jener andern. Am Nachmittag aber sammeln sich diese und jene beim Tanzvergnügen, ohne welches ihnen der Sonntag nicht vollständig wäre, und bis tief in die Nacht hinein vernimmt man den einförmigen Schall der Trommel und das Geklimper des Triangels.

So schlecht es im großen und ganzen mit dem Christenthum der Neger in jener Zeit bestellt war, so wenig konnte man doch von ausgeprägtem Heidenthum bei ihnen reden.[2]) Aberglaube und Zauberei freilich war bei ihnen in ausgedehntestem Maße vorhanden; doch wieviel findet sich davon auch jetzt noch in den christlichen Ländern! Damals waren noch viele in Afrika geborne, die dem Muhammedanismus angehört hatten und im Stillen ihrem Propheten immer noch ergeben waren, obwohl sie davon nicht gerne etwas merken ließen. Ja es gab manche Sklaven mit verhältnißmäßig hoher Bildung, die das Arabische gut sprachen und schrieben, ja solche, die große Abschnitte (wo nicht den ganzen Koran) nach dem Gedächtnisse aufschrieben. Meistentheils war aber auch für diese der allgemeine religiöse Zustand der schwarzen Bevölkerung so bestimmend, daß sie, im sonderbarsten Kontrast mit ihren muhammedanischen Vorstellungen, christliche Formen annahmen. Uebrigens sei hierbei bemerkt, wie sich alle in Afrika gebornen Neger in Westindien auf eine bedeutend höhere Stufe des Lebens versetzt fühlten. Kein einziger bezeigte auch nur die geringste Lust, wieder in seine Heimat zurückzukehren. „Mich nit das geb' für Afrika!" sagen sie wohl, beißen sich ein Stückchen vom Nagel ab und speien es aus — das Zeichen ihrer größten Verachtung.

Der **Aberglaube** bezieht sich meistentheils auf die Macht der bösen Geister und Teufel, jumbee's (Dschambie's) genannt. Vielfach ist er nicht sehr ernst gemeint und besteht mehr in Redensarten, wie z. B. sehr gewöhnlich ein angerichteter Schaden in ziemlich plumper Weise von dem Thäter den Dschambie's in die Schuhe geschoben wird —

[1]) Es klingt unglaublich, und möchte doch vielleicht eine auf Mißverständnissen beruhende und unbewußte Uebertreibung der guten Mrs Carmichael sein, wenn sie erzählt, daß sie Dutzende von Negern jedes Alters gefragt habe nach dem Sohne Gottes, dem Erlöser der Menschen, und nur die Antwort erhalten habe: Me nebber know 'bout him — ich niemals weiß von ihm.

[2]) In den frühesten Zeiten, als in Westindien noch wenig Kreolenneger vorhanden waren, sondern die Mehrzahl der Sklaven eingeführt wurde, gab es allerdings förmlichen Fetischdienst. Nur einzelne Spuren davon hatten sich bis später erhalten, z. B. der Ausdruck den „Fetisch nehmen" für schwören, der aber auch durch den Ausdruck: „Das Buch (die Bibel) küssen" verdrängt wurde.

sonst sollen es auch oft die Ratten gewesen sein. Dennoch beherrscht oft eine große Furcht vor solchen finstern Mächten die Gemüther. Es werden viele grausige Geschichten erzählt, wie solche Wesen erscheinen. Menschen mit fortnehmen u. s. w. Besonders aber knüpft sich jene Furcht an die von Menschen verübte Zauberei, Obiah genannt.[1]) Fast auf jeder Plantage gibt es einen, wo nicht mehrere Obiah-Männer oder Frauen, die zusammen eine Art Genossenschaft bilden, doch ist es schwer für einen Weißen sie kennen zu lernen, obwohl sie bei den Schwarzen allgemein bekannt sind. Hat einer seinen Haß auf einen andern geworfen, so wirbt er um Geld den Obiahmann, um seinen Feind zu verderben. Zuweilen wird dem letzteren ein langsames Gift beigebracht; oft aber ist's bloßer Hokuspokus, der von dem Zauberer gemacht wird. Ein Säckchen mit einigen alten Lumpen, Katzenklauen, Papagaienschnäbeln, Erde von Gräbern und dergleichen Gegenstände wird dem, welchem die Nachstellung gilt, vor die Hausthür gehängt. Darüber erschrickt er gewöhnlich dermaßen, daß alsbald unter den Wirkungen der aufgeregten Einbildungskraft die Gesundheit schwindet. Die Lebenskraft ist gebrochen, der Appetit ist weg; schlaff und matt schleicht der vor kurzem noch kräftige Mann einher, und endlich nach unsäglichem Gemüthsleiden erfolgt der Tod. — Obwohl Todesstrafe auf die Ausübung jenes teuflischen Unfuges gesetzt war, kam er doch noch sehr häufig vor, und hatte gewöhnlich den angedeuteten Erfolg; selbst die sonst so beherzten Koromanti-Neger, die bei andern Gelegenheiten mit einer Standhaftigkeit und Todesverachtung auftraten, wie wir sie bei den Indianern Nordamerika's kennen lernten, waren durch das Obiah sofort geknickt. Es fehlte nicht an Schutzmittel gegen diesen Zauber. — Hie und da mögen wir Flaschen mit einer gewissen Flüssigkeit gefüllt um ein Haus gestellt oder an den Wänden aufgehängt finden. Viele tragen allerlei Gegenstände als Amulete. Dennoch aber ist, wenn sie „obiaht werden", oft der Schrecken größer als das Vertrauen auf die Schutzmittel.

Gleichfalls mit dem Aberglauben hängen die oft vorkommenden Gottesurtheile zusammen, die angewandt werden, um irgend einen Schuldigen zu ermitteln. Unter den Einflüssen des äußeren Christenthums ist z. B. die Bibel in Gebrauch gekommen. Ein Schlüssel wird in eine Bibel derart lose hinein gebunden, daß der Bart hervorsteht. Diesen nimmt man zwischen zwei Fingerspitzen und nun wird der 51. Psalm gelesen. Fällt die Bibel während des Lesens zu Boden, so ist der Schuldige unter den Anwesenden, bleibt sie hängen, so sind die letzteren unschuldig. Oder es wird der zu Prüfende auf einen Stuhl gesetzt und ihm ein lockerer, wenig haltbarer Gegenstand um den Hals gelegt. Nun zieht man nach hinten. Gelingt es, ihn umzureißen, so ist die Schuld erwiesen; reißt das Band, so lautel das Urtheil: unschuldig.[2])

---

[1]) Namentlich auf Jamaica kommt auch der Name Myal (Meiel) dafür vor.

[2]) Darüber, ob die aus früherer Zeit erwähnten Feuerproben damals noch in Gebrauch waren, finde ich nichts.

Die von Afrika mit herübergekommenen heidnischen Gebräuche bei Hochzeiten und Begräbnissen sind längst abgestellt. Die letzteren gleichen freilich manchmal noch einem Freudenfeste mit wüstem Tanzen, Singen, Essen und Trinken, um die Hinterbliebenen zu erheitern. Dabei kommt auch wohl Lärm und Schlägerei vor. Andrerseits aber tritt auch vielfach ein gewisses christliches Gepräge dabei hervor, wie denn gewöhnlich der Plantagenbesitzer oder der Aufseher bei der Beerdigung das betreffende Formular aus dem Common prayer book vorliest. Madden hat uns eine solche Feier folgendermaßen beschrieben: [1])

„Als ich das Negergrundstück betrat, hörte ich ein klägliches Konzert von vielen afrikanischen und kreolischen Stimmen. Die Töne waren „„nicht musikalisch, aber höchst melancholisch"". Ich blieb in einiger Entfernung stehen, und versuchte die Worte aufzufassen; aber ich war nicht genügend mit dem Negerdialekt bekannt, um mehr als etliche Worte hie und da aus dem nach Art eines Recitativs ausgeführten Gesange herauszubekommen. Es kamen keine Anspielungen auf Fetischdienst darin vor, aber eine Fülle von Schriftworten sonderbar angewendet auf ihre Ideen von der Seligkeit eines künftigen Daseins und die Verdienste der verstorbenen Frau. Die Ausdrücke waren eine Mischung von echter Frömmigkeit und Fanatismus — wenigstens wenn die familiäre Weise, in der sie Gott anredeten, diesen Namen verdiente: —

Gott ahmächtig, sieh dies böse Welt —
Ihm sagt: „Schwester komm hinweg,
Warum willst du nicht zu mir kommen?"
Schwester sagt: „O Gott ahmächtig,
Freu mich sehr zu komm' hinweg!
Wenn man stirbt, ihm Krankheit über;
Ihm läßt all Leid in die sünd'ge Welt;
Ihm brauch kein nyam[2]), kein Kleid, kein Schlaf.
Ihm viel zu froh zu komm' hinweg".

Die letzte Zeile wurde vom Chor oft wiederholt. Dies waren nicht genau die Worte, aber ungefähr die Gedanken, die sich in dem langen Gesang immer wiederholten. Derselbe verstummte, als ich an die Thür kam. Es war im Zimmer eine Anzahl von Negern versammelt. In der Mitte stand auf einem Gestell ein hübscher Mahagoni-Sarg. Im Hintergrunde war ein Tisch mit Kuchen, Weingläsern und einer Karaffine mit Madeira aufgestellt. Der letztere war noch unberührt und sollte wohl zur Bewirthung des weißen Mannes sein. Die Neger standen auf, als ich eintrat, und die Tochter der Verstorbenen, eine anständig aussehende junge Person in Schwarz gekleidet, bot mir eine Erquickung an. Ich sagte ihnen, wenn sie fertig wären, wollte ich das Begräbniß vollziehen. Manche äußerten, es wäre sehr freundlich von Massa, sich die Mühe zu machen, und andre höfliche Redensarten. Der Sarg wurde hinausgetragen, und mit Ausnahme eines durchdringenden Schreis, den die Tochter dabei ausstieß, war kein Laut von den Negern zu hören, die in einer so schicklichen und ordentlichen Prozession zum Grabe gingen, wie ich sie sonst irgend bei solcher Gelegenheit gesehen habe. Der Begräbnißplatz war ein abgeschlossener Theil der Plantage, besetzt mit Mangobäumen, wo ich zwei oder drei aus Ziegeln gebaute Denkmäler sah, die gewiß mit nicht geringer Arbeit und Kosten errichtet waren. Sie bezeichneten Gräber von Sklaven der Plantage. Als die Neger sich rings um das Grab versammelt hatten, begann ich das Formular zu lesen, das mit großer Aufmerksamkeit angehört wurde. Als ich aber zu den Worten: „Staub zum Staube, Asche zur Asche" kam, unterbrach mich der Neger, der als Küster fungirte, und mit einem Spaten voll Erde bereit stand, mit der Erinnerung, daß ich versäumt hätte den Sarg zuvor einsenken zu lassen: „Leg' ihm in die Loch erst, Massa, — immer leg' ihm in die Loch erst!" — — — — — — — — und die Ceremonie wurde ohne weiteren Fehler vollzogen".

---

[1]) A twelve month's residence in the West-Indies I. p. 187.
[2]) Negerausdruck für Essen.

Wir sehen also, wie in Westindien bereits vor der Emanzipation das offenbare Heidenthum, wie es einst aus Afrika mit herüber kam, verschwunden war. Aeußere christliche Lebensformen hatten sich über die ganze Negerbevölkerung verbreitet. Wie weit aber und wie tief waren die christlichen Einflüsse nach innen gegangen? Dies möge die folgende Charakterschilderung andeuten, bei der jedoch im Auge zu behalten ist, daß wir von der verhältnißmäßig geringen Zahl derer, die schon zu christlichen Gemeinden gesammelt worden, absehen und den Zustand der großen Masse der Bevölkerung zur Darstellung bringen wollen. Fassen wir auch hier die Zeugnisse von Abolitionsfreunden und den Vertheidigern der Sklaverei zusammen, so dürften folgende Züge als von beiden Seiten anerkannt fest gehalten werden:

Lügenhaftigkeit ist ein allgemeines Laster der Schwarzen. Mit der frechsten Stirn können sie die Unwahrheit sprechen, selbst da wo die Beweise gegen sie auf der Hand liegen. Ihrer Lüge überführt, pflegen sie keine Spur von Scham zu zeigen; oft lachen sie in solchem Falle, oder sie schwatzen schon in der nächsten Minute ganz fröhlich, als wenn nichts gewesen wäre. Mit großer Schlauheit wissen sie ein wohl ausgedachtes Lügengewebe so anzulegen, daß ihnen vielfach grobe Täuschung gelingt. Ein Bursche beanspruchte vor Gericht seine Freiheit, da er vor Jahren mit seiner Herrschaft in London gewesen sei, ohne daß diese ihn damals nach dem Gesetze frei gegeben habe. Er mußte umständlich über seinen Aufenthalt berichten, und gab dabei eine so zutreffende Beschreibung von London, daß der Richter die volle Ueberzeugung gewann, er spreche aus eigner Anschauung. Dennoch stellte sich durch Zeugen heraus, das dieser Bursche niemals Jamaica verlassen hatte. — Sie fühlen selbst wohl, wie ihre Glaubwürdigkeit durch das fortwährende Lügen hinfällig geworden ist. Sie suchen sie durch Hinzufügung eines Eides etwas zu bekräftigen. „Ich küß' das Buch und schwöre darauf" ist eine alltägliche Redensart geworden. Selbst die offenbarste Lüge sind sie zu beschwören bereit. Eine Magd hat ihrer Herrin einen silbernen Fingerhut gestohlen. Nachdem er einige Zeit verborgen gehalten, kommt er wieder zum Vorschein; sie näht damit vor den Augen der Frau. Sie will ihn vor langer Zeit auf dem Markt gekauft haben, und dies beschwören, trotzdem die eingravirten Buchstaben und die verschiedenen Personen wohlbekannte Form des Fingerhuts ein deutlicher Beweis wider sie sind. — Die Köchin zerbricht ein Stück vom Tafelgeschirr nach dem andern, so daß nach anderthalb Jahren von einem vollständigen Service nichts mehr vorhanden ist. Immer müssen es die Ratten oder die Dschambie's gewesen sein; aber ihre Unschuld kann sie beschwören. — Täuschen, betrügen und hintergehen können sie mit großer Frechheit. Es kommt vor, daß eine Magd in den Kleidern ihrer Herrin zum Ball geht, oder der Sklave auf dem Pferde seines Herrn zu solcher Festlichkeit reitet. Auch in solchen Fällen werden für etwaige Entdeckung allerlei Ausreden bereit gehalten.

Ferner sind Unredlichkeit und Dieberei als Züge des Negercharakters anzuführen. Sie stehlen mit großer Unverschämtheit und oft mit unglaublicher Schlauheit. Aus einem wohl vergitterten Keller,

der so verschlossen gehalten wurde, daß das Hineinkommen eines Sklaven nicht denkbar war, kam eine Flasche Wein nach der andern fort. Das Fenstergitter war so eng, daß eine Flasche sich nicht durchzwängen ließ. Jedesmal, wenn der Sklave mit im Keller gewesen war, wurde er untersucht, ob er etwa eine Flasche mit herausbringe. Alles fand sich in Ordnung und doch verschwanden die Flaschen. Endlich wurde ein Bindfaden mit einer Schlinge bemerkt, der scheinbar zufällig am Boden lag. Dieser führte endlich zur Entdeckung. Sehr geschickt hatte der Bursche beim Hinausgehen die Schlingen um den Hals einer Flasche gelegt; später mit einer Stange das Ende des Bindfadens durch das Gitter geholt und die Flasche selbst mit dem Halse durch dasselbe gezogen. Nun wurde sie entkorkt, der Inhalt in einen Topf geschüttet, die Flasche vorsichtig zerschlagen und alle Scherben sorgfältig entfernt. — Wie das Stehlen des Zuckerrohrs zum Viehfutter und der Eier an der Tagesordnung ist, wurde bereits erwähnt. Auch Kühe werden wohl während der Nacht ausgemolken, was natürlich auch die Dschambie's gethan haben sollen. Aber nicht blos der Massa wird bestohlen, sondern etliche stehlen auch ihren Nachbaren die Früchte von den Kostgründen und bringen sie zum Markte. Diese aber sind bei den übrigen als schlechte Subjekte angesehen und verachtet. Gewöhnlich sind es diejenigen, welche ihre eignen Pflanzungen aus Trägheit und Unordentlichkeit verkommen lassen. Dem Herrn aber etwas wegzunehmen erscheint ihnen allgemein nicht als Unrecht; sie halten ihre Kinder dazu an, sie wundern sich wohl, daß man das Diebstahl nennen könne. Nur größere und werthvollere Gegenstände zu nehmen fürchten sie sich, und Einbrüche oder Räubereien kommen selten vor.[1]) Jedenfalls hat die Sklaverei viel dazu beigetragen, die moralischen Begriffe in diesem Punkte vollständig zu verwirren und nicht zur Entwicklung kommen zu lassen.

Oft sind die Neger als Menschen von sanfter, kindlicher Gemüthsbeschaffenheit beschrieben worden. Es mochte früher auf die aus gewissen westafrikanischen Nationen stammenden Sklaven (Weidah's und Ibo's) zutreffen. So aber wie sich der Negercharakter nach Verschmelzung der verschiedenen Nationalitäten herausgebildet hat, ist vielmehr Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit ein hervorstechender Zug desselben. Sie können selbst bei geringfügigen Gelegenheiten so wüthend werden, daß sie wild um sich schlagen, stoßen, beißen, kratzen, kneifen, spucken und wie Bestien auf einander losfahren. Besonders Sonntags Nachmittag kommen häufig Raufereien vor. Ehemänner sind gegen ihre Frauen höchst grausam, und lassen sich durch keine Vorstellungen abhalten sie zu prügeln. Auch die Mütter können gegen die Kinder furchtbar hart sein. Die eine stieß ihre Tochter um einer Kleinigkeit willen mit einem glühenden Plätteisen so auf den Rücken, daß diese lebenslang das Brandmal behielt. Eine andre zerbiß ihrem Sohne das Ohr. Bei den Raufereien haben sie sich manchmal gegenseitig förmlich wie wilde

---

[1]) Madden sagt: „Ein richtiger Räuber wird er nicht; er würde sich lieber zehnmal hängen lassen, als daß er einen Menschen, den er ausgeplündert hat, ermordete.

Thiere verbissen, und es bleibt nichts übrig, als sie mit Gewalt auseinander zu bringen und einzusperren. Die Leidenschaftlichkeit des Negers ist aber auch nur ein schnelles Aufflackern. Ist erst einige Zeit verstrichen, so sind keine weiteren Ausbrüche in der betreffenden Sache zu befürchten. So sind sie auch, falls sie bestraft werden, im ersten Augenblick höchst aufgeregt; aber schon nach einer halben Stunde sind sie wieder lustig, als wenn nichts passirt wäre. — Es mag hier noch angedeutet sein, daß sich mancherlei Fälle von Grausamkeit gegen Thiere, mit abscheulicher Lust an ihren Qualen, erwähnt finden. Auch eine freundliche Behandlung der Hausthiere ist ihnen ganz fremd. Die Pferde pflegen zu scheuen, wo sie Schwarze sehen.

Es ist viel darüber gestritten, ob der Negersklave fleißig oder faul sei. Daß er fleißig sein kann, haben wir an den wohl gehaltenen Pflanzgründen gesehen, auf denen mancher nicht blos seine Bedürfnisse, sondern soviel überschüssige Lebensmittel erzielt, daß er im Stande ist bedeutende Summen zurückzulegen. Wo er für den eignen Vortheil arbeitet, kann er viel leisten, und Madden versichert, daß er den egyptischen Fellah und den italienischen Bauern durch seine Leistungen weit übertrifft. — Dagegen in der Arbeit für den Herrn ist er fast nur unter dem Motiv der Furcht vor der Strafe thätig. Fast nur; denn ein gut Theil Arbeit wird gewohnheitsmäßig gethan. Der gute Neger im Durchschnitt arbeitet wie eine Maschine, wobei dann freilich die Arbeit keine sittliche That mehr ist. Es sind wohl nur wenige, von denen wir endlich zu erwähnen haben, daß sie in treuer Anhänglichkeit an den Massa, der sie mit Nahrung und Kleidung versorgt, ihre Arbeit thun. Erkenntlichkeit nach dieser Seite ist äußerst selten. Die Leistungen des Herrn setzen sie als etwas Selbstverständliches voraus, ohne irgend eine Verpflichtung zu Gegenleistungen zu fühlen. So war ihnen denn auch im Hinblick auf die Emanzipation es ganz unverständlich, daß diese Fürsorge nach derselben wegfallen würde. Massa König Wilhelm sollte das alles ihnen weiter gewähren wie bisher, nur die Arbeit sollte fortfallen. Das ist dem Neger der Begriff der Freiheit. Wir haben schon gehört, wie mißfällig das europäische Leben von denen, die es kennen lernten, beurtheilt wurde, weil hier die Leute so viel arbeiten. „Was ist das für Freiheit, wenn man arbeiten muß!" Manche freuten sich: wenn sie erst frei wären, wollten sie immer bis 10 Uhr schlafen, und immer nur arbeiten, wenn sie Lust dazu hätten. In diesem Sinne hatten sich denn manche losgekauft. Der Erfolg aber, welcher zeigte, daß sie als freie Leute viel mehr als bisher arbeiten mußten, um die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu erlangen, schreckte viele andre zurück, so daß sie unter ihrem Herrn blieben, obgleich sie vielleicht mehr als die Summe des Kaufpreises zurückgelegt hatten. Sie mochten ein Gefühl von dem Zusammenhang der Arbeit mit dem Versorgtsein erhalten haben. — In vielen Beziehungen ist auch die Vorliebe für Putz und Schmuck ein Antrieb zur Arbeit geworden, und man hat mit auf diesen Umstand die Hoffnung für Weiterführung der Arbeit nach der Emanzipation zu gründen versucht. Indessen jenes Motiv konnte nicht eine gleichmäßige Thätigkeit hervorrufen. Es war höchst mißlich, auf den selbständigen Fleiß der Neger

viel Erwartungen zu bauen. — Uebrigens darf nicht übersehen werden, daß auch bei den Negern zwischen verschiedenen Individuen ein großer Unterschied hinsichtlich des Fleißes oder der Faulheit sich findet.

In hohem Maße gehört zur Eigenthümlichkeit des Negers seine Eitelkeit; er bettelt, borgt und stiehlt, um sie zu befriedigen, sagt Madden, der negerfreundliche Schriftsteller. Dabei läuft die Hoffahrt mit unter, den Europäern alles gleich zu thun, wo nicht sie zu überbieten. Nach bunten Tüchern und Bändern in den schreiendsten Farben nebst allerlei Flittern steht der Sinn der Frauen. Oft aber sind sie nicht blos mit dem bunten Schein zufrieden, sondern wollen die gediegensten, kostbarsten Stoffe haben und theuern, echten Schmuck von Gold und Edelstein. Es ist kaum glaublich, welche Summen für dergleichen Dinge von den Sklaven verausgabt werden, hinter denen die bei unsrer arbeitenden Bevölkerung zuweilen vorkommenden Extravaganzen weit zurückstehen. Oft zeigt sich in dem Putz rechte Geschmacklosigkeit, wie z. B. zu Festlichkeiten sich die Frauen die Anfangsbuchstaben ihres Namens in bunter Farbe auf das Kleid sticken ließen, was beiläufig einen halben Dollar kostete.

Was die Sittlichkeit im engern Sinne betrifft, so befand sich dieselbe in den Zeiten der Sklaverei bei den Negern in einem höchst verwahrlosten Zustande. Die Zahl der gesetzlichen resp. kirchlich eingesegneten Ehen war sehr gering. Sobald junge Leute das nöthige Alter (das in den Tropenländer bekanntlich frühzeitiger eintritt[1]) erreicht hatten, thaten sie sich zusammen. Von einem Einfluß oder Oberaufsicht des Sklavenbesitzers bei der Wahl finde ich nichts erwähnt; es scheint in diesem Punkt volle Freiheit geherrscht zu haben. Eine Ehe war dies Zusammenleben nicht zu nennen, da es in den meisten Fällen durch keinerlei festeres Band gehalten wurde. Die Verbindung konnte jederzeit, sobald der eine oder andre Theil ihrer überdrüssig geworden war, wieder aufgelöst werden. Vielfach wohnten sie gar nicht zusammen, sondern auf verschiedenen Plantagen. Nicht selten hatte ein Mann zwei Frauen an verschiedenen Orten, aber ebenso eine Frau zwei Männer. Dennoch soll zwischen den betreffenden Personen nicht viel Eifersucht gewaltet haben. Nur ungern ließ sich eine Frau herbei das Band fester zu schließen; sie wollten sich nicht so sehr binden, indem sie fürchteten, schlechter behandelt zu werden, wenn der Mann nicht mehr ihr Fortlaufen zu befürchten hätte. — Wie schädlich in diesem Punkte die Sittenlosigkeit einzelnstehender Europäer gewirkt hat, braucht nur angedeutet zu werden.

Wir wollen aber nicht blos die Schattenseiten des Lebens der westindischen Neger zeichnen, sondern auch ihre guten Charakterzüge hervorheben. Dahin gehört besonders die Anhänglichkeit an den Herrn und seine Familie, die wenn sie auch keineswegs allgemein ist, sich doch bei manchen, namentlich den älteren Sklaven, oft findet. Einzelne rührende Beispiele von Treue gegen den Massa sind bekannt genug geworden. Dem steht freilich auch bei vielen eine Gleichgültigkeit

[1]) Der Begriff Jungfrau fällt ganz hinweg, wo das weibliche Individium, so wie es die Schwelle der Kindheit überschritten hat, Mutter wird.

gegenüber, die der fortgezogenen Herrschaft bald vergißt, was freilich nicht zu verwundern ist, wenn die letztere es versäumt hatte, immer ein Herz voll Liebe für die Schwarzen zu haben.

Eine gewisse Ehrenhaftigkeit untereinander läßt sich ihnen auch nicht absprechen. Es war eine Art von Gemeinschaftsbewußtsein, das hie und da ihre Handlungen beeinflußte. Bei den Aufständen auf Jamaica kam es kaum vor, daß ein Gefangener einen andern Mitschuldigen verrieth; sie starben lieber, als daß sie die Namen angegeben hätten.

Ein meist fröhlicher Sinn mit gutem Humor, ihre Vorliebe für Musik und Gesang[1]), ihre scharfe Beobachtungsgabe mag mit zu den guten Eigenschaften und Fähigkeiten gezählt werden, während das bedeutende Nachahmungstalent — sie sind geborne Schauspieler — und die Kunst etwas ins Lächerliche zu ziehen sowie sich zu verstellen einen zweifelhafteren Werth haben dürfte.

Schließlich mögen hier noch einige ergänzende Bemerkungen über die Behandlung der Sklaven Platz finden. Sklaverei ist freilich immer ein großes Uebel, und ruht immer auf dem Fundamente schwerer Sünden. Daß Menschen nicht als Personen, sondern als Sachen und als Waaren betrachtet werden, die man kaufen und verkaufen kann, ist etwas Unmenschliches und vollends Unchristliches. Wie sich in der Zeit, von der wir reden, in Westindien dieses Kaufen und Verkaufen gestaltet hatte, darüber habe ich wenig Andeutungen gefunden. Es ist möglich, daß dabei öfter auf die Familienbande keine Rücksicht genommen wurde, und vielleicht möchte dies der dunkelste Punkt in der damaligen Behandlung der Sklaven sein. Andrerseits aber ist es doch wahrscheinlich, daß viele Besitzer von Sklaven sich von solchen Rücksichten leiten ließen. Was im übrigen die Behandlung der Sklaven seitens ihrer Herren betrifft, so ist schon angedeutet, daß dieselbe keineswegs eine so allgemein grausame war, wie dies im Eifer des Parteikampfes oft dargestellt worden ist[2]) und in weiten Kreisen noch jetzt geglaubt wird. Unsre bisherige Schilderung von dem Leben der Neger mußte schon manchem Vorurtheil entgegentreten. Ihre Lage war durchschnittlich durchaus nicht eine gedrückte; wenigstens auf allen den Plantagen, die sich in gutem Gange befanden. Daß auf andern, die in Verfall gerathen waren, auch die Sklaven vernachlässigt und schlecht versorgt waren, möge hier ausdrücklich erwähnt werden. Auch der Verkehr der Herren mit den Schwarzen war im allgemeinen keineswegs lieblos und unfreundlich. Freilich traten diese jenen stets in einem strengen befehlerischen Tone entgegen, der gewiß auch vielfach hart zu nennen war. Es darf dies jedoch nicht allein den Herren als Schuld angerechnet werden. Manche hatten es versucht ihre Sklaven in liebevoller und freundlicher Weise zu be-

---

[1]) Ihre Lieder haben meist einen melancholischen Charakter. Sie besitzen die Gabe, bei Gelegenheiten sofort aus dem Stegreif ein Lied zusammen zu reimen.

[2]) Hiermit soll keineswegs der Vorwurf absichtlicher Täuschung ausgesprochen sein; das Generalisiren nach einzelnen Fällen sowie Unkenntniß der Sachlage konnte nur zu leicht solche unrichtige Darstellung veranlassen.

handeln; die Erfahrung aber lehrte, daß sie dadurch höchst unverschämt und nachlässig wurden und häßlich in ihrem ganzen Betragen. Wir haben keinen Grund anzuzweifeln, was uns Mrs Carmichael[1]) darüber berichtet. Sie hatte sich vorgesetzt, ohne körperliche Strafen mit ihren Sklaven fertig zu werden. Hatte einer gestohlen, gelogen oder eine Grausamkeit gegen einen andern verübt, so nahm sie ihn allein und suchte ihm mit freundlichen Worten seine Sünde vorzustellen, verwies ihn auf den heiligen Gott, dem die Sünde ein Greuel ist, auf seinen Zorn und sein Gericht u. s. w. „Es ist kaum zu beschreiben", sagt sie, „wie sehr ihnen diese Behandlung zuwider war. Sie sagten mir, sie wollten lieber ausgepeitscht als auf diese Art gequält werden." Sie ließ sich aber nicht irre machen, sondern versuchte immer aufs neue an das moralische Gefühl zu appelliren, das sie durch Religionsunterricht zu stärken suchte, um auf diese Weise die Körperstrafe überflüssig zu machen. Aber leider hatte sie nicht den gewünschten Erfolg. Ihre Schwarzen wurden so frech, im Vertrauen auf ihre Straflosigkeit, und ihre Aufführung so unerträglich, daß sie in der ganzen Nachbarschaft als eine Pest bekannt waren. Etliche waren dabei vollendete Heuchler geworden, die bei jeder Gelegenheit seufzten und ihre Augen fromm erhoben, wie sie es in der Kapelle gesehen, und in jeden Satz womöglich „so Gott will" einschalteten[2]), dabei aber mit unter den ärgsten Lügnern und Dieben waren. Es half nichts; die Körperstrafe mußte wieder eingeführt werden.

Die Züchtigung mit der Ruthe oder mit der Peitsche trat aber doch nur für solche Vergehen ein, die in Europa damals viel härter würden bestraft worden sein. Ja das höchste Strafmaß, 39 Hiebe, wurde für Verbrechen angewendet, auf die nach europäischen Gesetzen zum Theil Todesstrafe stand. Für geringere Vergehen wurden die Sträflinge in „den Block" gelegt. Derselbe bestand in einer hölzernen Bettstelle, deren Fußende mit zwei Löchern versehen war, in welche die Beine des zu Bestrafenden eingeschlossen werden konnten. Oft brauchte derselbe nicht einmal auf den bloßen Brettern zu liegen, sondern hatte eine Matratze und jedenfalls ein Kopfkissen; ja zuweilen war er von einem Moskitonetz umgeben. Diese Strafe machte denn auch gewöhnlich wenig oder gar keinen Eindruck. Eine junge Haussklavin, die in den Block geschickt wurde, machte vor ihrer Herrin spöttisch lächelnd einen Knix und sagte: „Schönen Dank, Madam, daß Sie mich hübsch stille sitzen lassen!"

Die schweren Strafen kamen nur selten vor. Trotzdem soll nicht bestritten werden, daß einzelne Fälle von harter, ja grausamer Behandlung noch bis in den letzten Zeiten der Sklaverei sich ereigneten. Es waren dies aber die Ausnahmen und nicht die Regel. In früheren Zeiten war dergleichen viel häufiger gewesen, besonders auf den Plan-

[1]) Domestic Manners I. pag. 227.

[2]) Dieser gedankenlose Mißbrauch des Namens Gottes war damals auf St. Vincent infolge des Einflusses der Methodisten allgemein geworden. Z. B. die Frau befiehlt: „Bring mir eine Tasse!" „Ja Madam, so Gott will, ich will's gleich thun!"

tagen, die in Abwesenheit des Besitzers unter Leitung eines Verwalters standen. Diese Praxis der Plantagenbesitzer, in Europa den Ertrag ihrer Grundstücke zu verzehren, war überhaupt für die ganzen westindischen Zustände höchst nachtheilig. Wo die Herren selbst ihre Sklaven unter sich hatten, waren die Neger meist besser versorgt und milder behandelt, und die Plantagen gediehen. Jene Verwalter aber waren in alter Zeit oft ungebildete, rohe Leute, von denen nicht zu erwarten war, daß sie mit der nöthigen Langmuth, Ruhe und Menschlichkeit ihr Regiment über die Schwarzen führen könnten. Da kamen denn wohl oft solche Grausamkeiten vor, wie sie in den meisten Schilderungen der Sklaverei (vielfach aber doch noch mit Uebertreibungen) dargestellt werden. Wir würden jedoch der Wahrheit zu nahe treten, wollten wir die Zustände Westindiens in unserm Jahrhunderte mit solchen Darstellungen charakterisiren. Nur zu oft ist der Blick des Missionsfreundes dadurch getrübt worden. Wir wollten hier aber so offen wie möglich den wirklichen Verhältnissen ins Auge sehen, unter denen die evangelische Mission ihre Hauptarbeit zu thun hatte. Fast jede Mission unter den Heiden ist erschwert durch die Hindernisse, die die Sünden gottloser Europäer unter dem betreffenden Volke angerichtet haben. Nirgend anderswo aber waren diese Hindernisse größer als in Westindien. Mögen dieselben in früheren Zeiten sich vorzugsweise als durch Begehungssünden der Europäer verursacht charakterisiren, so finden wir doch später weit überwiegend die Unterlassungssünden. Das war die große Unterlassungssünde nicht blos der einzelnen Plantagenbesitzer, sondern des Mutterlandes der Kolonien, daß der nun einmal vorhandenen Sklaven-Bevölkerung nicht durch allgemeinen Unterricht die Segnungen christlicher Bildung zugeführt wurden. Das war eine Vernachlässigung der Heimat an den Kolonien, die durch die angestrengteste Missionsthätigkeit nicht wieder gut gemacht werden konnte. Anstatt die Neger zu erziehen, hat man sie in ihrer geistigen und geistlichen Verkommenheit gelassen, die um so schlimmer war, je besser für das materielle Dasein derselben gesorgt wurde. Daher ward der Schwarze so leicht zur Karikatur. Wäre die Kirche der europäischen Länder damals nicht in den tiefen Schlaf des Rationalismus versunken gewesen, hätten in Westindien christliche Männer die Gewalt, die ihnen unter Gottes Zulassung über die Schwarzen zugeflossen war, richtig angewendet und sie verschmolzen mit der Zucht des Evangeliums, so hätte dort allerdings die Mission Triumphe feiern können, wie in keinem andern Lande, und es hätte mit Rücksicht auf die Greuel des Sklavenhandels, unter denen der schwarze Mann nach jenen Inseln gebracht wurde, und die als unverlöschliches Brandmal der Geschichte der christlichen Völker aufgeprägt sind, schon jetzt zum Preise der wunderbaren Regierung des Herrn heißen können: „Ihr gedachtet es böse — — zu machen; aber Gott gedachte es gut — — zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks.“ (Gen. 50, 20.) Ueber Westindien ist's jetzt noch nicht am Tage. Das Ziel liegt vielleicht noch fern; denn der Menschen Walten hält oft Gottes Gnadenziele auf, zuweilen selbst da, wo der Mensch seine alten Verschuldungen (doch mit

verkehrtem Eifer) selber wieder gut zu machen gedachte. Wie dies auf Westindien zutrifft, wird uns ein weiteres Kapitel dieses Buches zeigen. Vorher betrachten wir indessen die evangelische Mission in den Zeiten der Sklaverei, und zunächst die Anfänge derselben durch die Brüdergemeinde bis zum Beginn unsers Jahrhunderts.

Nachträge.

Die vorstehende Schilderung hat besonders die Zustände der der evangelischen Mission zugänglichen kleinen Antillen im Auge. Ueber Jamaica würde manches andere zu sagen sein. Schon die Naturverhältnisse, die Landschaft, die Vegetation u. s. w. dieser schönen Insel hat manches Eigenthümliche aufzuweisen. So hat sich auch hier das koloniale Leben besonders gestaltet. Während auf den andern Inseln sich alles um Zuckerkultur drehte, gab es auf Jamaica zahlreiche Kaffee-Plantagen; auch Piment (engl. Gewürz) und Ingwer wurde viel gebaut. In großem Maße wurde auch Rindviehzucht getrieben, besonders auf der nördlichen Seite in den weiten, mit Guineagras bewachsenen Ebenen. Die betreffenden Grundstücke hießen Penns oder Breeding-Penns.

Auch die Behandlung der Sklaven gestaltete sich wie es scheint auf Jamaica härter als auf den andern Inseln. Den Sklavenkindern Schulunterricht zu ertheilen war verboten und mit harten Strafen bedroht. Die Peitsche scheint hier bis zur Emanzipation hin doch eine andere Rolle gespielt zu haben als auf den kleinen Antillen, und bis zum 1. August 1834 sollen unmenschliche Grausamkeiten vorgekommen sein — doch jedenfalls nicht in der Ausdehnung, wie parteiische Darstellungen, besonders der Baptisten, in ihrer generalisirenden Weise angegeben; sie gehen weit über die Wirklichkeit hinaus[1]). Doch soll nicht geleugnet werden, daß auf Jamaica die weiße Bevölkerung überhaupt in einem schrofferen Gegensatz gegen die schwarze stand, als auf andern Inseln. Daher konnte hier die Emanzipation auch nur unter den schwersten Kämpfen vollzogen werden, wie wir im Folgenden sehen werden.

Noch müssen wir bemerken, daß in den Zeiten der Sklaverei nicht selten Neger ihren Herren entsprangen und in schwer zugänglichen Gebirgsgegenden ein freies Leben führten. Auch dies kam auf Jamaica besonders vor, wo die ausgedehnten Gebirge den Entflohenen sichre Aufenthaltsorte boten. Solche freien Neger wurden Maron's (Maroon's) genannt. Andre liefen nur zeitweise weg und stellten sich später wieder ein, da das Leben auf den Plantagen doch bequemer war als in der Einöde der Wälder. Bei manchen schlechten Subjekten war das Weglaufen förmlich zur Gewohnheit geworden. Man durfte sie nicht einmal zu hart strafen, da man befürchten mußte, daß sie sonst gar nicht sich wieder einstellen würden.

Ueber die Bevölkernng Westindiens überhaupt ist nachzutragen, daß in den Städten die Juden eine große Rolle spielen, besonders im Kleinhandel mit Zeug, Schmucksachen u. s. w.

Zur Schilderung der Natur müssen wir noch nachträglich die dann und wann auftretenden Orkane erwähnen, die zuweilen von Erdbeben begleitet sind. Als Beispiel diene die Beschreibung eines solchen, wie sie Missionar Catts (Methodist) gegeben hat.

„In der Nacht vom 21. September d. J. gefiel es Gott, uns mit einem fürchterlichen Orkan heimzusuchen, der beinahe die ganze Insel verheerte. Nachmittags zuvor war der Himmel mit schweren Wolken beladen, der Wind blies heftig aus Norden und wurde gegen die Nacht immer stürmischer. Mit jedem Augenblick wurde es gefährlicher, sich zur Thüre hinaus zu wagen. Um 12 Uhr Nachts fanden wir für nöthig, unser Haus zu verlassen und in ein anderes unsere Zuflucht zu nehmen; und siehe, wenige Augenblicke nachher wurde das Haus vom Sturm weggetragen. Um 3 Uhr in der Mitternacht war die Wuth des Windes namenlos; in einer halben Stunde lagen $^7/_8$ der Häuser in der Stadt zu Boden. Eine Flut

---

[1]) Leider trägt eines unsrer folgenden Kapitel nach den einseitigen Quellen, aus denen es geschöpft wurde, noch so manche Spuren einer derartigen Darstellungsweise an sich, die sich nicht verwischen ließen wofern von dem ursprünglichen Werke noch etwas stehen bleiben sollte.

von Regen strömte herab, es erbebte die Erde, und die feurigsten Blitze mit Schwefeldampf umströmten uns von allen Seiten. Wir machten uns zum Tode gefaßt. Tausende, die ohne Gott und ohne Gebet dahingelebt hatten, warfen sich nun auf ihre Knie nieder und riefen zu dem, dem der Wind und das Meer gehorsam sind. Viele unter ihnen haben den Tod unter den Trümmern ihrer Häuser gefunden. Hundertfünf derselben fand man sogleich todt, viele andre sind indeß an ihren Wunden gestorben und andere dem Tode nahe. — Ein einziges Haus ist uns übrig geblieben, in dem uns der Herr Schutz finden ließ. — Alle unsre Kirchen, bis auf eine, wurden zu Boden gestürzt, und viele unsrer armen Neger, die ihr zureichendes Auskommen hatten, sind Bettler geworden."

3. Die Missionen der Brüdergemeinde in Westindien.

A. Die Brüder in Dänisch-Westindien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Es ist bereits im ersten Hefte (S. 41) erwähnt worden, wie die Begegnung des Grafen Zinzendorf mit einigen Grönländern zu Kopenhagen (1731) den ersten Anstoß zur Begründung der Brüdermission in Grönland gab. Noch ehe diese zur Ausführung kam, wurde die Mission nach Westindien unternommen, die ebenfalls bei jener Gelegenheit ihre Veranlassung erhalten hatte. Die Bedienten des Grafen und unter ihnen namentlich David Nitschmann, der nachmalige Bischof, lernten damals den Kammermohren des Oberstallmeisters Grafen von Laurvig kennen. Anton, so hieß er, war früher auf St. Thomas Sklave gewesen, nun aber im Christenthum unterwiesen und getauft. Er erzählte den Brüdern viel von dem Elende der Sklaverei, in dem eine Schwester von ihm noch schmachte, und wußte gar rührend zu schildern, wie sie zu dem ihr unbekannten Gott um Hülfe und Erlösung flehe, wie er denn selbst als Sklave auch oftmals einsam am Meeresufer sitzend mit schmerzlichem Verlangen sich nach dem Lichte göttlicher Offenbarung gesehnt habe. Viele Neger auf St. Thomas, meinte er zuversichtlich, seien eben so gesinnt und würden der Predigt des Evangeliums sofort zufallen und sich bekehren.

Es kann wohl nicht befremden, daß die Brüder und auch der liebe Herr Graf, dem Anton gleichfalls viel erzählen mußte, diese Mittheilungen ohne viel Kritik aufnahmen. Bald war Zinzendorf voller Freudigkeit, Boten des Friedens in dieses weiße Erntefeld zu senden. In dieser Stimmung theilte er der Gemeinde zu Heernhut nach seiner Rückkehr alles, was er über Westindien erfahren hatte, mit. Bald darauf kam Anton auf seine Veranlassung selber dahin und wiederholte vor versammelter Gemeinde seine Erzählungen. Es traten diesmal freilich die Schwierigkeiten der beabsichtigten Mission deutlicher zu Tage. Die Prediger des Evangeliums, so hieß es, würden selber Sklaven werden müssen[1]), um den Sklaven nur nahe zu kommen. Aber auch hierdurch konnte der Funke, der in das Herz etlicher Brüder gefallen war, nicht wieder ausgelöscht werden. Namentlich fühlte Leonhard Dober einen

[1]) Nach den bestehenden Gesetzen wäre dies freilich gar nicht zulässig gewesen, was Anton aber nicht erwähnte.

starken Drang, zu jenen schwarzen Heiden zu gehen. Die Gemeinde im ganzen hatte weniger Freudigkeit. Als aber das Loos über das Unternehmen bejahend entschied, wurden Dober und David Nitschmann am 18. Aug. 1832 als Missionare für St. Thomas abgeordnet.

Auf der Reise, die sie jeder mit nur 6 Thalern in der Tasche antraten, hatten sie aller Orte Bedenklichkeiten zu hören. Doch war die fromme Gräfin Stolberg in Wernigerode eine der wenigen, die ihnen Muth zusprachen, für den Heiland alles zu wagen, „als welcher es wohl werth sei, daß man sich allenfalls um seinetwillen todschlagen lasse.“ Die schwersten Prüfungen aber warteten ihrer in Kopenhagen, wo ihnen die Verhältnisse auf St. Thomas in ganz anderm Lichte als bisher dargestellt wurden. Ja der verschmitzte Kammermohr, der inzwischen anderweitigen Einflüsterungen Raum gegeben hatte, erklärte mit einer dem Neger eigenen Unbefangenheit alle seine früheren Erzählungen von der Sehnsucht der Sklaven nach Gottes Wort für lauter Lügen und suchte die Brüder von ihrer ferneren Reise abzubringen. Als diese aber trotz dem standhaft blieben und sich durch nichts von ihrem Vorhaben abbringen ließen, gab er ihnen einen Brief an seine Schwester Anna mit. Trotz der Theilnahme, die die anspruchslosen, glaubensfesten Missionare selbst bei der Königin und der Schwester des Königs während ihres verzögerten Aufenthalts in Kopenhagen fanden, war die Beförderung auf einem Schiffe der Dänischen Handelsgesellschaft nicht zu erlangen. Endlich wurde ihnen von einem holländischen Kapitän die Mitreise gestattet, aber nur indem Dober als Töpfer und Nitschmann als Zimmermann sich nach der Kolonie begeben wolle. Einige vornehme Freunde sorgten für das Passagiergeld. — Nach beschwerlicher und zuweilen gefahrvoller Seereise, zuerst oft dem Spotte des rohen Schiffsvolkes ausgesetzt, den sie nach und nach durch ihr Betragen beschwichtigten, kamen sie am 13. Dezember 1732 auf St. Thomas an.

Da lag sie vor ihnen, die Insel ihrer Sehnsucht mit den grünbewaldeten Kuppen ihrer Berge, deren einige sich gegen anderthalb Tausend Fuß erheben, mit den weiten Buchten und den vielen in die blaue See hinausragenden Vorgebirgen.[1]) Der Hauptort, Tappus, später nach des Königs Schwester Charlotte Amalie genannt, war damals noch ein unansehnliches Dorf, überragt von einem alten Thurm, in dem die Flibustier gehaust hatten. Die meisten Pflanzer, unter denen verschiedene Nationen, auch Deutsche, vertreten waren, wohnten auf ihren über die Insel zerstreuten Plantagen.

Einer der letzteren (wohl in der Nähe von Tappus), mit Namen Lorenzen, suchte die beiden Herrnhuter alsbald auf, denn sie waren ihm ohne ihr Vorwissen von Kopenhagen aus empfohlen worden, und er nahm sie gastlich in sein Haus auf, womit er sie von einem schweren Sorgenstein befreite. Noch an dem Tage ihrer Ankunft suchten sie denn Antons Schwester Anna, so wie ihren Bruder Abraham auf, denen sie den mitgebrachten Brief vorlasen, indem sie zugleich in einem sonderbaren Sprachgemisch, wie es sich eben machte, den sich sammelnden

[1]) St. Thomas ist fast 4 deutsche Meilen lang, und etwas über eine Meile breit.

Negern die frohe Botschaft von Christo zu verkündigen begannen. Die sprangen und klatschten vor Freude in die Hände; denn es war ihnen ganz neu, daß solche guten Worte auch für sie gelten sollten, die sie bisher nur für die Weißen bestimmt meinten, von denen dieselben doch so wenig geachtet wurden.

Von nun an suchten sie an jedem Sonntage eine Schaar von Zuhörern zu sammeln; in der Woche ließ es sich nicht ausführen. Sie lernten nach und nach den äußern und innern Zustand der Schwarzen kennen, und erweckten durch ihre Freundlichkeit bei vielen derselben Zutrauen. Da es sie indeß drückte, das Brod ihres gastlichen Wirthes umsonst zu essen, auch das Alleinwohnen ihrem Berufe dienlich zu sein schien, so wurden sie mit Lorenzen eins, nach Tappus zu ziehen, wo derselbe ein noch unvollendetes Haus besaß, und dasselbe auszubauen. So verdienten sie ihren Unterhalt mit ihrer Hände Arbeit. Die Missionsarbeit ging dabei ruhig weiter. Bald hatten sie sich das verdorbene Holländisch, das die meisten Neger auf St. Thomas sprachen, angeeignet. Auf Anna und Abraham machte das Evangelium schon einen sichtlichen Eindruck. Auch mit den Freinegern, die bereits dem Namen nach Christen waren, kamen sie in Berührung, bei denen sie aber einen sehr harten Boden fanden; während einer, der sich ihnen anfangs mit großem Heilsverlangen anschloß, bald darauf als Heuchler und grober Sündendiener entlarvt wurde.

Als der Hausbau vollendet war, erhielten die Brüder Aufträge zu weiteren Bauarbeiten. So namentlich auf einer Plantage an der Muskitobai, wo Dober auch wieder den Handlanger machte und mit ihm 4 Schwarze beschäftigt waren, denen im täglichen Verkehr die christliche Wahrheit nahe gebracht wurde. Bei dieser Gelegenheit konnte den Negern der oft gemachte Einwand, die Arbeit lasse ihnen nicht Zeit, auf Gottes Wort zu achten, widerlegt werden.

Doch Dober wollte nicht länger von Nitschmanns Verdienst mitleben. Dieser sollte ja auch nach dem Willen der Gemeinde zu Herrnhut mit der nächsten Schiffsgelegenheit dorthin zurückkehren. So versuchte jener es zunächst mit seinem Handwerk, der Töpferei. Aber der Thon der Insel war für dieselbe nicht geeignet. Dann zog er wieder nach der Muskitobai, um sich von Fischerei zu ernähren; verfiel aber bald in ein schweres Fieber, in dem er von seinem Gefährten treulich verpflegt wurde. Nach eingetretener Genesung reiste dieser ab (17. April 1733), während Dober mit ungebrochenem Glaubensmuthe zurückblieb und in Lorenzens Hause wieder ein Unterkommen fand. Einige Wochen später nahm ihn der Gouverneur der Insel (Gardelin) als Haushofmeister an. Da ging es ihm äußerlich ganz wohl, auch hatte er Zeit, sich mit den Negern zu beschäftigen — dennoch fühlte er sich nicht glücklich. „Ich schämte mich so sehr“, sagt er, „daß es meinem ersten Plan nicht gemäß war, nämlich ein Sklave auf St. Thomas zu sein; und die ganze Lebensart war mir so ungewohnt und unangemessen, daß ich manchmal ganz betrübt darüber war.“ Aber er sah auch hier des Herrn Führung, „mit dem er einen festen Bund gemacht hatte, sich seiner Providenz kindlich und blindlings zu überlassen.“

Mit Abraham und Anna schloß nun auch der Mann der letzteren, Gerd, sich dem Missionar näher an. Sie enthielten sich von den heidnischen Lustbarkeiten und legten schon manches schöne Zeugniß von dem in ihnen sich regenden geistlichen Leben ab. Dober hätte ihnen gerne seine ganzen Kräfte gewidmet. Darum gab er seine Stellung auf, aus der er nur ungern entlassen wurde, ließ Ueberfluß und Bequemlichkeit im Stiche und nahm einen Wächterposten in Tappus an, bei dem er nur sehr kümmerlich seinen Lebensunterhalt verdiente, war aber erfreut, mit seinen 3 erweckten Negern, zu denen sich noch ein vierter gesellte, nun fleißiger verkehren zu können. — Nach einigen Monaten wurde ihm das Amt eines Plantagenvorstehers angeboten, das er nicht ablehnen wollte, da es die beste Gelegenheit zum Verkehr mit den Schwarzen versprach. Aber nicht lange blieb er in dieser Stellung. Die Gemeinde in Herrnhut rief ihn zurück; er war in das erledigte Aeltestenamt gewählt worden. Diese Nachricht erhielt er durch eine ganze Kolonie von Brüdern, die im Sommer 1734 auf St. Thomas landeten.

Die etwa 8 deutsche Meilen südlicher gelegene Insel Ste. Croix[1]) (Santa Cruz) war im Jahre zuvor der französischen Regierung von der Dänisch-Westindischen Handelscompagnie abgekauft worden, nachdem sie mehrere Jahrzehnte wüste gelegen. Der Oberkammerherr von Pleß hatte auf derselben ausgedehnte Ländereien erworben und wandte sich nun nach Herrnhut um Kolonisten, die die Plantagen dort einrichten und leiten sollten und zu gleicher Zeit Gelegenheit zur Ausbreitung des Christenthums finden würden. Trotz einiger Bedenken Zinzendorfs über diese Vermengung der Mission mit äußeren Geschäften wurde der Vorschlag angenommen und 18 Personen unter der Leitung von Tobias Leupold reisten zunächst nach St. Thomas, woselbst Dober von ihnen seine Abberufung erfuhr. Mit schwerem Herzen gehorchte er derselben und verließ die ihm so lieb gewordenen Stätten seiner Arbeiten und Entbehrungen am 12. August 1734. Obgleich er mit seiner aufopfernden Thätigkeit als der Bahnbrecher der westindischen Mission anzusehen ist, dachte er selber von seinem Wirken nur sehr gering.

Seine Stelle sollte von einigen der neu angekommenen Brüder eingenommen werden. Doch dieselben wurden zum Theil bald durch den Tod abgerufen, und die übrigen gingen zur Unterstützung der Kolonisten nach Ste. Croix, so daß die Mission auf St. Thomas gänzlich unterbrochen war.

Die Unternehmung auf jener Nachbarinsel hatte einen höchst traurigen Verlauf. Als die Brüder mit 12 für den Oberkammerherrn gekauften Negern dorthin übersetzten, waren ihrer einige noch so schwach, daß sie ans Land getragen werden mußten. Die Gesunden, unbekannt mit den Gefahren des Klimas, überarbeiteten sich und versäumten die nöthige Vorsicht und Schonung.[2]) So wurden in kurzer

[1]) Es ist unrichtig, die Insel „Saint Croix" zu nennen, wie man gewöhnlich hört. Croix ist bekanntlich ein Femininum.

[2]) Die während eines Zeitraums von 38 Jahren verwilderte Insel war hierdurch höchst ungesund geworden.

Zeit ihrer Zehn dahingerafft. Dazu kam, daß Zwistigkeiten, die schon auf der Seereise ausgebrochen waren und die auch Dober nicht beizulegen vermocht hatte, immer stärker hervortraten, sowie unlautere und selbstsüchtige Absichten einiger von den Kolonisten die Missionsarbeit lähmten. Elf von Herrnhut nachgesandte Brüder[1]) stellten zwar die Einigkeit wieder her, stärkten auch den Missionseifer, aber immer wieder forderte das Klima seine Opfer und so mußte das ganze Unternehmen aufgegeben werden. Einige Brüder trennten sich ganz von der Gemeinde und von der Sache der Mission und richteten sich auf eigne Hand auf der Insel ein. Nur wenige kehrten, elend an Leib und Seele, nach Hause zurück (1736). Matthäus Freundlich blieb auf St. Thomas.

Doch schon im August des Jahres zuvor war dorthin ein andrer Bruder gesandt, mit dessen Namen die ersten größeren Missionserfolge in Westindien verknüpft sind: Friedrich Martin. Er war begleitet von dem Br. J. A. Bönicke, einem Schneider, der durch Ausübung seines Handwerks für den Unterhalt sorgen sollte, damit sich Martin völlig der Mission widmen könne. Dies that denn derselbe mit außerordentlichem Eifer. Zunächst nahm er sich der wenigen an, die sich bereits an Dober angeschlossen hatten. Dann aber hielt er nicht blos auf der Kompagnie-Plantage Sonntagsgottesdienst, sondern wußte jede Gelegenheit wahrzunehmen, um den Negern nahe zu kommen. Hatte er bei einem derselben erst einen Eindruck des göttlichen Wortes bemerkt, so ließ er ihn nicht wieder aus den Augen, sondern ging ihm überall nach, bis er ihn völlig gewonnen hatte. Eine Negerin riß er einmal mitten aus einem wilden Tanze heraus und stellte ihr die göttliche Gnade so ernstlich vor, daß sie sich entschloß, der Welt zu entsagen. Seine Vertraulichkeit und Freundlichkeit mit den Schwarzen, zu denen er sich in herzlichster Liebe herabließ, gewann ihm die Herzen; sein Leben, das die Kraft des Christenthums bezeugte, gab seiner Lehre einen mächtigen Nachdruck. Besonders ist seine Wohlthätigkeit zu rühmen, die er ohne Unterschied an Gläubigen und Ungläubigen übte. Jeden Abend versammelte sich in dem Hause der Brüder eine Schaar von Negern, und da dasselbe bald zu klein ward, baute ein solcher Namens Clas ein eignes Versammlungshaus.

Bereits nach einigen Monaten dieser Wirksamkeit wurden die Brüder durch einen Visitationsbesuch A. G. Spangenberg's erfreut. Letzterer vollzog die heilige Taufe an drei Negern u. z. auf der Plantage Muskitobai. Martin war nämlich nicht ordinirt. Leider waren einige der schon durch Dober Erweckten wieder untreu geworden; so auch jene Anna, die wir nicht unter den Erstlingen von St. Thomas finden. Sehr ermunternde Erfahrungen aber boten sich bei einigen Personen dar, die freilich noch nicht die Taufe empfangen konnten.

---

[1]) Schon nach der Nachricht von 2 Todesfällen unter den Kolonisten waren dieselben abgeordnet. Als die weitere Trauerkunde in Herrnhut eintraf, sang die Gemeinde: Es wurden zehn dahingesä't als wären sie verloren;
Auf ihren Beeten aber steht: Das ist die Saat der Mohren.

So wird namentlich von einer alten Freinegerin, Marotta, erzählt, die aus ihrem Vaterlande dunkle Begriffe von einem dreieinigen Gotte mitgebracht hatte, dem sie in großer Frömmigkeit mit viel Beten sowie zuweilen mit Opfern von Lämmern diente. Das Evangelium war ihr eine willkommene Botschaft.

Von jener Zeit an wuchs der Hunger nach dem Wort Gottes unter den Negern, deren nun täglich fast 200 zu den Abendstunden sich einfanden, am Unterricht im Lesen und Schreiben mit Freuden theilnahmen und schon dabei oft ein Verlangen nach der Erkenntniß des Heilandes gewannen. Nach den Leseübungen folgte dann der eigentliche Unterricht im Christenthum, bestehend in Gesang, Lehre und Gebet; daran schlossen sich noch vertrauliche Unterredungen mit den Einzelnen, wodurch die Zusammenkünfte oft bis Mitternacht sich verlängerten. Jeder, der zu diesen Abendstunden sich meldete, ward mit Freuden aufgenommen; nur wer in offenbaren Werken des Fleisches lebte und auf wiederholte Mahnungen nicht davon abstehen wollte, dem wurde der Zutritt bis zur Aenderung seines Sinnes untersagt.

Nun aber erhob sich auch Haß und Feindschaft gegen die Mission, besonders von Seiten der Weißen. Manche Herren ließen zwar die Besuche ihrer Sklaven bei den Brüdern zu; andre aber suchten sie durch Peitschenhiebe davon abzuhalten und verbrannten die Bücher, die sie mitbrachten. Besonders hatten die Negerinnen, die den wollüstigen Zumuthungen ihrer Herren widerstanden, viel zu leiden. Diese Prüfungen waren freilich manchen der bereits Angeregten zu schwer; sie gingen von dem guten Wege wieder ab. Andre aber blieben standhaft und treu. Als Spangenberg nach mehrwöchentlichem Aufenthalt die Insel verließ, konnte er nach Herrnhut berichten: „Hier ist ein großer Streit des Lichtes und der Finsterniß. Es ist eine offene Thür aufgethan und sind viele Widersprecher. Wie gern bliebe ich hier, um an der Schmach der Brüder sowohl als an ihrem Segen Theil zu nehmen.“

Im Jahre 1737 wurde Martin vom Bischof Nitschmann durch eine von London aus datirte Urkunde ordinirt und erhielt in Joh. Christ. Schöneweck mit seiner Frau Mitarbeiter, die ihm aber bald wieder durch den Tod entrissen wurden. Freundlich, der ihm schon über ein Jahr lang zur Seite gestanden hatte, verheirathete sich mit der bekehrten Mulattin Rebekka, die treulich unter der weiblichen Bevölkerung wirkte. Bönicke aber hatte sich in hochmüthiger Weise schon längere Zeit von den Brüdern getrennt und auf eigene Hand zu missioniren angefangen, was auf Schwärmerei hinauszulaufen schien. Er wurde in jenem Jahre vom Blitz erschlagen.

Bald nach Martins Ordination begann die Bildung einer christlichen Negergemeinde, indem er nach und nach in Jahresfrist gegen 30 Personen taufen konnte. Für diese Gemeinde wurden folgende Ordnungen festgesetzt.

„Alle Getauften wurden in kleine Gesellschaften von 5, 6 oder 10 Personen getheilt, die sich über ihren Herzenszustand brüderlich mit einander besprachen. Die Aufsicht über diese kleinen Kreise vertraute Martin 5 Nationalgehülfen an, welche

er für die tüchtigsten zu diesem Berufe erkannt hatte. Mit der Taufe war er nicht allzuschwierig; bei wem er ein aufrichtiges Verlangen nach seinem ewigen Heile wahrnahm, mochte er auch in vielen Stücken noch schwach und unbefestigt sein, den nahm er durch die Taufe in die Gemeinde auf, und überließ es der Wirkung des heiligen Geistes, ihn durch das Bad der neuen Geburt selbst zu befestigen und zu gründen. Nachher jedoch wurden nur diejenigen, die Festigkeit im Gange durch die göttliche Gnade erlangt hatten, nach einer kurzen Rede von der Wichtigkeit und dem Segen des heiligen Abendmahls, zu dem Genusse dieses Sakraments zugelassen. In allen Getauften, besonders den Abendmahlsgenossen, suchte Martin die ihnen anvertraute Gabe durch unablässige, treue Anwendung zu wecken; er ließ sie die erweckten, lernbegierigen Neger fleißig besuchen, und die Erfahrungen, welche sie an ihrem eignen Herzen gemacht hatten, ihnen mittheilen. Einige ließ er auch kurze Briefe aufsetzen, nahm diese bei einem Besuche in Ste. Croix mit, und las sie den dortigen, früher von der Predigt der Brüder angeregten Negern vor, was auf diese einen tiefen Eindruck machte. Unter den gläubigen Negern wurde eine christliche Eheordnung eingeführt; die in die Ehe tretenden wurden unter Gesang und Gebet der ganzen Gemeinde dazu eingesegnet. Nach Art der ersten Christen wurden zur Beförderung innigerer Gemeinschaft und herzlicherer Theilnahme in allen Lebensverhältnissen öfters Liebesmahle mit den Negern gehalten, wozu bald dieser einen großen Fisch, den er gefangen hatte, bald jener ein anderes Gericht, das er sich sauer verdient hatte, hergab. Jede Versündigung gegen äußere Pflichten, Ungehorsam gegen Vorgesetzte u. dgl. m. wurde, nach Verschiedenheit der Umstände, mit mehr oder weniger Schärfe geahndet. Der Lehrling oder Getaufte, der sich hartnäckig oder trotzig gegen seine Herrschaft aufführte, wurde von den Versammlungen so lange ausgeschlossen, bis er mit herzlicher Reue um Vergebung bat; dies wirkte meistens mehr, als alle Züchtigungen des Meisterknechtes; es wurde den Schuldigen bald unerträglich, des gesegneten Unterrichts zu entbehren, und sie baten mit Thränen um Wiederannahme. Einige, die sich durch das Singen guineischer heidnischer Lieder zum Anstoß anderer versündigt hatten, wurden darüber in öffentlicher Gemeindeversammlung ernstlich erinnert, und ihnen die Ausschließung angekündigt, der sie jedoch durch ernstliche Abbitte zuvorkamen. Ueberhaupt wurden alle, die noch in offenbaren Werken des Fleisches lebten, von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. Auf Pflanzungen, wo viel gläubige Neger waren, wurden ihnen Aufseher bestellt, die besonders darüber zu wachen hatten, daß sie treu, fleißig und ehrerbietig gegen ihre Vorgesetzten waren, und die Uebertreter sogleich anzeigen mußten; dies hatte zur Folge, daß manche Herren den Beweis selbst in die Hände bekamen, wie sehr die Predigt des Evangeliums zum Vortheil ihrer Sklaven und ihrer selbst gereichte. Aber alle diese Einrichtungen waren dem treuen Missionar noch nicht genug; er ging noch außerdem unter den Negern umher und unterredete sich mit jedem einzeln, und die großen Schwierigkeiten, welche der Dienst, die Entfernung der Pflanzungen und die äußere Lage der Sklaven diesem Geschäft in den Weg stellten, überwand er durch unermüdeten Eifer und Geduld".

Da das Haus der Brüder zu Tappus für die Versammlungen zu klein wurde, so nahmen sie die Gelegenheit wahr eine kleine Plantage anzukaufen, wohin sie alsbald übersiedelten. Die Gebäulichkeiten lagen auf einem Berge, etwa eine Stunde östlich von jenem Orte, von dem aus die Christen durch den Schall der Posaune zusammengerufen wurden, daher er den Namen Posaunenberg erhielt (1738). Die Gemeinde war im besten Aufblühen. Nun aber begann ein bedrohlicher Sturm über das junge Werk herzufahren. Die Herren, welche nicht leiden wollten, daß ihre Sklaven frömmer würden als sie selbst, warfen einen bittern Haß auf die Missionare. Selbst der holländisch-reformirte Prediger J. Borm verschmähte es nicht, mit den Feinden gemeinsame Sache zu machen. Er focht Martins Ordination an, da sie nicht vom Könige bestätigt sei, und bewirkte, daß demselben jede Amtshandlung bis zu der von Kopenhagen geforderten Entscheidung

untersagt wurde. Dazu war um jene Zeit von Martin, Freundlich und dessen Ehefrau in einem Prozeß gegen den früheren Brüderkolonisten Fiedler, der jetzt auf einer Plantage in St. Thomas Meisterknecht war, ein Eid verlangt worden, den sie mit gutem Gewissen nicht leisten konnten. Infolge der Weigerung wurden sie zu einer Geldstrafe verurtheilt, die sie nicht zahlen konnten, und deshalb ins Gefängniß geworfen. Zuvor aber hatte Martin aus der Gemeinde 2 zu Mitältesten und 8 zu Gemeindedienern gewählt, denen die Pflege der Seelen inzwischen übertragen wurde. Unter dem schmerzlichen Weinen und Heulen einer großen Schaar von Negern — (es hielten sich schon gegen 400 zu ihnen) wurden die Brüder abgeführt. Auch versammelten sich Schwarze dann und wann unter den Fenstern des Gefängnisses und ertrugen gern die Schläge und Stöße der Soldaten, um nur ein paar Worte von dem geliebten Lehrer hören zu können.

Dem Bruder Freundlich wurde übrigens nun auch, da die Gültigkeit seiner von Martin vollzogenen Trauung bestritten wurde, der Prozeß gemacht, weil er in wilder Ehe lebe. Er wurde zu 100 Rdaler Strafe und lebenslänglicher Karrenarbeit[1]) verurtheilt. Seine Frau sollte in die Sklaverei verkauft, und das Geld einem Hospital überwiesen werden. Zur Vollstreckung des Urtheils kam es freilich noch nicht, und beide wurden noch weiter in Gefangenschaft gehalten, während der schwer erkrankte Martin auf die Bürgschaft eines ihm befreundeten Pflanzers, Carstens, vorläufig losgegeben und von diesem treulich verpflegt wurde.

Diese Zeit der Anfechtung gereichte übrigens der jungen Negergemeinde recht zum Segen. Die Bekehrten blieben ihrem Bekenntniß treu und wurden fester auf demselben gegründet. Die sämmtlichen Getauften wurden eines Tags in das Kastell nach Tappus citirt, um von dem reformirten Prediger Borm geprüft zu werden. Sie antworteten einfältig und klar, aber viele Fragen waren so gestellt, daß sie weit über die Fassungskraft der Schwarzen hinausgingen und blieben daher unbeantwortet. Es gelang aber nicht bei dieser Gelegenheit, irgend etwas Gravirendes gegen Martin herauszubekommen. Eine zweite Prüfung sollte nach 8 Tagen stattfinden, aber es kam nicht dazu.

Ganz unerwartet nämlich kam am 29. Januar 1739 der Graf Zinzendorf zu einer Visitation nach St. Thomas, ohne von der traurigen Lage der Brüder irgend wie Kenntniß zu haben. Er kam um den ihm öfter gemachten Vorwurf zu widerlegen, daß er nur immer Leute in ein ungesundes Land bringe, wo sie bald sterben müßten. — Gleich nach seiner Ankunft ersuchte er den Gouverneur der Insel um Freilassung der Gefangenen, die auch alsbald erfolgte. Es war ein rührendes Wiedersehen. Der Graf küßte den leidenden Bekennern Christi mit Ehrfurcht die Hand. Bei Carstens hatten sie zunächst Aufnahme gefunden, von wo sie am folgenden Tage nach dem Po-

[1]) Das Erkenntniß sagt: in Bremerholm (bei Kopenhagen) auf Lebenszeit an die Karre geschlossen zu werden.

saunenberg zogen. Von der dort stattfindenden Versammlung der Negerchristen erhielt Zinzendorf einen tiefen Eindruck, besonders als er in einer an sie gerichteten Ansprache Luthers Erklärung zum zweiten Artikel citirte, und die sämmtlichen Neger in ihrer kreolischen Sprache mit in das Bekenntniß einfielen. — Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt, während dessen durch Verhandlungen mit dem Gouverneur die Verfolgung der Brüder gänzlich beigelegt wurde, verließ der Graf die Insel, auf die er übrigens zwei neue verheirathete Brüder, Weber und Löhans, mitgebracht hatte.

Doch erneuerten sich bald nachher die Feindseligkeiten gegen die christlichen Neger. Man brachte es zu einem Verbot, daß kein Neger nach Sonnenuntergang die Plantage verlassen sollte, und als die Versammlungen der Brüder trotzdem besucht wurden, kam es zu einem Ueberfall, bei dem mehrere Schwarze verwundet wurden. Eine Zeit lang versammelte man sich nun in einem Gehölz unter Ausstellung von Wachen. Die wachsende Sache des Evangeliums blieb durch diese Drangsale vor falschem Namenchristenthum bewahrt, und die Anhänger immer mehr auf dem guten Grunde befestigt. Bald aber verloren sich denn die Verfolgungen wieder, da eine strenge Kontrolle nicht durchzuführen war. Auch traf die königliche Entscheidung über die Ordination Martins ein, die anerkennend ausgefallen war. Dem reformirten Prediger wurde dabei bedeutet, daß er sich aller Aeußerungen gegen die Brüder zu enthalten habe, „sintemal er auch nur toleriret sei."

Von nun an wuchsen die Schaaren derer, die sich um das Evangelium sammelten, das nun auch in Tappus, Muskitobai und de Paarl, einer Plantage auf der Nordseite der Insel, regelmäßig verkündigt wurde. Schon waren Nationalgehülfen soweit ausgebildet, daß man ihnen die Predigt anvertrauen konnte. Ja Martin hatte sogar schon seine 16 „Fischer", wie er sie nannte, die Sonnabends und Sonntags je 2 und 2 auf allen Plantagen der Insel umherzogen und missionirten. In kurzem gab es an 52 Orten der Insel Erweckte. 1741 konnte Martin schreiben: „Es ist fast kein Tag, da nicht Seelen kommen, die ihr Elend fühlen und um Gnade schreien. Geht man aus, so hört man hier einen im Zuckerfeld, dort einen im Busche, den dritten hinter seinem Hause beten und weinen u. s. w."

Ein theologisch gebildeter Missionar, Feder, der von Herrnhut ausgesandt wurde, fand seinen Tod beim Schiffbruch nicht weit vom Ziele der Reise, während seine Gefährten Ch. G. Israel, ein schwächlicher, verwachsener und lahmer, aber von Eifer für die Sache des Herrn beseelter Mann, unter merkwürdigen Umständen aus demselben gerettet wurde[1]). Der letztere eignete sich schnell die kreolische Sprache an und stand bald in voller Thätigkeit. — Die Zahl der Täuflinge mehrte sich. 1741 konnten 90 Personen mit einemmale getauft werden, unter denen auch endlich Anna war, die nun Zeichen eines neuen Lebens gab. — Der Leseunterricht, der bisher als Hülfsmittel zur Kenntniß des Evangeliums getrieben war, von manchen aber in weltlichen Absichten benutzt

[1]) cf. Wullschlägel, Lebensbilder II, S. 16 ff.

wurde, blieb fortan den Negern unter sich überlassen. Durch Konferenzbeschluß wurde die Arbeit der Brüder ausschließlich auf die Verkündigung des Kreuzes beschränkt.

Ein Versuch auf Ste. Croix, der im genannten Jahre von Geschw. Weber und Israel ausgeführt wurde, blieb ohne Erfolg. Krank mußten die Sendboten heimkehren, ohne auch nur eine Seele gewonnen zu haben. Israel aber hatte dort den Grund zu seinen tödtlichen Leiden gelegt. Auf Zinzendorfs Einladung gingen die Missionare 1742 nach Philadelphia. Doch Israel hielt es nicht lange dort aus, sondern kehrte nach einigen Monaten mit einem neuen Gehülfen, Böhner, nach St. Thomas zurück. Als Martin 1743 verheirathet wiederkam, hatte sich unter aller Arbeit Israels Krankheit so verschlimmert, daß er seinem Abscheiden entgegensah. Am 2. August entschlief er, herzlich beweint von seinen lieben Negern.

Friedrich Martin blieb zwar die Seele der Mission auf St. Thomas, wandte aber fortan seine Arbeit noch mehr auf die Inseln Ste. Croix und St. Jan. Wichtig war die Bestätigung der Kirchenfreiheit für die Brüder durch ein Rescript Christian VI. Sein Nachfolger Friedrich V. aber stellte das Missionswerk sogar unter den Schutz der Regierung. Dasselbe wurde eine Zeitlang freilich gehemmt durch eine Epidemie, die mehrere Brüder dahinraffte, während die andern krank darniederlagen. Die Ankunft neuer Arbeiter von der nordamerikanischen Gemeinde (Bethlehem) und mehrere Visitationen dienten in dieser Prüfungszeit zur Stärkung.

Auf Ste. Croix hatte Martin 1744 endlich mit der Mission festen Fuß fassen können, anknüpfend an eine Anzahl schon auf St. Thomas getaufter Neger. In der Nähe von Christiansstadt, an der Nordseite der Insel, war eine Plantage angekauft, wo Martin seinen Wohnsitz nahm. Am 12. Juli konnten auf der nicht fernen Kompagnieplantage, Princeß, die vier ersten Personen getauft werden, „die ersten in dem Todtengarten aufblühenden Pflanzen". Die weitere Arbeit wurde auch hier von Nationalgehülfen unterstützt, unter denen Nathanael erwähnenswerth, der von der Zeit seiner Erweckung Folgendes erzählt hat:

„Als ich unsere Brüder das große Wort verkündigen hörte, daß Gott unser Heiland die Menschen so geliebt hat, daß er ein Mensch wurde und für sie starb, damit sie nicht den ewigen Tod erleiden möchten, war es, als ob ein Pfeil mein Herz durchbohrte. Ich folgte den Brüdern von Ort zu Ort, um noch mehr von diesem großem Worte zu hören. Und wenn keine Brüder bei uns waren, so kamen wir Gleichgesinnte zusammen, und wiewohl wir nicht viel wußten, unterredeten wir uns doch von dem Gott, welcher selbst die Neger liebt, und wurden oft von Dankbarkeit so hingenommen, daß wir alle weinten und ein brennendes Verlangen fühlten, den Herrn kennen zu lernen und Seine Gnade zu erfahren. Zu der Zeit mußten die gläubigen Neger viel Widerstand und Verfolgung erdulden. Um uns keinen Mißhandlungen von Seiten der weißen Leute auszusetzen, nahmen wir einen Umweg durch die Wälder, um das Evangelium zu hören; doch je beschwerlicher es war, zum Versammlungsplatz zu gelangen, desto seliger fühlten wir uns daselbst; denn der Friede Gottes waltete auf eine besondere Weise unter uns, und wir sprachen oft bis spät in die Nacht zusammen von dem Heil unsrer Seele".

Auf der Insel St. Jan, deren westlicher Punkt von dem östlichen von St. Thomas kaum dreiviertel Meilen entfernt ist, hatte schon 1741 der mit den Brüdern verbundene Plantagenaufseher Jens Rasmus

selber angefangen, mit seinen Negern erbauliche Versammlungen zu halten. Drei Jahre später sollte dort ein eigner Missionar stationirt werden (Tutweiler), der aber schon beim Beginn seiner Arbeit von einem feindseligen Weißen so mißhandelt wurde, daß er nach St. Thomas zurückkehren mußte. Er erlag bald darauf dem Fieber, der fünfunddreißigste von denen, die in einem Zeitraum von 11 Jahren in Verbindung mit der westindischen Brüdermission ihr Leben verloren. Auf St. Jan aber konnte Martin bei einem Besuche (1745) schon die Erstlinge taufen.

Auf St. Thomas war inzwischen die Unzuverlässigkeit des Negercharakters zum Kummer der Brüder vielfach zu Tage getreten, und sie hatten derselben durch die strengste Kirchenzucht begegnen zu müssen gemeint. Dazu kam die einseitige Befolgung einer Ermahnung Zinzendorfs, nicht nach Bekehrung ganzer Haufen, sondern einzelner Seelen zu trachten. Die Ausgeschlossenen, theils erbittert, theils niedergeschlagen, blieben vielfach sich selbst überlassen, auch wollte man niemand taufen, der nicht das Ideal, das man sich von einem Bekehrten machte, erreicht hätte. So wurde 1741—44 keine Heidentaufe vollzogen. Die Verirrten geriethen immer tiefer ins Verderben. Die wichtige Sache kam 1747 auf der Synode zu Herrnhut zur Verhandlung, zu der auch Martin nach Europa gekommen war. Hier wurden die Grundsätze einer mildern Praxis aufgestellt. Der Bischhof Joh. v. Watteville ward beauftragt, die Mission in Westindien zu visitiren und diese Praxis dort einzuführen. Sein Erscheinen dort (1749) rief eine weitgehende Bewegung hervor. Die Ausgeschlossenen wurden wieder aufgesucht. 8 bis 900 Neger besuchten die Versammlungen. Viele begehrten die Taufe. 380 Lehrlinge meldeten sich nach einem Bettage, und während der neunwöchentlichen Visitation konnten 100 Personen getauft werden. Zur besseren Seelenpflege wurde die Gemeinde in 5 Klassen getheilt: Lehrlinge, Taufkandidaten, Getaufte, Abendmahlskandidaten und Kommunikanten. Auch wurde bestimmt, daß von nun an die Kinder der Getauften gleich nach der Geburt getauft werden sollten.

Mochte nun auch bei diesen Maßregeln ein Zunehmen der Spreu unter dem Waizen unvermeidlich sein, so nahm doch die ganze Mission von jetzt an einen bedeutenden Aufschwung. Die Zahl der Getauften stieg bald auf 1222. Vor Martins Abreise war übrigens der ordinirte Bruder Meinig auf St. Thomas an die Spitze derselben getreten, der aber schon 1749 durch den Tod abgerufen wurde. Im folgenden Jahre (Febr. 1750) entschlief auch Martin auf Ste. Croix, nach vierzehnjähriger, apostolischer Thätigkeit. Dort wie auf St. Jan hatte er seine letzten Kräfte dem Evangelio geweiht, und an beiden Orten war durch ihn die Mission fest begründet. Auch auf der letztern Insel war eine Plantage, Bethanien, angekauft, und dort ein Versammlungshaus errichtet. Auch zu Princeß auf Ste. Croix hatte Martin noch eine neue Stätte für den Gottesdienst einweihen können.

Das folgende Jahrzehnt wurde die westind. Mission von Georg Weber als dem Ordinarius geleitet. Auf Ste. Croix wirkte G. Ohneberg.

Er hatte gerade in vorzüglichem Maße die Gabe empfangen, welche den Missionaren vor der letzten Visitation so gefehlt hatte; durch sein liebreiches, zuvorkommend freundliches Betragen gegen alle, durch sein Aufsuchen der Spuren göttlicher Herzens-

bewegung bei den Entfremdetsten gewann er sich bald allgemeines Zutrauen. Seine Willfährigkeit, alle Arten von Leuten anzunehmen, veranlaßte eine weiße Frau, ihre getaufte Negerin zu fragen, ob denn der Missionar ohne Unterschied Gute und Böse annehme. „Er macht keinen Unterschied", antwortete die Negerin; „wer sich nur aus seinem Verderben will helfen lassen, ist ihm willkommen. Wenn er aussuchen und nur die Guten annehmen wollte, dürften nur wenige kommen; auch ich hätte nicht gedurft, denn ich war eine der Schlechtesten; aber der Heiland hat mich angenommen und mir Barmherzigkeit erzeigt".

Mit der Erbauung einer neuen Kirche auf der Plantage der Brüder, Friedrichsthal (1755), wurde übrigens das Centrum der Mission dorthin verlegt. Auch am Westende der Insel regte sich's. Dort wurde zu Friedrichsstatt ein Predigtplatz angelegt. Bis zu dem genannten Jahre wuchs die Gemeinde bis auf 305 Getaufte. — Damals übernahm die dänische Regierung die 3 Inseln von der Westindischen Kompagnie. Der königliche Gouverneur nahm seinen Wohnsitz auf Ste. Croix in Christiansstadt. Er, wie auch seine Nachfolger, war ein treuer Freund und Beförderer der Mission.

St. Jan hatte nach dem bald erfolgten Tode des ersten ständigen Missionars Schur (1749) 4 Jahre lang von St. Thomas aus verwaltet werden müssen. Darauf übernahm Joh. Brucker die Arbeit und die Gemeinde gelangte zu erfreulichem Wachsthum.

Im Jahre 1757 konnte das 25jährige Bestehen der westindischen Mission gefeiert werden. Die Zahl der Gemeindeglieder stellte sich damals folgendermaßen:

St. Thomas	936 Erwachsene,	216 Kinder,
Ste. Croix	374 „	92 „
St. Jan	113 „	6 „

dazu waren auf der letzten Insel 47 anderswo getaufte Personen. — Die Brüder hatten bisher fast nur in direkter Verkündigung des Evangeliums und in der Seelenpflege gewirkt.[1]) Erst jetzt wurde den literarischen Arbeiten mehr Fleiß zugewendet. Joh. Böhner übersetzte eine Harmonie der vier Evangelien in die kreolische Sprache, wobei die Armuth derselben an manchen Begriffen Schwierigkeiten machte.

Die weitere Entwicklung dieser Mission zeigt nun einen ruhigen Gang. Der Widerspruch der Weißen gegen dieselbe hatte fast aufgehört. Nur hie und da kamen grausame Behandlung der Sklaven vor, bei denen viele Beispiele christlichen Duldens das christliche Leben der Schwarzen bezeugten. Regte sich aber unter denselben Widerstand und Empörungsgelüste, so wußten die Missionare immer die Ruhe und Unterwürfigkeit wiederherzustellen.

Die Kirche auf dem Posaunenberge, nun Neu-Herrnhut genannt, war zu klein geworden, so baute man eine zweite 1771 an der Krumbai (später Nisky) für die Bevölkerung der westlichen Hälfte. In demselben Jahre wurde auf Ste. Croix Friedensberg (bei Friedrichsstadt) gegründet und 1792 Emmaus auf St. Jan im Osten an der Coralbai.

[1]) Daneben arbeiteten sie soweit es die Zeit gestattete für ihren Unterhalt im Zuckerbau, wozu sie einige Neger hatten; besonders aber in dem einträglicheren Mühlenbau, doch konnten sie die Kosten der Mission, die durch die vielen Reisen erhöht wurden, nicht decken.

Von 1762 bis 1784 stand der zum Bischof geweihte Martin Mack an der Spitze der Mission. Er arbeitete „unter dem sichtbaren Segen des Herrn, mit unermüdeter Sorgfalt, und genoß die Achtung und Liebe sowohl seiner Mitarbeiter und des Negervolkes als der Weißen jedes Standes". Außerdem waren damals, die Handwerker mitgerechnet, 23 Brüder und Schwestern im Dienste der Mission. Welche angestrengte Thätigkeit ihr Beruf mit sich führte, sehen wir aus Oldendorp's Worten: „Der um seine Rettung verlegene Heide will Unterricht und Trost von seinem Lehrer haben; und da er am Tage keine Zeit hat, denselben zu besuchen, so wendet er die Nacht dazu an. Sein geistliches Bedürfniß ist sehr dringend. Ist er krank und gebrechlich, so verlangt er von seinem Lehrer besucht zu werden, wenn er gleich stundenweit von ihm entfernt wohnt. In allerlei andern Angelegenheiten begehren sowohl Getaufte als Lehrlinge den Rath ihres Lehrers. Sie legen ihre Streitigkeiten ihm zur Entscheidung und Vermittlung vor, bringen sich bei ihm wegen der Taufe und des Abendsmahls ins Andenken, und eröffnen ihm ihren Herzenszustand. Man stelle sich vor, daß dieses von etlichen Hunderten und Tausenden geschieht, so wird man einigermaßen den weitläuftigen Umfang der beschwerlichen Arbeit eines Missionars einsehen können." Eine große Hülfe bei derselben waren die Nationalhelfer, die nicht blos die Aufsicht in ihren besonderen Bezirken zu führen, sondern auch bei Begräbnissen und andern Gelegenheiten kurze Ansprachen zu halten hatten. Einer der bedeutendsten dieser Männer war Cornelius, der gegen 50 Jahre lang bis in sein hohes Alter treulich sein Amt versah. Er konnte fertig lesen und schreiben und sprach kreolisch, holländisch, deutsch, englisch und dänisch geläufig. Als geschickter Maurer stand er dem königlichen Bauwesen vor, und jedermann schätzte ihn als einen tüchtigen, rechtschaffenen und ehrlichen Mann. Bis 1767 war er Sklave. Sein Fleiß aber ward so gesegnet, daß er von seinem Verdienste erst seine Frau, dann sich selbst loskaufen konnte. Seine ungeheuchelte Demuth gewann ihm alle Herzen. Seine Lehrvorträge waren anziehend und erwecklich. Seiner Predigt aber entsprach sein Wandel. Wohlzuthun und mitzutheilen war ihm Wonne. Jeder Nothleidende fand bei ihm Unterstützung und treuen Rath. Auch sein seliger Heimgang bezeugte sein gereiftes inneres Leben.

Auch von andern Gemeindegliedern werden hervorragende Beispiele von Frömmigkeit angeführt. So war auf St. Thomas ein gewisser Petrus, der vor seinem Ende öfters sagte: „O wenn mich doch der Heiland bald holen wollte." Eines Tages sah man ihn während der Arbeit auf die Knie fallen und die Hände falten; und als man wieder nach ihm sah, war er verschieden.

Mehr und mehr wuchsen die Gemeinden. Als Johannes Lorez, Mitglied der Unitäts-Ältesten-Konferenz, 1784 nach Dänisch-Westindien zur Visitation kam, fand er dort schon über 500 christliche Seelen. Bei dieser Zahl reichten die Kräfte der Missionare nicht aus zu einer so eingehenden Pflege der einzelnen Seelen, wie sie früher getrieben wurde. Immer mehr mußte von dieser Arbeit den Helfern und Helferinnen überlassen werden. Dieselben wurden zwar in Konferenzen alle 14

Tage von den Missionaren angeleitet, wobei denn auch über die zur Taufe und zum Abendmahl Zuzulassenden, über bedenkliche oder erfreuliche Vorgänge in der Gemeinde berichtet und berathen wurde — immerhin aber blieb es oft für die Missionare ein drückendes Gefühl, nicht selbst überall direkt auf die einzelnen Seelen einwirken zu können. Uebrigens erfreute sich die Mission fortwährend des Schutzes der Regierung und des besten Einvernehmens mit derselben.

Die Chroniken der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts haben von mancher schweren Heimsuchung durch Landplagen auf jenen Inseln zu berichten. Namentlich waren es die furchtbaren Orkane, die dieselben mehremal fast ganz verwüsteten. Einmal auch eine lange anhaltende Dürre, bei der alles Trinkwasser auf den Inseln zu Ende ging. Es folgten Hungersnoth und Epidemie, die namentlich 1789 eine große Menge von Negern dahin raffte. Hatten jene schweren Zeiten vielfach einen nachtheiligen Einfluß auf die Entwicklung der christlichen Gemeinde, so erwachte doch andrerseits auch unter dem Ernst der Epidemie das Fragen nach dem Heil der Seelen.

Etliche Jahre nach diesen Unfällen, 1797, visitirte Joh. Renatus Verbeek von der Unitäts-Aeltesten-Konferenz die westindische Mission. Die für Rechnung derselben getriebenen Gewerbe brachten jetzt schon so viel ein, daß sie ohne fremde Beihülfe sich durchbringen und noch zum Bestehen anderer Missionen mit beitragen konnte. — Am Schlusse dieses Zeitraums, im März 1801, wurden die drei Inseln, infolge der kurzen, zwischen Dänemark und England ausgebrochenen Fehde, von den Engländern eingenommen, und die Brüder hatten nicht nur ihren Antheil an der allgemeinen Noth zu tragen, sondern mußten auch ihr Wohnhaus in Friedensberg auf einige Monate zu einem Lazareth für die englischen Truppen hergeben.

Die sechs Stationen der Brüdergemeinde in Dänisch-Westindien waren am Schluß des Jahrhunderts: Neu-Herrnhut, früher Posaunenberg (1735), und Nisky (1771) auf **St. Thomas**; Friedensthal (1751) und Friedensberg (1771) auf **Ste. Croix**; Bethanien (1749) und Emmaus 1782 auf **St. Jan.**

B. Die Brüder in Britisch-Westindien bis Ende des 18. Jahrhunderts.

Der erste Versuch der Brüder, ihre westindische Mission auf die Britischen Inseln auszudehnen, ward im Jahre 1743 gemacht, wo Fr. Martin von St. Jan aus das nahe Tortola besuchte, und hier einige Quäker sich erboten, den Brüdern ihr Haus zu einer Negerversammlung einzuräumen. Im Jahre 1759 wurde der Versuch dieser Insel von einigen Brüdern wiederholt, die ein Grundstück anzukaufen willens waren; doch kam die beabsichtigte Missionsniederlassung nicht zu Stande. Erfolgreicher waren die Brüder innerhalb des angegebenen Zeitraums auf Jamaica, Antigua, St. Kitts, Barbados und Tabago.

4*

Jamaica.

Um das Jahr 1753 waren zwei begüterte Plantagenbesitzer aus Jamaica zu London erweckt worden. Barnham nnd Foster waren ihre Namen. Da sie in Beziehungen zur Brüdergemeinde kamen, und von den Erfolgen der Mission in Dänisch-Westindien hörten, wandten sie sich an Zinzendorf um einige Brüder, die auch ihren Sklaven auf Jamica das Evangelium bringen möchten. So wurde denn im folgenden Jahre (10. Oct.) Zach. Georg Caries mit zwei anderen Brüdern dorthin gesandt. Der Anfang der Mission war vielversprechend. Die Beförderer derselben schenkten ein Grundstück, das den Namen Carmel[1]) erhielt, bauten ein Wohnhaus und eine Negerkirche, und sorgten für den Unterhalt der Missionare. Es war denn auch noch nicht ein Jahr verstrichen, als schon 800 Neger regelmäßig den Gottesdiensten beiwohnten, unter denen sich bald 26 Getaufte befanden, von denen einzelne Beispiele ernster christlicher Gesinnung angeführt werden. — Nun baten auch andre Plantagenbesitzer um Unterricht für ihre Neger, und nach 2—3 Jahren waren 400 Katechumenen vorhanden, während die Zahl der Getauften auf 77 stieg. Neben Carmel wird Emmaus als Missionsplantage genannt, nebst Außenplätzen wie Mesopotamia, la Bogue u. s. w.

Im Jahre 1757 und 59 kamen mehr Missionare aus Deutschland und Nordamerika, unter denen einige auf Einführung einer strengeren Disziplin und Methode in der Behandlung der Taufkandidaten drangen. Viele von den letzteren aber verloren, da sie auf längeres Warten angewiesen wurden, das Vertrauen; sie erkalteten und fielen zurück, ohne daß man ihnen viel nachgegangen wäre. So kränkelte die Mission mehrere Jahre fort, indem auch die Arbeiter untereinander in Mißhelligkeiten geriethen und zuletzt das Werk ganz liegen ließen. Zwar versuchte Nathanael Seidel bei seiner Visitation 1759 die Eintracht wieder herzustellen, übertrug dem Br. C. H. Rauch allein die Leitung und nahm Caries mit nach Europa zurück. Gleichwohl verflossen noch mehrere Jahre, bis sich diese Mission von dem durch die Schuld ihrer Arbeiter erlittenen Schaden wieder erholen konnte. Erst von 1764 an, wo Friedrich Schegel von Bethlehem zur Leitung derselben ankam, begann hier eine neue Gnadenzeit. Friede, Liebe und Eintracht beseelten wieder die Brüder, ihr Zeugniß von dem Erlöser wurde wieder kräftiger, und von neuem sammelten sich wieder größere Schaaren um ihre Predigt. Da hörte man Aeußerungen, wie die einer getauften Negerin in Mesopotamia, 1766: „Ich hätte es nie geglaubt, daß einem beim Heiland so wohl werden könnte!" — Da sagte ein Neger, Amos: „Ich habe oft schon gedacht, wenn mich mein Herr frei geben wollte, und noch Geld dazu, um wieder in mein Land zu gehen und nichts vom Heiland zu hören, so wollte ich nicht; ich will viel lieber ein Sklave bleiben und vom Heilande hören und vergnügt sein!" — Als ein reiches Gnaden-

[1]) Im südwestlichen Theile der Insel; die genauere Lage finde ich nicht angegeben.
[2]) Wullschlägel, Lebensbilder II, S. 88. 98. 107. 112.

und Segensjahr[2]) zeichnete besonders das Jahr 1767 sich aus. Mächtig regte sich unter den Negern das Verlangen nach christlichem Unterricht und nach der h. Taufe. Eine Negerin, die eine halbe Stunde weit von dem Missionsplatz Mesopotamia wohnte und wegen eines kranken Fußes nicht gehen konnte, kam durch Wasser und Koth auf Händen und Füßen gekrochen, um sich taufen zu lassen.

Die Besucher und Helfer waren fleißig und eifrig, und zum Segen unter ihrem Volk geschäftig. Ueberall nahm die Zahl der Zuhörer zu, und an sechs Predigtplätzen wurden in diesem Jahre 131 getauft. — Auch die Freineger (Marons), welche in dem Aufstand 1760 einen Zufluchtsort in den Bergen gefunden, wurden mehrmals daselbst besucht, und obschon sie die Brüder anfangs mit finstern und widrigen Mienen empfingen, erfuhren sie doch die Kraft des Evangeliums an ihren Herzen und riefen beim Abschied alle mit einer Stimme, daß die Brüder bald wieder kommen möchten. — Leider brachte der am 12. September 1770 erfolgte Tod des Missionar Schlegel eine Stockung in dem schönen Gange des Missionswerkes auf Jamaica hervor. Die Begierde nach dem Evangelium verlor sich wieder bei den Negern, so daß die Brüder an einigen Orten aus Mangel an Zuhörern nicht predigen konnten; selbst manche Getaufte kamen von der erlangten Gnade ab und fanden wieder Gefallen an dem alten heidnischen Wesen[1]). Ein besonderes Hinderniß war, daß die Brüder ganz auf gewisse Pflanzungen eingeschränkt waren, und der Besuch von Negern anderer Plantagen von den Eigenthümern und Verwaltern nicht gern geschehen ward. Eine drückende Hungersnoth und die Furcht vor einem feindlichen Angriff der Insel wirkten gleichfalls nachtheilig auf den Gang der Mission. Dennoch zählte sie Ende 1778 überhaupt noch 425 Getaufte, die im ganzen dem Evangelio Ehre machten und von der gefährlichen Negerverschwörung 1776 sich durchaus fern hielten.

Im Jahre 1787 erhielt Bruder Samuel Church die Aufsicht über diese Mission, deren Hauptplätze, außer der den Brüdern gehörigen Viehplantage, Carmel, Bogue und Mesopotamia waren, nachdem bereits verschiedene andre Stationen besetzt, aber bald darauf immer wieder verlassen waren. Auch an jenen beiden Orten zeigten sich die Getauften sehr gleichgültig gegen die Verkündigung des göttlichen Wortes, und ein Theil derselben war wieder ganz in die Irre gerathen. Nicht viel besser ward es unter Church's Nachfolger, Christian Lister, und eine neue Erweckungszeit unter den Negern auf Jamaica wurde sehnlich erwartet. Noch 1799 schreibt Bruder Nathanael Braun von Mesopotamia:

„Es ist nicht viel Erfreuliches von hier zu sagen; vielmehr ist es unbeschreiblich wehthuend, so wenig Begierde nach dem Evangelium zu finden, nicht nur unter den Heiden, sondern auch bei unsern Getauften, deren wir in Mesopotamia nur 46 haben, während Tausende von Negern ganz in unserer Nähe leben, die das Wort des Lebens hier hören könnten. Aber das wollen sie noch nicht, sondern sie lieben den Dienst der Sünde; und dabei herrscht ein Eigendünkel, wie wir es noch nirgends so gesehen haben. Nur ein Beispiel: Kürzlich begegnete ich einem Neger, der mich fragte: „Meister! wenn ihr Neger tauft, nehmt ihr Geld von ihnen?“ Ich sagte: „Nein,

---

[1]) cf. Wullschlägel II, S. 171 ff.

aber wir verlangen etwas anderes, nämlich daß die, welche wir taufen, sich dem Herrn Jesu mit Leib und Seele hingeben, und der Welt und Sünde entsagen". — „Wohlan", erwiderte er, „so will ich mich auch taufen lassen. Ich bin dessen würdig, denn ich habe eine gute Gemüthsart und bin jederzeit gut gewesen!" — So hat der Gott dieser Welt die Sinnen der armen Neger auf dieser Insel verblendet, und es gehört eine Gotteskraft dazu, ihre Augen zu erleuchten. Wir empfehlen sie alle mit uns dem Gebet der lieben Geschwister, und fühlen uns gedrungen auszurufen: Herr, wie lange hast du Geduld mit uns, die, anstatt dich zu erfreuen, dich so vielfach betrüben!"

Gegen das Ende des Jahrhunderts finden wir diese Mission immer noch ganz darniederliegend. Die Mitgliederzahl war sehr zurückgegangen; zu Bogue waren es 193, zu Mesopotamia nur noch 40. Beide Gemeinden fristeten ein kümmerliches Leben. Einen weit günstigeren und erfreulicheren Gang nahm dagegen das Missionswerk auf der Insel

Antigua.

Dorthin kam im Jahre 1756 Bruder Samuel Isles (Eils), der acht Jahre lang der Mission auf St. Thomas mit Segen gedient hatte. Der treue und eifrige Missionar hatte zwar keine großen Schwierigkeiten von außen, aber unter den Negern selbst zeigte sich fast gar keine Theilnahme. Doch hatte er am 14. Januar 1757 die Freude, die erste Negerin zu taufen, der bald mehrere folgten, und nachdem er aus England Gehülfen erhalten, wurde im Jahre 1761 in der Hauptstadt St. Johns ein Platz, Springgardens, zu einer ersten Niederlassung gekauft, und eine Kirche und ein Wohnhaus daselbst errichtet. Leider aber entschlief Br. Isles schon drei Jahre darauf, nachdem er 36 Neger getauft, jedoch ohne noch ausgebreitetere Wirkungen seiner Arbeit gesehen zu haben, und im Jahre 1769 war die kleine Negergemeinde so weit herabgekommen, daß sie nur noch 14 Mitglieder zählte. Die Verkündiger des Evangeliums konnten hier nicht, wie sie gehofft hatten, von ihrer Hände Arbeit leben und geriethen daher zuweilen in Schulden, erfuhren aber auch manche liebevolle Unterstützung aus Europa, Nordamerika, ja von den gläubigen Negern auf St. Thomas. Auf die bisherige Thränensaat folgte indeß eine freudenreiche Ernte, seit Missionar Peter Braun aus Nordamerika 1769 angekommen, ein Mann, der von da an bis 1791 das Werk des Herrn auf Antigua mit unermüdetem Fleiße trieb, und dessen treuen Eifer ein ausgezeichneter Segen begleitete. Obschon von außen in den dürftigsten Umständen[1]), von denen er freilich selbst urtheilte: „Für uns Missionare ist es am besten, wenn wir arm, klein und niedrig einhergehen, und nur so viel zu erwerben suchen, als wir zur höchsten Noth brauchen, damit der große Zweck nicht verabsäumt wird, darum wir da sind," — brachte er es doch schon im Jahre 1771 bis zu 139 Mitgliedern der Gemeinde, die vollends schnell sich mehrte, als im nächsten Jahre infolge eines verheerenden Orkans eine allgemeine Erweckung über die ganze Insel ging. Bald mußte die Kirche erweitert werden, und es ist rührend zu hören, wie ein jeder Neger an jedem

---

[1]) Wullschlägel, a. a. O., II, S. 150 ff.

Versammlungsabend einen Stein dazu mitbrachte, um die Kosten für Herbeischaffung des Materials zu ersparen. Eben so willig zeigten sie sich später beim Bau einer geräumigeren Kirche. Leider fehlte es an den nöthigen Kräften für die Missionsarbeit, die Br. Braun nicht nach Wunsch bewältigen konnte, obgleich er ein paar treue Nationalhelfer gefunden hatte. Auch hatte er vielfach seinen Kummer über „das blinde, schlechte Volk", doch stärkte ihn in seinem Werke der Hunger nach Gottes Wort, der sich z. B. darin zeigte, daß sie nach der schweren Tagesarbeit 4, ja 8 und mehr engl. Meilen gelaufen kamen, öfters ohne den ganzen Tag etwas gegessen zu haben, und wohl sogar in der Aussicht, von feindseligen Herren ausgepeitscht zu werden. „Das macht uns oft die Augen übergehen", so schrieb Braun. „Dies ist ja wahrhaftig Gottes Werk. Es kommt dabei allerdings doch noch viel Schlechtes vor. Weil der Menschen zu viele sind, so kennen wir sie leider, namentlich die neuen Leute, nicht zur Hälfte, und es ist ihre beständige Klage, daß wir nicht Notiz von ihnen nehmen, ob sie gleich schon lange zu uns kommen. Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige."

Noch im Jahre 1773 war die Zahl der Getauften auf 2000 gekommen. Alle acht Wochen wurden Bettage gehalten, an denen die heilige Taufe meist an je 30 bis 40 Personen vollzogen werden konnte. Im folgenden Jahre mußte im Süden der Insel eine zweite Station angelegt werden; es war Bayleyhill in der Nähe von Falmouth. Doch wurde von den Brüdern auch hin und her auf den Plantagen der Insel gepredigt. Viel erfreuliche Erfahrungen von völliger Hingebung an den Herrn, von tiefer Demuth, von festem Glauben, von Opferwilligkeit, von seligem Heimgehen konnten berichtet werden. Dazwischen heißt es allerdings auch: Wir lernen freilich mehr und mehr die verderbte, verführerische und betrügliche Negerart kennen. Man denkt oft, man habe einen gesetzten und soliden Bruder oder Schwester vor sich, aber man darf sich nicht darauf verlassen, denn ehe man es sich versieht, sind sie in etwas Schlechtes hinein gerathen. Solche Leute machen uns hernach die meiste Mühe. Dessenungeachtet können sie nicht von uns bleiben, und am Ende laufen sie doch dem Heiland in die Hände." —

Im Jahre 1778 ward die Insel mit einer schweren Hungersnoth heimgesucht. Die christlichen Neger beugten sich unter Gottes Hand. Wenn ein Hungriger etwas bekam und er sah einen andern neben sich, so theilte er die Bissen mit ihm. Mancher, der von den aus England gesandten Erbsen erhielt, kam später und brachte den Missionaren aus Dankbarkeit etwas von seinem selbstgezogenen Gemüse. — Auch erzählen die letzteren folgenden hübschen Zug: „Als kürzlich das Pferd von unserm Bayleyhill-Posten untauglich wurde, boten sich die Neger gleich an, ein neues zu kaufen; „denn", sagten sie, „wenn unsre Lehrer durch Ermattung stürben, wären wir wieder wie Schafe ohne Hirten." Wir wollten ihnen die Kosten nicht zumuthen, da hier die Pferde sehr theuer sind. Aber sie veranstalteten selbst eine Kollekte, die über 150 Thaler betrug. Es war denn ein allgemeiner Jubel unter dem Volk, als

Bruder Watson auf dem neuen Pferde hergeritten kam, da sich eben die Leute zur Versammlung einfanden.

Im Jahre 1782 wurde die letztgenannte Station wegen der ungesunden bisherigen Lage auf einen nicht weiten Berg verlegt und erhielt den Namen Gracehill, Gnadenberg. Der Name traf zu. Auch dort regte sich die Gnade immer mächtiger. Von der Weihnachtsfeier sagt Braun, der Segen des Herrn sei gar nicht zu beschreiben gewesen. Es kamen weiter hin soviel neue Leute, daß alle Hände voll zu thun waren und die Missionare oft kaum Zeit hatten einen Bissen zu essen. In einer Woche wurden über 1200 Personen gesprochen. Selbst Kinder wateten beim schlechtesten Wetter durch Koth und Morast, um die für sie angesetzten Bettage nicht zu versäumen, baten auch um besondere Versammlungen außer der Zeit. Alle Neger waren so begierig, für ihr Herz etwas zu genießen, daß, wenn die Helfer im Besuchen die Runde machten (was meist bei Nacht geschehen mußte), die Leute ihnen von einer Plantage zur andern nachzogen, wie die Schafe ihrem Hirten nachgehen, um noch mehr von ihrem Heiland zu hören. Große Schaaren von Heiden konnten innerhalb weniger Monate der Kirche Christi einverleibt werden. Die neue Kirche zu St. Johns wurde 1784 vollendet. Die Neger hatten schon viele Opfer für dieselbe gebracht und dreiviertel der Baarkosten bestritten. Nun legten sie freudig die letzte Hand an, und da sie in der Woche keine Zeit hatten, arbeiteten sie Sonntag mit Ausnahme der Stunden des Gottesdienstes u. z. mit solchem Eifer, daß die Kirche viel früher als man erwartete fertig wurde. Unter diesem fortgehenden Segen vom Herrn blieben denn freilich auch Verfolgungen aller Art von Seiten der Feinde des Evangeliums nicht aus.

So schreibt der ehrwürdige, im Dienste des Herrn ergraute Missionar Peter Braun 1787 von Antigua: „Ich getraute mich nicht, und vielleicht könnten's manche andre Geschwister auch nicht, so viel zu ertragen, als unsere armen Negergeschwister oft um des Heilandes willen erdulden müssen", und weiter heißt's in jenem Berichte: „Manche Weiße handeln im Einverständniß mit einander, um den Versammlungsbesuch zu unterdrücken. Ein gewisser Herr schlägt eine Negerschwester, so oft er sie sieht. Einmal sagte sie zu ihm: „Was thue ich denn Unrechtes, daß Ihr mich immer schlagt?" Antwort: „Weil du es nicht lassen kannst, in die Versammlungen zu gehen." — „Ach, wenn es darum ist," erwiderte sie, so segne euch Gott! Ihr könnt mir doch nicht so viel zu Leide thun, als der Heiland um meinetwillen gelitten hat." — Ein Helferbruder, Richard, war dem Verwalter verhaßt, weil er allgemein als ein sehr frommer Mann bekannt war, der auch gut lesen konnte. Der Verwalter setzte ihn vom Zuckersieden ab und an die härteste Arbeit, legte ihn oft unschuldig in den Stock und ließ ihn peitschen. Bei einem solchen Anlaß (1790) sagte der Bruder: „Ich möchte doch wissen, warum ich gepeitscht werde?" Antwort: „Du bist ein Taugenichts und weißt zu viel!" Richard erwiderte: „Mein Heiland hat so viel unschuldig für mich gelitten, und um seinetwillen will ich gern leiden, thut mit meinem Körper, was ihr wollt; wenn ich todt bin, so kommt meine Seele zu Jesu!" Diese Worte schlugen doch den Verwalter, und er ließ nach mit Schlagen.

Der gute Einfluß, den die Missionsarbeit der Brüder auf den sittlichen Charakter der Neger hatte, war übrigens in die Augen fallend. Selbst bei solchen Negern, die sich nicht zur Kirche hielten, hatte das Beispiel der Gläubigen die Wirkung, daß sie sich grober Ausschweifungen zu schämen anfingen, und nicht selten hörte man sie auf der Straße

einander ermahnen, davon abzulassen. Weil bei den christlichen Negern die Verweise ihrer Lehrer weit wirksamer waren, als die härtesten körperlichen Züchtigungen, so schickten die Verwalter öfters solche Neger, die sich vergangen hatten, zu ihrem Lehrer, anstatt sie zu strafen. Unmenschlichkeiten gegen die Neger wurden immer seltener, und die meisten Pflanzer wußten den Werth ihrer christlichen Sklaven wohl zu schätzen.

Ein Herr, welcher einen solchen durch den Tod verloren hatte, ersuchte den Missionar, ihm eine Leichenrede zu halten, und sagte mit Thränen in den Augen: „Seines Gleichen an Treue und an jeder andern Tugend wird man kaum auf der ganzen Insel finden, und wenn der allmächtige Gott die Thore des Himmels irgend einem öffnet, so thut er es gewiß diesem alten, ehrwürdigen Neger.“ — „Ich erinnere mich noch wohl der Zeit,“ sagte ein anderer Herr, „da nicht nur die weißen Leute sich vor den Negern fürchteten, sondern auch letztere einander nicht trauen konnten. Denn Mordthaten waren damals sehr häufig. Aber als die Missionare der Brüder das Evangelium zu predigen anfingen, bewies es seine Kraft und änderte die Herzen der Sklaven.“

Auch höhern Ortes wußte man die Bemühungen der Brüder um die Bekehrung der Neger gebührend zu würdigen. Dem Königlichen Geheimen Rathe wurde im Jahre 1788 auf Verlangen von den Brüdern in England ein Bericht von ihren Missionen auf den Britischen Inseln in Westindien übergeben, worauf sie veranlaßt wurden, Mittel zu mehrerer Beförderung dieser Missionen anzugeben. In ihrer Antwort auf die desfalls ergangene Anfrage wandten die Brüder auf Antigua zwar alle mögliche Behutsamkeit an, um nicht den Unwillen der Pflanzer zu reizen, die hier wie auf den andern Inseln es ungern sahen, daß die Verbesserung des Zustandes der Neger in England zur Sprache gekommen war, wodurch sie fürchteten, in ihrem Eigenthumsrecht beschränkt zu werden. Gleichwohl erweckte die Vermuthung, daß den christlichen Sklaven besondere Vorzüge bewilligt werden möchten, eine ungünstige Stimmung gegen die Brüdermission unter den Pflanzern. Indeß nahm man doch keine weiteren Folgen für die Mission im ganzen davon wahr, die sich vielmehr fortwährend des Schutzes und der Geneigtheit der angesehensten Personen auf der Insel zu erfreuen hatte.

Braun hatte im Dienste der Mission seine Kräfte verzehrt und trat 1791 von derselben zurück. Sein Gehülfe Watson übernahm die Leitung, wurde aber schon im nächsten Jahre durch eine Krankheit hinweggerafft, an der fast alle Missionsgeschwister darniederlagen. Sein Nachfolger ward Christian Heinrich Tschirpe, der in seinem Schlußbericht vom Jahre 1793 schreiben konnte: „Die Stärke unserer beiden Negergemeinden ist jetzt, ohne die neuen Leute, in St. Johns 6530, in Gracehill 2835 Personen. Wir sind jedoch nicht blind an unsern Gemeinden, und wollen ihre Mängel und Gebrechen, so wie unsre eignen, nicht verschweigen. Die Sünden, die unter den heidnischen Negern im Schwange gehen, kommen leider auch bei manchen Getauften vor. Wir kommen aber hier auf uns selbst, und gestehen offenherzig: Wir sollten mit mehr Wärme und Angelegenheit des Herzens das Werk vom Kreuze predigen; unsere Herzen sollten mehr in Jesu Liebe brennen, und unser eignes Leben sollten wir mehr in den Tod geben. Daher erscheinen wir am Schluß des Jahres mit unsern lieben Neger-

gemeinden vor dem Gnadenstuhl und bitten: Gott sei uns armen Sündern gnädig!"

Ein merkwürdiges Zeugniß zur Ehre des Herrn und seines Werkes führen die Missionare auf Antigua in demselben Jahre 1793 an: Man hatte nämlich auf der Insel aus gewissen Kennzeichen bestimmt einen Orkan erwartet, und es wurde darüber viel gesprochen, warum wir doch damit verschont geblieben seien. So sagte kürzlich einer der ersten Beamten öffentlich im Rathhause: „Ich denke, wir haben in dem Theil viel den armen Negern zu verdanken, die zur Brüderkirche gehören. Denn wenn ehemals ein Orkan die Insel bedrohte, liefen die Neger zusammen und tanzten und spielten, um ihre Götter zu versöhnen, jetzt aber schreien sie zu dem wahren Gott und Er erhört sie; daher sehen wir selbst Verwalter solche Neger auffordern, zu Gott um Abwendung des Uebels zu beten." Es wurde ihm von den übrigen Magistratspersonen völlig beigepflichtet und einer der Herren setzte hinzu: „Ehe die Neger von Jesu Christo hörten, konnte man am Montag nicht Stricke genug kaufen, um diejenigen, die am Sonntag Böses gethan hatten, zu strafen; zwanzig, dreißig und mehr wurden in einem Jahre gehängt. Wie hat sich nicht das alles geändert, seitdem die Brüder ihnen das Evangelium predigen!"

Das wichtigste Ereigniß der Brüdermission auf Antigua vor dem Schlusse des Jahrhunderts war die Anlegung einer dritten Station Gracebay, etwa eine deutsche Meile südwestlich von Gracehill, der von den älteren Stationen sofort 1200 Mitglieder überwiesen werden konnten.

Unter die Verwaltung von Antigua gehört auch die kleinere, etwa 10 deutsche Meilen westlich gelegene Insel.

St. Kitts (St. Christoph).

Hier konnten die Brüder ihr Werk im Jahre 1777 beginnen, nachdem sie dazu schon vorher mehrfach aufgefordert worden waren. Die Missionare Birkby und Gottwaldt, in ihren ersten Einrichtungen durch P. Braun unterstützt, ließen sich in der Nähe von Basseterre, der Hauptstadt der Insel, nieder, und begannen auf den umliegenden Plantagen zu predigen. Schon 1779 konnte die Taufe der Erstlinge, zweier Negerinnen, stattfinden und nach und nach zeigte sich unter den Schwarzen ein ausgedehntes Verlangen nach dem Evangelium. 1785 wurde ein eigenes Versammlungshaus in Basseterre errichtet und der Zudrang zu demselben war groß, obgleich auch der Stadtpfarrer Versammlungen für die Neger hielt und die Methodisten geschäftig waren, die Menge für sich zu gewinnen. Es gelang ihnen dies vielfach, da sie mit der Taufe nicht lange zögerten. Doch gingen die Brüder unbeirrt ihren Weg und hatten die Freude, ihre Gemeinde fortwährend wachsen zu sehen. 1789 war schon der Bau einer größeren Kirche nöthig geworden, bei dem sich viel Opferwilligkeit zeigte. Aber nach einigen Jahren wollte auch dieser Raum nicht mehr zureichen. Auch auf der Nordseite der Insel entstand eine Erweckung. Die Neger bauten dort auf eigne Kosten Versammlungshäuser, in denen die Missionare

bei ihren Besuchen predigten. Es konnten im Jahre 1793 300 Personen getauft werden. Es fehlte nicht an erfreulichen Zeichen, freilich kamen auch manche Gebrechen an der gesammelten Negergemeinde zu Tage: doch war immer die Gnade zu preisen, die sich hier wirksam bewies. Am Ende des Jahrhunderts zählte die Gemeinde bereits mehr als 2500 Seelen.

Weniger erfolgreich und unter vielen Prüfungen ging die Mission vor sich auf

Barbados.

Nach einem Versuche 1765, der durch den Tod des einen und später durch den Rücktritt des andern hierher gesandten Arbeiters vereitelt wurde, fing Br. Bruckschaw die Mission 2 Jahre später an. Zu Bunkershill in der Parochie St. Thomas wurde die erste Station gegründet, auf der in Jahresfrist die erste Taufhandlung vollzogen werden konnte. Aber ein allgemeiner wahrer Hunger nach Gottes Wort zeigte sich hier nicht, auch in späteren Zeiten nie in dem Grade wie auf andern Inseln. Viele Neger waren zuerst nur durch die Neugierde angezogen und blieben bald wieder weg. Es zeigten sich nur wenig Spuren gründlicher Erweckung. Auch die Arbeiten der Brüder waren durch Sorge für ihr äußeres Bestehen, durch Zwistigkeiten u. s. w. gehindert. Unter J. Angermann, einem eifrigen Missionar, schien das Werk sich heben zu wollen, allein er wurde schon bald (1775) durch den Tod abgerufen. Es blieben nur etwa 20 Neger noch unter der Pflege der Brüder, und auch diese litten an geistlicher Trägheit. 1780 verwüstete ein entsetzlicher Orkan die Insel und zerstörte auch die Missionsstation. Es folgte Noth und Mangel. Auch dabei blieben die Negerherzen hart. Erst zehn Jahre später ließ sich ein leises Regen derselben bemerken; auch die kleine Gemeinde schien innerlich zu erstarken. 1794 wurde der bisherige Missionsplatz aufgegeben und die Station näher an Bridgetown gelegt (4 engl. Meilen). Sie erhielt nun den Namen Saron. Obgleich es hier etwas besser vorwärts ging, kam die Mission doch zu keinen glänzenden Erfolgen. Die Zahl der Getauften belief sich im Jahre 1800 erst auf 160. — Noch während des achtzehnten Jahrhunderts waren von hier aus auch Missionsversuche gemacht auf

Tabago.

Diese etwa 30 d. Meilen südwestlich gelegene Insel gehörte noch zu Frankreich, als ein dort ansässiger englischer Plantagenbesitzer Namens Hamilton die Brüder dorthin rief. Br. Montgomery machte den ersten Versuch, der aber unter den Unruhen der französischen Revolution erfolglos blieb. — Später kam die Insel unter englische Herrschaft, und die Brüder Schirmer und Church konnten die Station Riceland anlegen (1799), auf der sich viel Zudrang zum Evangelium fand. Noch in demselben Jahre fand die erste Taufe statt. Der aus England zurückkehrende alte Herr Hamilton freute sich noch mit Thränen des bei seinen lieben Negern aufgehenden Lichtes, ging aber schon nach einigen Woche heim. Als aber 1802 Br. Church krank nach England zurückkehrte und weitere Schwierigkeiten entstanden, wurde diese Mission

nochmals abgebrochen und die Insel blieb für die nächsten Jahrzehnte unbesetzt.

Ueberblicken wir zum Schlusse nochmals die gesammte westindische Mission der Brüdergemeinde beim Beginn unsers Jahrhunderts, so finden wir bereits 21,000 Seelen auf 8 Inseln in Negergemeinden gesammelt unter der Pflege von 67 Missionsgeschwistern[1]).

4. Die Mission der Methodisten.

„The world is my parish,"[2]) mit diesem Wahlspruche John Wesley's war das Werk der Heidenmission von Anfang an mit auf die Fahne des Methodismus geschrieben. Aber obgleich der Stifter desselben selbst 2 Jahre lang unter den Negern in Georgia thätig gewesen war, so stand doch die gewaltige Aufgabe der Erweckung der schlafenden Christenheit so groß vor seinen und seiner Anhänger Augen, daß viele Jahrzehnte vergingen, ehe es zu einer organisirten Methodisten-Mission unter den Heiden kam. Die ersten Anfänge der Heidenmission von dieser Seite geschahen gelegentlich. Als einen der namhafteren erwähnen wir den zu Antigua, wo 1758 zwei Jahre nach Beginn der Brüdermission der methodistisch angeregte Gutsbesitzer Nathanael Gilbert, ein angesehener Mann, anfing in seinem Hause Negerversammlungen zu halten. Es gelang ihm eine Art methodistische Vereinigung zu Stande zu bringen. Allein mitten in seinen Bemühungen für das Heil der Schwarzen starb er, und die gesammelte Schaar blieb 26 Jahre verwaist und sich selbst überlassen. Zwei arme Negerinnen hielten in dieser Zeit, so gut sie konnten, Betstunden. Da kam John Baxter, ein frommer Schiffsbaumeister und seit 12 Jahren Methodist und selbst Klassenvorsteher, nach Antigua, um daselbst zu English Harbour sein Handwerk zu treiben, er übernahm sogleich mit großer Hingabe die Leitung der schwarzen Gesellschaft, der er sich nicht blos an den Sonntagen vollständig widmete, sondern auch in der Woche nach beendetem Tagewerk bis in die Nacht hinein. Erbauungsstunden wurden bald von Schwarzen und Weißen derart besucht, daß er 1783 ein eigenes Versammlungshaus bauen mußte, wozu er durch Beiträge seiner Zuhörer in Stand gesetzt wurde. Unterstützung erhielt er an einigen Irländern, die mit einem bei Antigua scheiternden Schiffe dorthin kamen und durch die Gemeinde von ihren Verpflichtungen, die sie zu Sklaven des Kapitäns gemacht hatten, los gekauft wurden. Dennoch wollten die Kräfte zur Pflege der bis auf 200 Personen angewachsenen Schaar nicht mehr ausreichen, als zu rechter Zeit wider seinen Willen ein Mann noch der Insel geführt wurde, der als der Begründer der westindischen Mission anzusehen ist: Thomas Coke.

Geboren 1749 (6. Sept.) zu Brecon (Brecknock) in Wales, von seiner wohlhabenden aber früh verwitweten Mutter christlich erzogen,

---

[1]) Basler Missionsmagazin 1825, IV. S. 624.
[2]) Die Welt ist mein Kirchspiel.

war er als Student der Rechte auf Irrwege gekommen und in Unglauben versunken. Die Heuchelei eines gewandten Kanzelredners, der selbst nicht glaubte was er predigte, rief in ihm jedoch eine sittliche Entrüstung wach, die ihn in das Studium der Heil. Schrift trieb. Von da begann mit ihm eine völlige Veränderung. Er studirte Theologie und ward ein begeisterter feuriger Bußprediger. Doch nur einige Jahre fand er in der erstorbenen Staatskirche Raum für seine Wirksamkeit. Seines Amtes entsetzt, widmete er sich in seiner Vaterstadt in aller Stille einem Leben in christlichen Liebeswerken. Damals wurde er mit J. Wesley persönlich bekannt, und bald darauf unter die Zahl der Methodistenprediger aufgenommen, begeistert von dem Beruf, die Christenheit in ganz Europa wie in den Kolonien wach zu rufen. Von 1780—84 reiste er rastlos in England und Irland von einer erweckten Gemeinde zur andern, um das heilige Feuer zu schüren. Ueberall brachte er Opfer nicht blos seiner Kraft, sondern auch seines Vermögens. Weiter finden wir ihn in Verbindung mit seinem Freunde Asbury in den Vereinigten Staaten unter den während des Krieges zerrütteten und verkommenen Gemeinden wirksam. Auch der Sklaven nahm er sich an, als eifriger Verfechter der Abschaffung der Sklaverei, wobei er viel Anfechtung zu erdulden hatte. Nach einem Besuche in England wollte er mit 3 Gehülfen nach Amerika zurückkehren, u. z. diesmal die Thätigkeit in Neuschottland aufnehmen. Nach einer höchst gefährlichen Seereise, auf der der abergläubische Kapitän den frommen Mann, der durch sein Beten das Unwetter herbeiziehe, fast über Bord geworfen hätte, wurde das Schiff nach Westindien verschlagen. Am Christfest 1786 landete Coke mit seinen Geführten auf Antigua, wo er die Freude hatte Baxter zu finden und noch an demselben Tage in seiner Kapelle predigte. Seine Predigten riefen großes Aufsehen hervor, und die angesehensten Personen der Insel bemühten sich ihn dort festzuhalten. Er aber dürstete nach weiterer Thätigkeit und ließ nur seinen Gehülfen Warrener zurück. Den zweiten, Clarke, brachte er nach St. Vincent, nachdem er in Dominica, wo auch schon von Antigua aus ein methodistisches Negerhäuflein gesammelt war, einige Zeit gepredigt hatte. Zu Kingstown auf St. Vincent richtete ein frommer Engländer sogleich ein Waarenhaus zum Versammlungslokal für die Neger ein. Es war auch hier für Coke rührend, wie die letzteren von dem Evangelio ergriffen wurden. Weiter ging die Reise nach St. Kitts, wo sich ebenfalls eine solche Bewegung unter den Schwarzen zeigte, daß der dritte Gehülfe Hammet dort angestellt wurde. Auch auf der niederländischen Insel St. Eustach (St. Eustatius, wie die Holländer sagen) fanden sich methodistische Anknüpfungspunkte. Die Behörden aber verweigerten die Anlegung einer Mission, und mit wehmüthigem Herzen mußte Coke von den weinenden erweckten Schwarzen Abschied nehmen, die ihrer Liebe durch Spendung reichlicher Reisevorräthe Ausdruck gaben. —

Nach kurzem, durch die Feindschaft der Sklavenhalter gefährdeten Aufenthalt in Amerika kehrte er 1787 nach England zurück, und vertrat auf der Methodisten-Konferenz zu Manchester die Sache Westindiens so, daß beschlossen wurde weitere Missionare dorthin zu senden. Coke selbst

erbot sich, die erforderlichen Mittel aufzubringen, reiste durchs ganze Land und erweckte mit rührenden Schilderungen das Mitleid für die armen Schwarzen. Im folgenden Jahre konnte er 3 Missionare, Pearce (Pihrs) Lamb[1]) (Lämm) und Gamble (Gämmel) ihrem Berufsfelde zuführen. Während die beiden letzteren weiter nach St. Vincent reisten, stieg er mit dem ersten in Barbados ab. In dem hier stationirten Regiment befanden sich einige methodistische Soldaten, die bei einem frommen Kaufmann Button sich zu versammeln pflegten. An ihnen fand der junge Missionar einen geeigneten Anknüpfungspunkt. Coke aber eilte weiter nach St. Vincent, wo er sich auch an den übrigen Kariben versuchte, ohne jedoch etwas auszurichten. Desto mehr Hoffnungen erweckten die Schwarzen jener Insel, unter denen Clark bisher gearbeitet hatte, neben dem nun auch Gamble zurückblieb. Lamb ging mit seinem Führer nach Dominica, wo sie sehr günstig aufgenommen wurden und nach fünftägiger Arbeit die Ueberzeugung gewannen, daß auch hier der Boden für die Saat des Evangeliums schon zubereitet sei. Auch Antigua und St. Kitts wurden von Coke wieder besucht. Auf beiden Inseln hatte das Werk erfreuliche Fortschritte gemacht. Um so betrübender sah es auf St. Eustach aus, wo die holländischen Behörden mit roher Hand jede geistliche Regung niederhielten. Das öffentliche Beten war verboten. Im Wiederholungsfalle konnte es an einem Weißen mit schimpflicher Verbannung bestraft werden, ein Schwarzer aber sollte für jedes Gebet 39 Ruthenstreiche erhalten u. s. w. Schon hatte Coke von der christlichen Schaar betrübt Abschied genommen und sich eingeschifft, da wurde er durch wunderbare Führung noch einmal zurückgebracht. Nun trat er muthig mit der Predigt des Evangeliums hervor, bis er von den Behörden verwiesen ward. Er ging nach Tortola und Ste. Croix und ließ für diese beiden Inseln einen seiner Begleiter Namens Brazier zurück. Endlich besuchte er noch Jamaica, wo er zwar auch ein weißes Erntefeld fand, aber er hatte keinen Arbeiter für dasselbe übrig. Ueber Amerika kehrte er nach England zurück.

Abermals schürte er nun das Feuer in der Heimat. Abermals kollektirte er, feurige Missionspredigten haltend, weit und breit im Lande. Trotz mancher schnöden Abweisung, trotz Spott und Hohn hatte er nach Jahresfrist die Mittel zusammen, um auf einer dritten Missionsreise zwei neue Missionare, Lyons (Leiöns) und Werril, nach Westindien zu bringen (1790). Außer auf den schon früher besuchten Inseln landete er diesmal auch zu Grenada, wo er einen frommen Prediger Dent fand, der ein kleines Häuflein erweckter Neger um sich gesammelt. Auf den meisten andern Inseln zeigten sich bedeutende Fortschritte, obwohl hie und da auch von Anfechtungen zu berichten war. Selbst auf St. Eustach, wo ein neuer Gouverneur eingetreten, hatte die Negergemeinde, die von brauchbaren Gehülfen gepflegt wurde, Schutz und Ruhe erlangt. Doch erhielt Coke nicht die Erlaubniß zu

---

[1]) Die erste Ausgabe schreibt, wahrscheinlich infolge eines Druckfehlers einer Quelle, Lumb.

predigen. Sein wichtiges Werk auf dieser dritten Reise aber war die Einrichtung der Mission auf Jamaica. Mit seinem Gehülfen Werril landete er am 5. Januar 1791 in der Montego-Bai. Er war völlig unbekannt in der Stadt, suchte aber doch Gelegenheit zu predigen. Man wies ihm das Schauspielhaus an, das früher eine Kirche gewesen, später aber an einen Privatmann verkauft war, der es zu jenem Zwecke und zu Bällen vermiethete. Gegen Entrichtung eines Miethzinses ward es Coke zu Versammlungen überlassen, und in großen Schaaren strömte das Volk herbei, das sonst etwas ganz anderes hier zu sehen gewohnt war. Es unterließ auch nicht, durch lautes Beifallklatschen, wie im Theater, seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben, welchem Unfug indeß der bessere Theil der Zuhörer bald ein Ende zu machen wußte. Von Montego-Bai begab sich Coke auch nach der etwa 50 Stunden entfernten Hauptstadt Kingston, wo seit einem Jahre Missionar Hammet sich niedergelassen und in einer neu erbauten Kapelle großen Schaaren das Evangelium verkündigt hatte. Derselbe war aber an Körper und Geist gänzlich erschöpft, da der Verfolgungsgeist aufs heftigste wider ihn getobt hatte. Da nämlich die Obrigkeit den leidenschaftlichen Ausbrüchen des Pöbels keinen Einhalt that, wurde die Thür der Kapelle gesprengt und ein Greuel der Verwüstung in derselben angerichtet, Hammet selbst aber so mißhandelt, daß er geraume Zeit an einer gefährlichen Krankheit darnieder lag. Kaum war nun Coke's Ankunft bekannt geworden, so waren die öffentlichen Blätter voll von den gehässigsten Verleumdungen gegen ihn; ja sie scheuten sich nicht, ihn öffentlich zu beschuldigen, daß er im Vaterlande einen großen Diebstahl begangen und, um der Strafe zu entfliehen, nach Amerika seine Zuflucht genommen habe. Coke ließ sich nicht abschrecken, sondern traf die kräftigsten Vorkehrungen, die gesammelte Gemeinde, welche aus 234 Mitgliedern bestand, aufrecht zu erhalten, und seine lauten Erklärungen, daß er durch die englische Regierung auf gesetzlichem Wege für die Sicherstellung der Gemeinde sorgen werde, hatte zur Folge, daß Werril, den er statt Hammet's da zu lassen beschloß, die Gestattung erhielt, das Evangelium ohne Störung von außen zu verkündigen. So konnte Coke auch diesmal seine Reise nach Amerika mit dem Eindruck fortsetzen, daß das Reich Gottes in Westindien trotz der Verfolgung in fortgehendem Wachsthum begriffen sei.

Auch diesmal ging er zunächst wieder nach Nordamerika, von wo ihn jedoch die Nachricht vom Tode Wesley's bald nach England rief. Fast anderthalb Jahr wurde er durch die heimatlichen Angelegenheiten der Methodisten, die mit dem Tode des Führers aus dem Gleise zu kommen drohten, in Anspruch genommen. Doch es wurde alles wohl geordnet. Coke entledigte sich des ihm gewordenen Auftrages, Wesley's Biographie zu schreiben, fing eine praktische Auslegung der Heiligen Schrift an, die in 6 großen Quartbänden nach 15 Jahren vollendet wurde, und versuchte gelegentlich auch mitten unter den greulichen Wirren der Revolution in Paris das Evangelium des Friedens zu verkündigen — freilich ohne viel Zuhörer zu finden — und kam gegen Ende des Jahres 1792 wieder nach Westindien. Hier fand er die

kleinen Gemeinden zum Theil hart bedrängt. Namentlich auf der holländischen Insel St. Eustach waren die Anhänger der fremden Sekte verfolgt. Aber auf St. Vincent lag Missionar Lamb in Fesseln, weil in dieser Kolonie eine gesetzliche Verordnung erlassen war, nach der niemand den Negern predigen dürfe, der nicht 12 Monate sich in derselben aufgehalten hätte, und auch dann nur mit besonderer Erlaubniß der Obrigkeit. Diese mit Androhung der härtesten Strafen eingeschärfte Verordnung hatte Lamb allerdings übertreten. Aber selbst unter den weißen Bewohnern der Insel billigte man nicht die harte Behandlung, die ihm zu Theil wurde. Verhandlungen, die mit der englischen Regierung über diesen Fall eingeleitet wurden, führten übrigens nicht blos zur Befreiung des Missionars, sondern zur öffentlichen Anerkennung der Leistungen der Methodisten-Mission zum Wohle der Kolonien. Auf Antigua, wo das Werk in erfreulicher Blüte stand, wurde damals eine Konferenz der sämmtlichen westindischen Methodisten-Missionare gehalten, 13 an der Zahl, die auf 10 Inseln Negergemeinden mit einer Gesammtzahl von 6570 Seelen gesammelt hatten. Auf Jamaica war der Erfolg immer noch beschränkt; nur 200 Mitglieder waren von den Methodisten gewonnen, und diese vielfach das Ziel des Spottes und der Verachtung, wenn auch keine feindseligen Gesetze zu ihrer Verfolgung Veranlassung gaben.

In den folgenden Jahren war Coke in England besonders mit der Organisation der methodistischen Reisepredigt stark beschäftigt, sowie auch mit Nordamerika, wohin er noch drei weitere Reisen machte, so daß er persönlich nicht wieder nach Westindien kam. Dennoch blieb er die Seele und der Träger des ganzen Missionswerkes[1]), zu dem die Konferenz der Methodisten immer nur noch eine berathende Stellung einnahm. Er hatte die große Last auf sich, die erforderlichen Kosten aufzubringen, wozu er immer wieder Kollektenreisen, wie die oben geschilderten, unternahm.[2])

Das Werk der evangelischen Mission, das um diese Zeit anfing, immer mehr Freunde in England zu gewinnen, betrachtete Coke als die ihm vom Herrn gewordene eigentlichste Aufgabe seines Lebens. Sein ansehnliches Vermögen, sowie seine ganze Zeit und Kraft war diesem Werke hingegeben, und er lebte auf dem einfachsten und sparsamsten Fuße, um für dasselbe desto mehr leisten zu können. Auch schämte er sich nicht, der „Missionsbettler“ genannt zu werden, und wanderte unermüdlich von Stadt zu Stadt, und pochte an alle Thüren, wo Christen wohnten, und ging selten leer aus. Auf einer solchen Wanderung kam er im Jahre 1805 auch nach Bristol und sammelte Missionsbeiträge ein. Ein Freund, welcher ihm die Leute aufzählte, die er um Gaben ansprechen dürfte, nannte auch eine Miss R. Smith als eine ebenso fromme und wohlthätige als vermögliche Freundin der evangelischen Wahrheit, die er ja nicht übergehen möchte. Coke kannte sie noch nicht, kam zu ihr und legte ihr seinen Wunsch und seine Liste vor. Sie zeichnete 100 Guineen

---

[1]) Daß er schon 1795 auch einen allerdings scheiternden Versuch machte, in Westafrika bei den Fulah-Negern eine Missionskolonie zu gründen, sowie die spätere erfolgreiche Einrichtung der ersten Methodistenmission in Westafrika durch ihn, sei hier nur im Vorübergehen erwähnt.

[2]) Auch durch seine „Geschichte Westindiens“, die zu London 1802 erschien, suchte er das Interesse für die Mission zu wecken.

(700 Thlr.), bemerkte aber dabei, sie habe das Geld nicht hier, er möchte es sich von ihrem Landgute zu Bradford abholen. Als er hinkam, nahm sie noch einmal die Feder in die Hand, und machte aus der 1 eine 2, so daß Coke das Doppelte, 1400 Thr., erhielt. Und das alles that sie mit einer solchen Demuth und solcher innern Freudigkeit, daß Coke nicht umhin konnte, ihre nähere Bekanntschaft zu suchen. Ja, noch im April 1805 ward sie seine Gattin. Sie brachte ihr ganzes ansehnliches Vermögen und ihre Kräfte freudig dar, um mit ihrem Manne gemeinschaftlich der Förderung des Reiches Gottes unter den Heiden zu dienen und ertrug mit demselben trotz ihres schwächlichen Körpers die mannigfaltigen Anstrengungen seiner Berufsreisen. Leider war ihm diese Freude nur 6 Jahre lang beschieden. Sie vollendete schon am 25. Januar 1811 ihren Lauf in seligem Heimgange.

Im Jahre 1808 mußte Coke noch einmal als Vertheidiger westindischer Negergemeinden vor die Oeffentlichkeit treten. Damals war auch in Jamaica die Feindseligkeit von Seiten der Behörden offen hervor getreten. Die dortige Kolonial-Regierung hatte die Verordnung erlassen, daß alle Neger von der Theilnahme an den öffentlichen Gottesdiensten ausgeschlossen sein, und es auch den Methodisten-Predigern bei schwerer Strafe verboten sein solle, dieselben im Worte Gottes zu unterrichten. Hunderte von armen Negersklaven umringten an den Sonntagen die Kirchenthüren, und riefen oft unter einem Strom von Thränen aus: „Massa, wir nun nicht mehr in den Himmel gehen dürf'! Weiße Menschen nicht will, daß die Schwarzen Gott dien. Jetzt schwarze Menschen wie ein Thier bleib, und nicht mehr lern!" So klang es jedem in die Ohren, der auf Jamaica die Kirchen besuchte. Kaum aber hatte Coke in Europa davon Nachricht erhalten, als er sich mit den nachdrücklichsten Vorstellungen an den Königlichen Ministerrath in London wandte. Nach einer Wartezeit von 16 Monaten wurde ihm angezeigt, daß die betreffenden Verordnungen der Kolonial-Regierung von Jamaica vom Ministerrath als ungültig verworfen worden seien. Es wurde dies bei der noch hochgehenden Aufregung der Gemüther in Sachen der Abschaffung des Sklavenhandels als ein neuer Sieg der Menschenfreunde, die die letztere durchgesetzt hatten, angesehen.

Wie Th. Coke den Abend seines bewegten Lebens mit Aufwendung seiner letzten Kräfte im Dienst des Herrn unter den Heiden Indiens, insbesondere auf Ceylon beschließen wollte, ist hier nur anzudeuten. Zur Charakteristik des Mannes jedoch möge hier aus einem Briefe, den er auf seiner letzten Seereise dorthin schrieb, Folgendes angeführt sein:

„Wie süß ist doch das Wort Gottes! Mir ist's, ich habe seine unübertreffliche Köstlichkeit nie so sehr geschmeckt, als seitdem ich auf dem Schiffe bin. Mehr als je fühle ich den Werth stiller Zurückgezogenheit und heiliger Seelenruhe, und ich darf mit mehr Wahrheit von meinem Gott, als einst Virgil von seinem August sagen: Deus nobis haec otia fecit! Diese Ruhestunden hat mir Gott gegeben! — Und dennoch kann ich die tausend Stunden nicht beklagen, die ich im glorreichen Betteldienste für die Sache meines Gottes zugebracht habe. Die hundert Tausende von Gulden, die ich für die Missionen einsammeln durfte, und die herrlichen Wirkungen derselben sind eine mehr als reiche Entschädigung für alle Zeit und Mühe, die ich auf das Sammlergeschäft verwendet habe. Das Ganze war in Gott und für Gott gethan. Aber wie hätte mein Herz es ertragen können, wenn nach meiner Abreise von England alle unsere bereits bestehenden Missionsplätze ohne Hülfe geblieben wären? Daß es ein **Werk Gottes** ist, habe ich auch am Ende noch deutlich

erkannt. Der Herr allein hat dasselbe angefangen, und Er allein hat es auch wachsen lassen, und wenn ich mit tiefem Gefühl der Demuth es aussprechen darf, Er hatte mich an den seligen Dienst angefesselt, sein Handlanger zu sein. Noch ehe ich absegelte, hat der Herr zum Norden gesprochen: Bringe deine Kinder her! und zum Süden: Verweigre sie nicht! Auch der Westen ist hervorgetreten, und die Christenwelt fängt an, aus einem langen, langen Schlummer einmal aufzuwachen. Wie wohl und leicht ist mir's nun ums Herz geworden. Nach dem stillen Umgang mit Gott habe ich keine größere Freude auf dieser Welt. Und nun eile ich munter und vergnügt nach Asien."

Er hat das Land seiner letzten Sehnsucht nicht erreicht. Noch auf dem Meere, im Norden von Madagaskar, hat ihn der Herr schnell und ohne Schmerzen abgerufen, am 3. Mai 1814, im siebenundsechszigsten Jahre seines Erdenlebens. Sein Leib wurde in der Tiefe des Meeres bestattet. — Wir müssen den Methodisten-Apostel Westindiens bewundern wegen jener seltenen Hingabe, mit der er seine ganze Kraft und alles, was er hatte, dem Dienst des Herrn weihte. Wir sehen in ihm zugleich eine Kühnheit wie eines Feldherrn, der seinem Könige die ganze Welt erobern möchte, verbunden mit Organisationstalent und außerordentlicher Energie und Arbeitskraft, alles geheiligt durch die Liebe zu dem Gekreuzigten. Und doch müssen wir sagen: wieviel größer würde der Segen für Westindien gewesen sein, wenn solche Kräfte sich auf ein gemessenes Feld in stillem Walten konzentrirt hätten!

Es will uns bedünken, als hätte die Methodisten-Mission namentlich in Westindien etwas an sich von jener unruhigen Schnelle, mit der ihr Begründer bald hier bald dort auftrat, überall erregt und erregend,[1]) darum aber weniger intensiv in die Tiefe, als extensiv auf der Oberfläche wirkend. Grade aber der Negercharakter, der für Gefühlsbewegungen so besonders zugänglich ist, erfordert eine ruhige anhaltende Behandlung, die ungetäuscht von dem Strohfeuer plötzlicher Erregung, das alltägliche Leben zu ihrem Gegenstande nimmt und in den gewöhnlichsten Aeußerungen desselben die Schäden der Lebenswurzeln erkennt, deren Heilung eine gründlichere Umänderung erfordert, als eine Umstimmung der Gefühle, die sich unter Umständen bei den Negern sehr leicht hervorrufen läßt. — Es ist kaum anzunehmen, daß Coke bei der kurzen Zeit, die er immer nur auf einer oder der andern Insel sich aufhielt, im Stande, war den Charakter der Neger und ihre Verhältnisse gründlich kennen zu lernen, selbst wenn wir einen besonderen psychologischen Scharfblick (der indessen, wie es scheint, nicht unter seine hervorragenden Eigenschaften gehörte) voraussetzen dürften. Noch weniger ist derselbe der Mehrzahl der Methodisten-Missionare in jener Zeit zuzutrauen, denen die Ueberwachung und Erhaltung des so schnell angefachten Feuers überlassen wurde. Nur wenige theologisch gebildete waren unter ihnen. Die meisten überhaupt hatten vielleicht kaum eine andre Vorbildung für ihren Beruf erhalten als ihre aufrichtige Bekehrung zu dem Herrn, die ja freilich das Haupterforderniß für jeden Missionar ist aber keineswegs die anderweitige Bildung überflüssig machen soll, Dazu kam aber, daß diese Männer, gleichfalls von einer

---

[1]) „Er kam, sah und siegte" ist von ihm gesagt worden.

feurigen Begeisterung für die Sache des Herrn erfüllt,[1]) die ihnen an einem festen Punkte nicht viel Ruhe ließ, sich die Grenzen ihrer Wirksamkeit zu weit steckten und vielfach hin- und herzogen, um an verschiedenen Orten das Feuer der Erweckung anzuzünden, oder, wo es bereits wieder dem Verlöschen nahe war, es aufs neue aufzuschüren. Darüber wurde das stille, beharrliche und nachhaltige Pflegen der Saat des Evangeliums in großem Maße versäumt. Die schwarzen Class leaders, denen man nach methodistischer Organisation dies Amt überließ, waren oft unfähige Leute, und wir müßten nicht den Negercharakter kennen, wenn wir es nicht für wahrscheinlich halten sollten, daß selbst viele Heuchler sich mit einschlichen, die nicht blos nichts nützten, sondern der Sache des Evangeliums den bedeutendsten Schaden bereiteten. Zuverlässige eingeborne Agenten sind das Hauptbedingniß für das Gedeihen einer Mission überhaupt, einer methodistischen insonderheit. In den ersten Jahrzehnten scheint die Mission in Westindien solche Männer nicht gehabt zu haben. Daher kam es, daß die Zahlen der in ihr gesammelten Negersklaven doch mit großer Vorsicht ihrem Werthe nach zu betrachten sind.

Einige Jahre vor Coke's Tode (1811) wurden auf einigen 20 Inseln schon 11,000 Neger gezählt, die sich den Methodisten angeschlossen hatten. Diese waren aber keineswegs alle Gemeindeglieder (members), sondern es waren „die Leute, die sich der Disziplin der Methodisten unterziehen und ein Verlangen zu Tage legen, dem zukünftigen Zorne zu entfliehen". Diese Schaar war nichts weniger als beständig und großen Schwankungen unterworfen. Wieviel wirkliche Mitglieder, also Abendmahlsgenossen, die Methodisten damals zählten, finde ich nicht angegeben.

Im Jahre 1813 gewann die Mission der Methodisten, die bisher fast ausschließlich in Dr. Coke's Hand gewesen war, eine festere Organisation durch die Gründung der Wesleyan Methodist Missionary Society. Das ausgedehnte Missionsfeld auf den westindischen Inseln wurde in besondere Distrikte zerlegt. Schon im Jahre 1820 finden wir die Eintheilung, wie sie im wesentlichen bis auf die neuste Zeit beibehalten worden ist, nämlich in die vier Distrikte: Antigua, St. Vincent, Jamaica und Bahama-Inseln. Sehen wir dieselben nach der Reihe genauer an.

I. Der Antigua-Distrikt

umfaßte folgende Kreise (circuits):

1. **Antigua**, die Insel, von der dieser Distrikt seinen Namen entlehnt. Sie war von allen westindischen der fruchtbarste Boden für die Mission der Methodisten. Die Brüdergemeinde hatte dem Evangelio die Bahn gebrochen.

---

[1]) Dazu will freilich die Vorstellung, die die westindischen Missionare 1815 an das Comité richteten, nicht recht stimmen. In dieser baten sie, ihre Dienstzeit auf 6 Jahre zu beschränken. (Horsford, a voice from the West-Indies, p. 133.)

Die Pflanzer waren fast sämmtlich der Mission wohlgeneigt und dieselbe hatte wie ein Sauerteig angefangen die Massen der Bevölkerung zu durchdringen. Seit dem ersten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts hatte sie auch viel durch ihre Schulen gewirkt. Die Brüder hatten die Methodisten, wie es scheint, mit rechter Selbstlosigkeit aufgenommen (wie sie ihnen anderwärts sogar ihre Gotteshäuser zur Mitbenutzung überließen). Daß die Eigenthümlichkeit der Methodisten die Neger besonders ansprach, ist leicht begreiflich. So waren denn unter der Zahl derer, die sich den neuen Missionaren anschlossen, gewiß viele, die bereits vorher die gute Saat des Evangeliums erhalten hatten. Dennoch vermehrte sich ihre Gemeinde in der Stadt St. Johns zuerst nur langsam, obgleich die Gottesdienste immer gedrängt besucht waren. Auch fehlte es nicht an Gegnern des Methodismus, der wahrscheinlich von manchen als Eindringling in ein fremdes Arbeitsgebiet betrachtet wurde. Dennoch fanden sich immer mehr Neger von den Plantagen ein. Aber die Zahl war doch noch mancherlei Schwankungen ausgesetzt. Der Tod raffte manche hinweg, andre fielen wieder ab oder mußten um grober Sünden willen ausgeschlossen werden. Im Jahre 1819 aber fand ein besonders starker Zuwachs von 300 Negern statt, durch welche die Gemeinde auf 3914 Seelen (hearers) stieg[1]). Die Schulen und Sonntagsschulen waren in gutem Gange. Bald darauf werden drei Stationen auf der Insel erwähnt: St. Johns (auf der Westseite), English Harbour (auf der Südseite) und Parham (auf der Nordostseite), auf denen fünf Missionare beschäftigt waren. Die Schulen zählten an 1000 Schüler. 1821 wurde eine Missionsgesellschaft zu St. Johns gegründet, bei deren erster Feier schon gegen 600 Thaler gesammelt wurden; auch mancher Goldschmuck lag mit in der Kollekte. Einige Bekehrungsgeschichten übergehen wir, und erwähnen nur die mehrfach nacherzählte[2]) eines muhammedanischen Negers vom Senegal, Namens Peregrine, der nach langem hartnäckigen Festhalten an Muhammed, sich doch endlich dem Herrn Christo ergab. — In Parham wurden in einem Vierteljahr 181 Neger aufgenommen, und als Missionar Hyde 1823 von dort schied, hatte er fast 1000 Personen der Gemeinde zufügen können. In regelmäßigen Missionsbetstunden ward hier besonders der armen schwarzen Brüder in Afrika gedacht. Ein alter Neger, der bisher seinen Erwerb durch Aufspielen zum Tanze gewonnen hatte, zerschlug seine Fidel, damit sie weder ihn, noch einen andern je wieder verführe, an jener Sünde sich zu betheiligen. In der Folge wird eine weitere Station zu Willoughby Bay[3]) erwähnt, zu der 1828 eine Gemeinde von 733 Seelen gehörte, sowie Zionhill,[4]) das damals in den Anfängen war. Leider liegen uns die Zahlen aus den ersten dreißiger Jahren nicht vor. Wir können nur die Zahl

---

[1]) Die Brüdergemeinde umfaßte um jene Zeit dort gegen 15000 Seelen.

[2]) Basler Missions-Magazin 1824. Calwer Monatsblatt, 1844 S. 153 ff.

[3]) Im Südosten, mit der Stadt Bridgetown.

[4]) Die Lage dieser Station ist mir nicht ganz sicher, die Angabe meines Atlas' beruht wohl auf einer irrthümlichen Andeutung.

der Methodisten auf Antigua von 1826 angeben, wo sie 3575 betrug, u. z. 3066 Sklaven, 481 freie Farbige, daneben 28 Weiße. Stimmte also die oben angegebene Zahl von 1819, so hatte sich trotz alles Zuwachses die Seelenzahl in den sieben Jahren um 339 vermindert, was wir als ein bedeutsames Zeichen für die Art und Weise der Wirksamkeit dieser Mission doch nicht verschweigen dürfen.

2. **Dominica**, wo bisher das Werk durch Krankheit der Missionare, der mehrere erlagen, sowie durch Orkane, die die Bethäuser zerstörten, aufgehalten war und die ab und zu schon zahlreichen Gemeinden sich immer wieder bedeutend verminderten, hatte zu Anfang der zwanziger Jahre die beiden Stationen Roseau, die Hauptstadt der Insel, auf der Westseite gelegen, und St. Joseph, einige Meilen nördlicher. Die Bevölkerung gehörte größtentheils (4/5) der katholischen Kirche an. Doch fanden die Methodisten auch von dieser Seite Anhänger, wozu ihre Predigten in französischer Sprache, die hier aus früheren Zeiten sich erhalten hat, beitrugen. Darüber hatten sie natürlich von den katholischen Priestern viel Anfechtung zu erdulden, infolge derselben aber wurde nur um so mehr ein Fragen nach dem Worte Gottes angeregt. Die katholischen Neger waren in tiefer Unwissenheit. Am Charfreitag 1824 konnte man sehen, wie unter fürchterlichem Lärm von Trommeln und Pfeifen Judas und der Teufel aus der katholischen Kirche ausgetrieben wurden. Darauf liefen die Neger unter dem Geläute der Glocken ins Meer, um ihre Sünden abzuwaschen. Eine an jenem Tage geweihte Flasche mit Wasser wurde als kräftiges Zaubermittel aufgehoben.

Manche von den bekehrten Negern zeichneten sich durch aufrichtigen Wandel und Beharrlichkeit aus. In St. Joseph aber, wo für die Mission eine Plantage angekauft war, gab es viel mit Aeußerlichkeiten zu thun. Die Mission war übrigens ausdrücklich von der Kolonialregierung sanktionirt und stand bei den einflußreichsten und geachtetsten Einwohnern in gutem Ansehen. — Zu Prince Ruperts Bai,[1]) wo die Methodisten schon früher Eingang gefunden hatten, fehlte eine Kapelle, sowie auch ein ständiger Missionar, da die Umgebung sehr ungesund war. Auch Lasoye, noch weiter nördlich gelegen, konnte nur dann und wann von Missionaren besucht werden. Später (1832) wurde dieser Platz eine Hauptstation. Um 1825 zählten die Methodisten etwa 500 Seelen auf der Insel; die Schulen wurden von 69 Knaben und 78 Mädchen besucht. Auch hier war früher schon die Zahl größer gewesen: unter dem leider bald dem ungesunden Klima erliegenden Missionar White (1817?) war sie bereits auf 633 gekommen.

3. Größer dagegen, wenn auch nicht eben stetig, sondern vielfach schwankend, waren die Erfolge der Methodisten auf **St. Kitts** (St. Christoph), wo, wie wir sahen, die Brüdergemeinde seit 1775 in gesegneter Arbeit stand. Schwierigkeiten von Seiten der Pflanzer und der Obrigkeit, wie auf andern Inseln, waren ihnen hier nie entgegen getreten. Schon 1802 wird eine Gemeinde von 2587 Seelen erwähnt.

[1]) Am nördlichen Theil der Westküste.

In der Folge wurden dann und wann neue Schaaren gewonnen, doch auch Rückfall muß öfters wieder die Zahl verringert haben, denn 1817 werden nur 2552 methodistische Neger unter 4 Missionaren erwähnt. Dabei aber lauten die Berichte sehr befriedigend, besonders auch hinsichtlich der Schulen, in denen auch viele erwachsene Schwarze unterrichtet wurden. 1820 finden wir die Negergemeinde nur mit 2361 Erwachsenen und 200 Schulkindern angegeben. Zu Basseterre, der Hauptstadt, zeigten sich wohl erfreuliche Fortschritte, während es auf den andern Stationen Old Road und Sandy Point[1]) wegen der Entfernung des Missionars rückwärts gegangen war. Am erst genannten Ort zeigte sich bei der neugestifteten Missionsgesellschaft große Opferfreudigkeit. Einzelne Fälle von besonders kräftiger Wirkung der göttlichen Gnade zeigten sich an Kindern und Erwachsenen.

Ein sterbender Schulknabe, den Missionar Peacock über seinen Herzenszustand befragte, sagte ihm, er fühle sich glücklich, und wünsche nichts so sehr, als bei Jesu zu sein. Dann bat er den Lehrer, ihm einige Verse zu singen, die er in der Schule gelernt hatte, und bisweilen sang er mit; seinen Mitschülern aber sprach er zu, sie sollten nicht weinen, weil er zu Jesu gehe. — Eine fromme Negerin sagte: „Mich wohl weiß, mich der Herr zu sich bekehrt hat. Mich früher eine große Sünderin; nichts nach Gott frag, und mich glaub, mich der Sonntag nichts angeh. Mich nun alles anders seh, mich ein böses Weib, ein böses Herz, ein böser Weg; aber der Herr hat meine Sünden weggenommen, und mich nun Ihn lieb hab und er mich." Und von einer kranken Negerin, die er besuchte, schreibt Peacock: „Habe ich in meinem Leben je unter den schwersten Leiden und an der Pforte der Ewigkeit einen wahrhaft glücklichen Menschen gesehen, so war sie es. Sie entließ uns mit den Worten: Wie unaussprechlich sehne ich mich nach meinem Gott und nach dem himmlischen Vaterland! Aber nicht mein, sondern Dein Wille geschehe."

Gegen Ende des Jahrzehnts scheint diese Mission, und namentlich ihre Schule einen rechten Aufschwung genommen zu haben, denn sie wurde von 1000 Kindern besucht. Außer den schon genannten Plätzen bestanden Methodistengemeinden zu Dieppe Bay,[2]) Palmetto Point, Half-way-tree[3]) und Cayon[4]). Zu Basseterre war eine große neue Kirche mit einem Aufwande von 28,000 Thalern gebaut, der durch freiwillige Beiträge auf der Insel selbst gedeckt wurde. Die Schulen wurden damals von 1300 Kindern und 192 Erwachsenen besucht.

So konnte denn Missionar Wood im Mai 1828 von St. Kitts schreiben: „Das Werk Gottes ist seit einiger Zeit hier sehr hoffnungsreich geworden. Die Gottesdienste zu Stadt und Land werden fleißig und mit Andacht besucht, auch fehlt es nicht an heilsbegierigen Seelen, die zu einem neuen Leben aufwachen. Auch unter den älteren Mitgliedern zeigt sich viel Ernst der Heiligung, und eine allgemeine Theilnahme, wenn es dem Bemühen gilt, Seelen aus dem Verderben zu erretten."

---

[1]) Alle diese Orte liegen an der Südwestseite der Insel.
[2]) Im Norden der Insel.
[3]) Zwischen Basseterre und Old Road resp. da und Sandy Point.
[4]) Auf der Nordost-Küste.

4. Die benachbarte Insel **Nevis** war von früh auf ein günstiger Boden für die methodistische Mission, obgleich sie hier anfänglich harte Verfolgung von Seiten der Pflanzer zu erdulden hatte, von denen bis in spätere Zeit hie und da noch Spuren vorkamen. Doch grade unter solchen Anfechtungen wuchs die Gemeinde und befand sich, 1183 Seelen stark, im Jahre 1817 in blühendem Zustande.

„Vor kurzer Zeit," schreibt Missionar Mortier im November 1816, „hatte ein sehr angesehener Pflanzer der Insel eine seiner Sklavinnen, die ein Mitglied unserer Gemeinde ist, im Verhör, da sie einer strafbaren Handlung beschuldigt wurde, und verurtheilte sie, mit Peitschen gehauen zu werden. Sie war jedoch unschuldig. Als die Strafe an ihr vollzogen werden sollte, kniete sie in Gegenwart ihres Herrn nieder, und flehte sehr ernstlich zu Gott, er möchte sie stärken und ihr Geduld und Glauben schenken, diese unverdiente Strafe still zu ertragen; wobei sie ganz kunstlos erklärte, daß Er es selbst wisse, daß sie unschuldig sei. Ihr Eigenthümer wurde durch dieses Gebet so erschüttert, daß er befahl, man solle sie loslassen, und erklärte, er könne diese Strafe nicht an ihr vollziehen lassen; denn wenn er seine Bibel gelesen, und sein ganzes Leben hindurch die Kirche besucht hätte, so könnte er doch nie so beten, wie diese Negerin.

Vom Jahre 1820 lautet der Bericht folgendermaßen:

Auf Nevis gab es viele Krankheiten und manche wurden heimgeholt, die auch im Tode noch erfahren durften, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen. Im ganzen wuchs die aus 920 Negern bestehende Gemeinde in der Gnade und Erkenntniß Christi. Am 3. August 1820 wurde auf dieser Insel vor einer ansehnlichen Versammlung eine Missionsgesellschaft gestiftet, und 9 der angesehensten und achtbarsten Gutsbesitzer wurden Mitglieder der Committee, zu welcher auch sämmliche Geistliche der Insel gehörten. Kurz darauf waren bereits 170 Louis'dor zur Unterstützung der Missionssache in das Kollektenbuch eingezeichnet.

Aus dem Jahre 1825 werden 100 schwarze Gemeindeglieder erwähnt. Die Kapelle in Charlestown, dem Hauptort an der Westseite der Insel, war zu klein geworden; Krankheit eines Missionars brachte manche Stockung in das Werk, das 1827 nicht so gedieh, wie man wünschte. Dennoch konnte bei einer öffentlichen Versammlung im folgenden Jahre von einem Regierungsbeamten dem Methodismus auf der Insel ein gutes Zeugniß ausgestellt werden. Unter den zahlreichen Klagen, über die derselbe in seiner 12jährigen Amtsthätigkeit daselbst zu urtheilen gehabt hatte, war keine solche gegen ein Mitglied der Methodistengemeinde vorgekommen. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich namhafte Opferwilligkeit bei den Beiträgen zum Bau einer neuen Kapelle.

5. Auf **Montserrat** begann die Methodistenmission erst 1820. Von 1821 finden wir über ihren Fortgang folgenden Bericht: Die Versammlungen nahmen zu, eine würdevolle Stille herrschte darin, und der Missionar bemerkte, daß das Wort mit Freuden aufgenommen ward und das Werk Gottes an den Herzen der Neger vorwärts schritt. Den 42 Gemeindegliedern konnte er im folgenden Jahre bezeugen, daß sie durch Bekenntnißtreue und rechtschaffnen Wandel sich auszeichneten; besondere Freude aber bereiteten ihm die Sonntagsschulen in der Stadt

wie auf dem Lande. Schaarenweise strömten die Neger des Sonntags vom Lande herein, um in der dortigen Kapelle das Wort Gottes zu hören; immer mehr Pflanzungen öffneten sich den Missionaren, wobei der Gouverneur der Insel und die ersten Regierungsbeamten die trefflichsten Dienste leisteten und überall mit edlem Beispiel vorangingen. Am 6. Juni 1823 ward eine Hülfsgesellschaft für Leidende und Kranke gestiftet, sowie eine Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften unter den Negern. Doch schritt auf dieser Insel die Sache Christi nicht so schnell vorwärts, wie an andern Stellen; die Neger überlegten die Sache zuvor reiflich, und machten nur langsam einen so wichtigen Schritt. Im Jahre 1825 bestand die Methodistengemeinde daselbst aus 8 Weißen, 72 farbigen Leuten und 67 Sklaven.[1]) Die Schulen wurden von mehrern Hunderten, Kindern sowohl als Erwachsenen besucht. Im Laufe der Zeit wurde an fünf verschiedenen Plätzen des Sonntags Gottesdienst gehalten und fleißig besucht, der Sonntags-Markt aber ward aufgehoben, auch schwanden die sonst an diesem Tage so gewöhnlichen Tänze und Schwelgereien. Die Hauptstation war Plymouth. Durch Arbeitsamkeit und Treue, besonders auch durch Reinlichkeit und Sauberkeit ihrer Wohnungen zeichneten die christlichen Neger vor den andern sich aus. Das Werk Gottes auf Montserrat ging so seinen stillen und regelmäßigen Lauf; mit Vergnügen aber hörten die Missionare nicht selten den einfachen, ungeschmückten, aber herzlichen Zeugnissen zu, welche einzelne der bekehrten Neger von der Gnade Gottes ablegten.

So äußerte einer derselben bei einem Liebesmahl (1827): Er habe lange Bedenken getragen, an den Sonntagen zur Kirche zu kommen, weil er befürchtete, seine Familie möchte Hunger leiden müssen, wenn er nicht am Sonntag sein Stückchen Feld bearbeite; aber er habe zum Preise Gottes gerade das Gegentheil erfahren. Auf die Frage, ob er jetzt so viel habe, wie zuvor, als er noch ohne Gott in dieser Welt lebte, antwortete er mit sichtbarem Vergnügen: „Ja, ich habe ebensoviel und noch ein wenig mehr." — Marie, eine wackre Negerin, die 1827 starb, hatte eine fromme Mutter, die sie in ihrer Jugend von leichtsinniger Ausschweifung zurückhielt. Lange wollte sie sich in die Zucht nicht fügen, und war mit ihrer Mutter immer unzufrieden, die sie zur Nachfolge Christi hinleiten wollte. Erst eine schwere Trübsal brachte sie dazu, den Herrn ernstlich zu suchen, und als sie Ihn jetzt fand, so liebte sie Ihn nun auch von ganzem Herzen. Ein langwieriges Krankenlager zog sie endlich ganz in die Gemeinschaft seiner Leiden und in den seligen Umgang mit Ihm hinein, und sie genoß einen großen Frieden. Als sie die Augen schloß, rief sie ihrer Mutter, die sie in den Armen hielt, frohlockend zu: „Meine liebe Mutter! ich bin selig! selig! selig!" und damit gab sie den Geist auf. —

6. Auf St. **Eustach** hatte der Vater der Methodistenmission selbst, wie wir sahen, harten Widerstand gefunden. Das dort gesammelte Häuflein wurde verfolgt, und Theilnahme an den Gebetsversammlungen in einigen Fällen mit der Peitsche bestraft. Doch blieben die meisten standhaft. Verwendungen bei der holländischen Regierung blieben auch fruchtlos. Erst 1804 wurde durch die Vorstellungen eines Pflanzers, der auf andern Inseln die wohlthätige Wirksamkeit der Mission kennen gelernt hatte, der Gouverneur bewogen, von den Grundsätzen seiner

[1]) Vielleicht sind mit diesen Zahlen die „Members" gemeint.

Vorgänger abzugehen und die Mission zu gestatten. Seitdem mehrte sich allmählich und unter Schwankungen die Gemeinde, die einen besonderen Missionar erhielt, obgleich man zunächst meinte es von dem benachbarten St. Kitts aus verwalten zu können, und im Jahre 1820 zählte sie 202 Seelen; 170 Kinder besuchten die Schule. Es bestanden vier Predigtplätze, auf denen wöchentlich das Evangelium verkündigt wurde. Die Eröffnung des letzten hatte eine besondere Veranlassung gehabt.

„Ein Sklave daselbst war seinem Herrn entlaufen und ein furchtbarer Räuber geworden, der als Hauptmann sich an die Spitze einer Räuberbande stellte. Vierzehn Monate lang trieb er sein Wesen in den Bergen, bis er endlich auf einem Räuberzuge gefangen ward. Im gerichtlichen Verhör gab er an, kein Mensch habe sich um seine religiöse Erziehung bekümmert, und so sei er ein unwissender Bösewicht geworden. Darauf wandte sich der Eigenthümer der Pflanzung an Missionar Frensch, und dieser bot sich freiwillig an, seine Sklaven zu unterrichten, mit der Versicherung, daß er sich dadurch manche Unruhe ersparen werde. Er besuchte nun den Räuber in seinem Gefängniß: dieser bezeugte die aufrichtigste Reue über sein Verbrechen, und versprach in Zukunft gründliche Besserung. Der Eigenthümer ließ sich hierauf ein Waarenlager zum Unterricht seiner Sklaven zurecht machen, in welchem Frensch fortan seiner Familie, seinen Negern, und wer aus der Nachbarschaft dabei sein wollte, das Evangelium verkündigte. Der ehemalige Räuber wurde durch die Kraft der Gnade Christi ein ganz andrer Mensch, und sein Herr war gar wohl mit ihm zufrieden. Er besuchte die Schule und wünschte ein Mitglied der Methodisten-Gesellschaft zu werden. „Als er zu uns hereinkam," erzählt Frensch, „weinten alle vor Freuden über ihn; denn der einst todt war, ist nun lebendig, und der Verlorne ist gefunden.

7. Nicht weit von St. Eustach liegt die kleine schwedische Insel **St. Bartholomeus** (St. Barthelemy bei den Franzosen, St. Bartholomew's oder St. Barts bei den Engländern). Hier hatte die Methodisten-Mission schon 1788 Eingang gefunden und wurde von den Behörden gestattet und beschützt. Ueberhaupt zeigten sich die Einwohner freundlich. Die Verhältnisse der Gemeinde waren jedoch nachtheilig beeinflußt durch die hier häufige Auswanderung. 1817 bestand sie aus 308 Schwarzen und 12 Weißen. Neun Jahre später wird nur von 255 Mitgliedern berichtet, deren anhaltender Ernst im Christenberufe gerühmt wird. Die Schule zählte 152 Kinder. Während einer schweren ansteckenden Krankheit ließen sich manche erbauliche Fälle von christlicher Sterbensfreudigkeit beobachten.

8. Auf **Anguilla** und **St. Martin** hatte auch schon lange das Evangelium durch Methodisten Eingang gefunden. Auf die letztere Insel wurde es durch einen bekehrten Neger von der ersteren aus verpflanzt. Wir finden jedoch nicht viel Nachrichten über die älteste Geschichte dieser Stationen. Um 1819 werden auf jener 200, auf dieser 112 Neger als zur Methodistengemeinde gehörig erwähnt. Im Jahre 1826 lautete der Bericht folgendermaßen: Das Werk des Herrn nahm zu und die Gemeinde stieg auf 229 Seelen und 179 Schulkinder. Heftige Orkane und mehrere Erdbeben, das gewaltigste im November 1827, suchten die Insel heim, halfen aber zugleich das Gedeihen der Gemeinde nach innen befördern. Am 26. November 1827 wurde unter vielversprechenden Umständen ein Missions-Verein auf St. Martin errichtet, und die erste Kollekte trug 65 Thaler. Auf fünf Pflanzungen neben der Hauptstation wurde das Wort Gottes regelmäßig gepredigt, die

Versammlungen wurden fleißig besucht und auch von außen nicht gestört, die Zahl der Mitglieder mehrte sich. Im Jahre 1829, da ein Freund der Mission auf dieser Insel zur Erweiterung der Kirche in der Stadt, sowie zur Aufrichtung eines Bethauses zu Cole-Bai 2400 Gulden gegeben, konnte Missionar Cullingford an die Committee schreiben: „Es freut mich, Ihnen berichten zu dürfen, daß der religiöse Zustand unsrer kleinen Negergemeinde allhier erfreulich ist, und daß viel christliche Liebe unter den Mitgliedern herrscht. Ein neuer Eifer für das Heil der Seele hat da und dort begonnen; das Wort Gottes wird hochgeschätzt und von vielen mit Liebe aufgenommen. Auch die angesehenen Bürger der Stadt besuchen unsre Gottesdienste regelmäßig. Die Sklaven auf den Pflanzungen scheinen besonders dieser Zeit des Heils sich zu freuen und strömen zum Worte Gottes herbei, so daß unsre kleine Kirche gemeiniglich mit Menschen überfüllt ist."

Auf Anguilla war das Werk Gottes besonders blühend, und bis zum Jahre 1828 sammelte sich hier um einen Missionar eine Negergemeinde von 381 Seelen. Besonders war es ein junger Freineger[1]), der, nachdem er selbst durch das Lesen des Neuen Testamentes mächtig erweckt und dann gründlich zu Christo bekehrt war, dem Evangelium unter seinen schwarzen Brüdern Eingang verschaffte.

9. Auf **Tortola** und den anderen **Virginischen Inseln**, als deren größere noch Anegada und Virgin Gorda hervorzuheben sind, ging zwar nach der scheinbaren Bereitwilligung der Neger bei Coke's erstem Besuch 1788 der Anfang der Mission dennoch nur langsam und mühevoll vor sich, ward aber im weiteren Verlauf immer bereitwilliger und kräftiger von den weißen Einwohnern und selbst den Behörden gefördert und unterstützt. Im Jahre 1817 befanden sich auf der ganzen Inselgruppe verschiedene Negergemeinden von zusammen 1700 Seelen, die von 3 Methodistenpredigern geleitet wurden. „Unsere Versammlungen," schreiben sie, „nehmen zu, und es scheint eine allgemeine Aufmerksamkeit auf das große Eine, das noth thut, rege geworden zu sein. Unsre Liebesmahle, unsre Klassenversammlungen, sowie die Feier der heiligen Sakramente sind Feste, bei denen wir das Nahesein unsers Gottes besonders wahrnehmen können. Möge unsere Dankbarkeit dafür durch den erneuerten Entschluß sich beurkunden, nur zu Seiner Ehre und Freude auf der Erde zu leben." Der Unterricht der Negerjugend ward auch hier sehr eifrig und mit Segen betrieben. Und da die von englischen Schiffen genommenen spanischen und portugiesischen Sklavenhändlerschiffe meist auf diesen Inseln geleert wurden, da die befreiten Negersklaven ohne Gefahr, wieder verkauft zu werden, jetzt noch nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten, so wurden auch diese von den Missionaren in Pflege genommen. „Ganze Schaaren solcher unglücklichen Neger," schreiben sie im Oktober 1817, „wurden von uns im Christenthum unterrichtet, manche derselben sind bereits getauft und als Mitglieder unsrer Gemeinde aufgenommen, und wir glauben nicht zu viel von ihnen zu sagen, wenn wir behaupten, sie sind im Genusse

[1]) Basler Missions-Magazin 1830, II. S. 299.

der Gnade, die sie unsers Zutrauens werth und zu nützlichen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft macht."

Im Jahre 1819 litten die Inseln und auch die Mission schwer von einem furchtbaren Orkan (cf. oben S. 37), bei dem alle Kapellen zerstört wurden. Diese Heimsuchung stärkte jedoch die Gemeinde. So finden wir 1822 folgende 6 Predigtplätze, auf denen 3 Missionare wirkten: Road Town, West End, East End auf Tortola, Spanish Town auf Virgin Gorda, Jost van Dyk und Peters Island, letztere beide besondere Inselchen. Es wurde damals von dem Missionar in Road Town berichtet: Viele unsrer Neger sind den äußeren Dingen nach sehr arm; nichts zu essen und kein Obdach; aber sie fühlen sich reich in Gott, und oft denken sie mit Dank- und Freudenthränen an die Stunde, die sie hinüberführen soll in die Wohnungen der Seligkeit." Leider aber mußte derselbe Missionar über die weißen Bewohner klagen, von denen, obschon sie einen trefflichen Seelsorger hatten, doch Gottlosigkeit und Laster sich über das ganze Land ergossen. Dies wirkte natürlich vielfach auf die Negergemeinde, und so mußten denn nach einigen Jahren viele Neger wegen ihres unregelmäßigen Wandels von der Gemeinde ausgeschlossen werden, obgleich andre sich treu bewährten. Aehnlich erging es in West End und Peters Island. Die sämmtlichen Gemeinden dieser Inselgruppe, von denen 1827 die Berichte etwas günstiger lauteten, umfaßten 25 Weiße, 275 freie Farbige und 1232 Neger.

Die flache Korallen-Insel Barbuda wird nur vorübergehend als Missionsfeld der Methodisten erwähnt.

II. Der St. Vincent-Distrikt

mit folgenden Kreisen (circuits).

1. **St. Vincent.** Die Verfolgung, die der Mission hier gleich zu Anfang entgegengetreten war,[1]) regte sich noch ziemlich lange. Trotzdem wuchs die Gemeinde, und umfaßte 1817 bereits 2760 Seelen. Die eingetretene Umwandlung beschrieb eine Negerin mit den Worten: „Als das Evangelium auf die Insel kam, da wurde alles ganz anders. Jetzt ist's gut hier sein. Sonst hieß es: je älter je ärger! Meine Seele lobe den Herrn! Er helfe es mir festzuhalten bis ans Ende um Christi willen."

Nach und nach verschwanden aber auch hier die alten Vorurtheile, und die Mission fand immer mehr Anerkennung. Schulen und Sonntagsschulen machten Fortschritte; die Sklaven, welche sich zur Gemeinde hielten, wurden wegen ihres Fleißes und muntern Sinnes gern gesehen.

„Kürzlich," erzählt ein Missionar, „ritt ich durch ein Zuckerrohrfeld, in dem grade alle Kinder beschäftigt waren. Sie sahen mich anfänglich nicht; auf einmal streckte eins dieser schwarzen Kinder den Kopf aufwärts, erblickte mich, und rief voll Freude: Massa kommt! Massa kommt! Im Augenblick legten sie ihre Arbeitswerk-

---

[1]) Außer der schon erwähnten Einkerkerung des Missionars sei hier die Zerstörung der Kapelle durch einen Volkshaufen (1797) erwähnt.

zeuge nieder, und rannten wie ein Vogelschwarm auf mein Pferd los, grüßten mich freundlich, und alle fragten auf einmal: „Wie befindet sich Massa?“ Ich sprach ein paar Augenblicke mit ihnen, und ermunterte sie, fleißig zu sein, mit einander Frieden zu haben, und Gott zu fürchten, unter dessen Augen sie wandeln. Ja, Massa, riefen alle, das wollen wir. So geht denn wieder an die Arbeit, sagte ich, und seid gute Kinder. Ja, Adieu, Massa, Adieu! und nun ging's flugs und fröhlich wieder zum Geschäfte.“

Vier Missionare arbeiteten in Segen, und das Evangelium schlug immer tiefere Wurzel. Auf einer Plantage baten sich die Neger statt eines Tanzvergnügens, das der Herr ihnen gewähren wollte, eine erbauliche Versammlung unter Leitung eines Missionars aus. Beispiele von Ergebung im Leiden und seligem Heimgang stärkten die Arbeiter am Evangelio. Der Sonntagsgottesdienst war immer stark besucht. Ueber 3000 Seelen gehörten anfangs der zwanziger Jahre zu der Gemeinde, und 400 schwarze Kinder besuchten die Schulen.

2. **Grenada.** Hier hatte der anglikanische Pfarrer Dent dem Methodismus die Thür geöffnet. Ueber die weitere Ausbreitung der Mission finden wir wenig Nachrichten. Um 1820 lauten die Berichte recht günstig und erzählen Zeichen von erfreulichem Zustande der Gemeinde. Doch hatten die Missionare mit 2 Hindernissen zu kämpfen: mit der Unbekanntschaft der englischen Sprache unter den Sklaven[1]) und der Hinneigung zum Katholizismus. Doch zählte die Gemeinde 272 Seelen. Sechs Jahr später war sie angewachsen auf 367, darunter 168 freie Neger. Drei Missionare arbeiteten im südöstlichem (Georgetown) sowie im nordwestlichen Theile der Insel.

3. **Barbados** war anfangs ein wenig erfolgreiches Feld für die Methodistenmission. Der von Dr. Coke eingeführte Missionar Pearce war bei den Pflanzern als ein Spion der Antisklaverei-Partei angesehen. Es kam zu Volksaufläufen. Auch die Neger blieben unempfänglich. Es gelang nur hie und da ein paar Personen zusammen zu bringen. 1804 fristete die Gemeinde von 40 Seelen ein kümmerliches Dasein. Zeitweise war sogar kein eigner Missionar hier, sondern nur dann und wann berührte ein solcher auf der Reise die Insel. 1807 werden 36 Kommunikanten (members) erwähnt, 1817 nur 28. Doch machte die kleine Gemeinde Anstalt, eine neue Kapelle zu bauen.

„Die freien Schwarzen,“ heißt es in einem Bericht der beiden Missionare vom März 1820, „die in der Hauptstadt Bridgetown (wo sie sich niedergelassen hatten) wohnen, sind dem größten Theile nach äußerst ruchlos, und fast jeden Odemzug geht ein Fluch aus ihrem Munde hervor. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß kleine Kinder, die kaum sprechen können, damit beginnen, daß sie dem Gott fluchen, der sie gemacht hat, ob sie gleich nicht wissen, was sie thun. Was die Negersklaven betrifft, so ist ihr sittlicher Zustand gerade derselbe. Vielweiberei, Ehebruch, Unzucht, Gotteslästerung, Diebstahl, Lügen, Zanksucht und Trunkenheit: dies sind die Laster, denen bei weitem die meisten unter ihnen mehr oder weniger hingegeben sind. Sie leben und sterben wie die Thiere auf der Erde, denn niemand kümmert sich um ihre unsterbliche Seele. Zu unsrer Freude dürfen wir doch hie und da eine lobenswerthe

---

[1]) Hätte richtiger wohl heißen müssen: mit ihrer eignen Unbekanntschaft des Neger-Französischen.

Ausnahme finden.“ Auf einer Pflanzung hatte ein Gutsbesitzer eine Kapelle für seine Sklaven erbaut und einen Geistlichen dabei angestellt, auch eine Schule errichtet. „An andern Stellen der Insel aber,“ heißt es weiter, „sind die Sklaven bis jetzt jämmerlich vernachlässigt worden. Hunderte derselben haben in ihrem Leben nie ein Wort Gottes gehört, und sie scheinen nie an Gott und die Rettung ihrer Seele gedacht zu haben. Zwar ist die Insel in 11 Kirchsprengel getheilt, und in jedem eine Kirche errichtet und ein Pfarrer angestellt. Aber es ist eine große Seltenheit, einen Sklaven in der Kirche zu sehen. Nicht als wäre es ihnen verboten, — aber niemand fordert sie dazu auf und ladet sie freundlich ein. Sie sind vielmehr so gering geachtet, als ob sie keine unsterbliche Seele hätten. — Unsre Aussichten sind nicht schmeichelhaft; indeß können wir doch sagen, daß sie sich nach und nach aufheitern. An den Sonntagen ist unsre Kapelle gedrängt voll, und Hunderte stehen noch vor der Thüre, die keinen Raum haben. Auch auf dem Lande haben wir unsre Missionsarbeiten begonnen, und mehrere Herren haben uns zu ihren Plantagen den Zutritt gestattet.“

Im Jahre 1823 hatte hier die Mission eine der bedeutendsten Verfolgungen zu erdulden, die die Missionsgeschichte Westindiens zu verzeichnen hat. Die Kapelle zu Bridgetown wurde vom Pöbel zerstört, der Missionar Shrewsbury mißhandelt und selbst genöthigt, die Insel zu verlassen, der kleinen Negergemeinde jeder Zusammentritt zur gemeinschaftlichen Erbauung verboten, und eine fromme Witwe, Gill, in harter Gefangenschaft gehalten, weil sie in ihrem Hause mit einigen Negern das Wort Gottes gelesen hatte. — Nachdem aber das Englische Ministerium und selbst das Parlament sich der Verfolgten mit dem größten Nachdruck angenommen, wurde im Jahre 1826 die Mission auf Barbados wieder erneuert, und nachdem bereits nach Zerstörung der früheren Kapelle Freunde in England gegen 14000 Thaler zum Aufban beigesteuert hatten, wurde am 24. Mai 1829 die neue Kapelle in Gegenwart einer zahlreichen und andächtigen Versammlung feierlich eingeweihet. Inzwischen war die Gemeinde beträchtlich gewachsen. 1828 konnte auch ein gesegnetes Jahresfest des dortigen Missions-Hüfsvereins unter großer Theilnahme gefeiert werden, und die Missionare durften freudig berichten: „Wie ganz anders sieht es nun für das Werk des Herrn auf dieser Insel aus, als dies vor einigen Jahren der Fall war, da von der Wuth der Widersacher unsre Kirche niedergerissen wurde. Der Herr hat bisher gnädiglich geholfen, und wir dürfen hoffen, daß auch Barbados noch sein Lob auf Erden werden wird.“ —

4. **St. Lucia** war nur vorübergehend die Stätte einer Methodistenmission. Ich finde nur die kurze Notiz, daß dieselbe 1822 gegründet, aber bald wieder aufgegeben wurde. Wahrscheinlich hatte der Katholizismus zu festen Halt, als daß die evangelische Mission dort einen Platz hätte finden können.

5. Auf **Tobago** wurde erst ziemlich spät (1817) die Mission begonnen. Trotzdem, daß sie bei einigen Pflanzern freundliche Aufnahme fand, machte sie nur geringe Fortschritte; und obwohl dort zwei Missionare arbeiteten, zählte die Gemeinde nach einigen Jahren erst 46 Seelen aus den Negern. 1826 waren es 83, und auch von diesen waren die meisten nur noch neugeborne Kindlein in Christo, die mit Geduld gepflegt werden mußten, und nur wenige

waren zur Reife und Festigkeit im Christenglauben gelangt. Die Schule zählte 75 Schüler.

6. **Trinidad** konnte auch erst 1820 in den Kreis der Mission gezogen werden und fand nur langsam Eingang, weil der Katholizismus schon die Herrschaft über die Neger besaß. Noch sechs Jahre später schrieb einer der beiden Missionare: Hier leben wir noch in den Tagen geringer Dinge und säen auf Hoffnung.

Zum St. Vincent-Distrikte gehört auch die Mission in Britisch Guiana, die wir aber in einem folgenden Abschnitte zu betrachten haben.

III. Der Jamaica-Distrikt.

Es ist schon erwähnt worden, wie auf Jamaica, wo auch die Mission der Brüdergemeinde nur sehr spärlichen Fortgang fand, die Methodisten auf viel Hindernisse stießen und Feindseligkeiten und Verfolgungen ausgesetzt waren. Seit 1809 aber gewannen sie dort mehr und mehr Boden infolge der für sie günstigen Entscheidung der engl. Regierung, die bereits oben (S. 63) angeführt wurde. So waren schon 1817 auf 6 Stationen: Kingston, Spanish Town, Morant Bay, Grateful, Hill und Falmouth unter sieben Missionaren 4122 Seelen gesammelt.

„Vielleicht auf keinem Fleck der großen Welt," schreibt Missionar Ratcliffe von Kingston im Juni 1817, „war das Evangelium so sehr Bedürfniß. als auf Jamaica, als unser unvergeßlicher Doktor Coke auf dieser Insel landete; und ich darf wohl mit dem gleichen Rechte der Wahrheit sagen, daß in keinem Theile von Westindien der Finger Gottes bei der Einführung und stufenweisen Begründung der evangelischen Missionssache so sichtbar war, wie auf dieser Insel. — — Hier bin ich nun von einem friedlichen, frommen, liebenden und eifrigen Völkchen umgeben, das sich auf 2060 Seelen beläuft. So groß auch unsere Kapelle ist, die erst kürzlich noch mehr erweitert wurde, so wenig vermag sie die großen Schaaren zu fassen, die das Wort des Heils hören wollen. Sehe ich sie an den Sonntagen so von den Bergen herabströmen und der Kirche entgegeneilen, so kommt mir immer das Wort des Propheten zu Sinne: Wer sind diese, die da fliegen wie eine Wolke, und wie eine Taube zu ihren Fenstern? Sie gehen nicht, sondern sie eilen nach Zion, um den Herrn anzubeten und seinen Segen zu empfangen. Die Gemeinde, die sich in unsrer Kapelle versammelt, ist sehr zahlreich, und horcht mit heiliger Andacht auf jedes Wort, das gesprochen wird. Manche derselben werden durch das Wort vom Kreuze Christi so tief gerührt, daß sie vor dem Herrn niederfallen und laut um Gnade rufen. Dessenungeachtet herrscht die nüchternste Ordnung und der würdigste Anstand in unsern Versammlungen. Viele unsrer freien Leute, Neger und Farbige, sind Leute von ausgezeichnetem Verstande, und mit den Erfahrungen und Uebungen des Christenlebens vertraut; und ihr ganzes Verhalten spricht für die Würde ihres Bekenntnisses. Auch unsere Gesellschaften auf dem Lande wachsen nicht blos an Anzahl, sondern auch an schriftmäßiger Frömmigkeit. — Die erweckten Neger verlangen so sehr nach dem Genuß der Gnadenmittel, daß sie vor Anbruch des Sonntags 10 bis 16 (engl.) Meilen weit herbeieilen, um, wie sie sich ausdrücken, zu dem großen Massa zu beten. — Die erleuchtetsten Einwohner der Insel sind darin einverstanden, daß das Evangelium viel Gutes gestiftet hat, und daß der Zustand unsrer Societät um vieles besser ist, als er vor wenigen Jahren war. Dies liegt sichtbar am Tage, und ebenso gewiß ist es, daß der Herr den Missionsgeist als Mittel gebrauchte, um diese Veränderung zu bewirken, und unter allen Ständen die Sittlichkeit höher zu stimmen."

In einem der nächstfolgenden Jahre betrug der Zuwachs 1066 Seelen. Von allen Gemeinden konnte Erfreuliches berichtet werden

über den Besuch der Versammlungen, die Fortschritte der Neger in der christlichen Erkenntniß und über ihren frommen Sinn und Wandel.

Zwar fehlte es auch nicht an Abweichungen, die den Missionaren viel zu schaffen machten, und so viel Gutes in Jamaica bereits geschehen, blieb doch noch gar viel zu thun übrig, da der sittliche Zustand des größern Theils der Einwohner, namentlich der in heidnischen Aberglauben versunkenen Freineger in hohem Grade niederschlagend war. Aber an manchen Schwarzen war doch die göttliche Kraft des Evangeliums mit Freuden wahrzunehmen, und ich habe, schreibt Missionar Binning 1819, Sklaven kennen gelernt, die eine Zierde der Gemeinde Jesu Christi sind.

In einer Erbauungsstunde der Negerinnen, welche Missionar Ratcliffe im März 1819 besuchte, war er ganz hingenommen von der Einfalt und dem Ernste, mit welchem sie den Segen Gottes erflehten. Mit tiefer Rührung hörte er eine arme Afrikanerin für sich und alle Diener Christi in ihrer gebrochenen Sprache in der Versammlung beten: „O Vater im Himmel, höre mich beten, und sende herab Deinen Geist auf unsre theuren Lehrer, daß sie reines Herzens seien. Mache ihre Zunge wie ein zweischneidig Schwert, daß sie zur Rechten und zur Linken die Sünder treffen, um sie aus der Finsterniß dieser Welt zu Deinem Licht und Deiner Erkenntniß hinzuführen durch Jesum Christum, unsern Herrn." — Ein andermal besuchte er eine alte Negerin, die als Kind aus Afrika hergebracht war, und der er selbst das Zeugniß geben konnte: „Sie besitzt in hohem Grade die Liebe Gottes, ist aber schwach am Körper und zittert vor Alter. Ihr Auge flammt und glänzt, wenn sie von der Hoffnung spricht, aus dem Sturm des Lebens bald zum Hafen der Ruhe zu gelangen." Da er zu erfahren wünschte, auf welchem Wege sie zur Erkenntniß Gottes gekommen sei, erzählte sie ihm Folgendes: „Massa, wenn mich erst komm von Afrika, mich ein kleines Ding, und mich verkauft an reiche Judenfrau. Sie mich lieb, sehr viel, wie ihr Kind, und immer Freund, wenn mich Mama sag. Wenn mich noch jung, das Ding kommt in mein Herz, wie eine Stimm: Geh und frag Mama, was Wort Gottes ist? Mich geh und sag: Mama! Sie sag: Mein Kind! Mich sag zu ihr: Ihr sagt, Eure Nega lieb, aber warum mich nicht lern das Wort Gottes? Sie sag: Geh, bring mir das Buch (die Bibel)! Mich es bring, und sie las Verse aus dem ersten Buch Mosis, wie die Sünde in die Welt kam, und vom rothen Meer. Aber mich nicht fühl in mein Herz. Sie nun aufmacht das Buch von Jesus, und mich hör das Wort, gleich mein Herz offen." Bald nachher starb die Jüdin, und das Negermädchen wurde frei. Sie kam bald darauf zur lebendigen Erkenntniß ihrer Sünden, lernte an den Herrn Jesum Christum von Herzen glauben, ist seither eine standhafte und treue Nachfolgerin des Heilandes geblieben, und hat durch Wort und Wandel viele Neger für die Sache Christi gewonnen. — Bei Einsammlung einer Kollekte zum Bau einer neuen Kirche, der sich derselbe Missionar mit Missionar Johnston unterzog, hatten sie, obschon die Zeiten schwer waren, eine wahre Freude an der herzlichen Liebe, mit der sie von den Negern in ihren Hütten empfangen wurden, und an deren herzlicher Bereitwilligkeit, nach Kräften beizusteuern. Einmal gingen sie an einem späten Abend an einer Hütte vorbei, in welcher der schwarze Hausvater mit seiner um ihn versammelten Familie gerade die Abendandacht hielt. „Ich stahl mich unbemerkt hinein," erzählt Ratcliffe, „und wie rührte mich's, als ich ihn mit tiefem Gefühl für unsern alten ehrwürdigen Monarchen beten hörte, der von allen Negern so hoch geachtet wird, weil er, wie sie sagen, ihnen Prediger gesandt habe, um sie zu unterrichten, wie sie Gott dienen sollen." —

Im Jahre 1826 war die Methodistenmission auf Jamaica schon in 10 Kreise (circuits) getheilt, in denen 13 Missionare arbeiteten. In der Hauptstadt Kingston waren die Versammlungen zahlreich besucht und die aus mehrfachen Gründen sich öfters ändernde Zahl der Gemeindeglieder betrug im ganzen 4064; wegen des Zuwachses an Neubekehrten aber mußten die Gottesdienste und Unterrichtsgelegen-

heiten vermehrt werden. Ein kleines, 435 Glieder zählendes Gemeinlein zu Port Royal gab erfreuliche Hoffnung, hatte aber noch kein eignes Bethaus. — Ein andrer Kreis war Spanish Town mit verschiedenen Verzweigungen. In der Stadt selbst wurde der Besuch der Gottesdienste durch große Noth vielfach unterbrochen, die manche kalt und gefühllos machte, bei andern eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit hervorbrachte. Ein kleines Gemeinlein zu Old-Harbour befand sich im blühenden Zustande; zu Clarendon, wo das Werk des Herrn noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wurden die Gottesdienste fleißig besucht. — Der Kreis Morant-Bay und Yallahs war in beständigem Zunehmen. Besonders die Freineger zeigten sich eifrig und brauchbar, und die meisten Neger-Aufseher wurden durch den frommen Wandel ihrer Sklaven bewogen, auch Mitglieder der Gemeinde zu werden. Diese zählte auf beiden Stellen 1740 Seelen. — Im Kreise Bath und Manchioneal fanden sich 2025 gläubige Neger, zu denen man meist eine gute Zuversicht haben konnte. — In Grateful Hill, wo das Werk des Herrn mächtig zugenommen, lebten viele arme Negersklaven, die mit Eifer nicht nur selbst in der Gnade Christi zu wachsen, sondern auch ihren Brüdern um sich her zur Rettung der Seele behülflich zu sein trachteten. Die Gemeinde bestand aus 740 Negern. — In den Kreisen Stoney Hill und Montego Bai war das Wachsthum der armen Neger in der heilsamen Erkenntniß besonders erfreulich; die Abendschulen für Erwachsene wurden fleißig besucht: die Gemeinde an beiden Stellen zählte 976 Mitglieder. In Falmouth war großer Hunger nach dem Wort des Lebens, und die 100 Gemeindeglieder wandelten als Kinder des Lichts. — Im Kreise St. Anns-Bay waren die Fortschritte des Evangeliums unter dem in großer Unwissenheit befindlichen und gegen die Mittel der Gnade gleichgültigen Volke nur langsam; besser gedieh das Werk in Belmont, wo die Neger viel Verlangen nach dem Worte Gottes bezeigten, auch eine neue Kirche bauten und fleißig besuchten. Die Gemeinde daselbst umfaßte 219 Seelen. — In den folgenden Jahren erlitt die Mission auf Jamaica durch den Tod einiger trefflichen Missionare schwere Verluste; auch begann hie und da der alte Verfolgungsgeist sich wieder zu regen, von dessen Wuthausbrüchen im Anfang der dreißiger Jahre wir weiter unten ausführlicher werden zu berichten haben.

IV. Der Bahama-Distrikt.

Auf den Bahama-Inseln begann 1811 die Wirksamkeit der Methodisten-Mission, die sich in den nächsten Jahren über die bedeutenderen Inseln der Gruppe ausbreitete. Auf New-Providence Harbour Island, Eleuthera und Abaco bestanden 1817 Stationen, auf denen 5 Missionare unter 584 Schwarzen arbeiteten. Fast eine gleiche Summe Weißer aber hatten sie auch mit in ihre Gemeinden gezogen. Diese Zahlen waren jedoch (wie gewöhnlich in den Methodistenmissionen) bedeutenden Schwankungen unterworfen. So zählt denn der Bericht von 1820 nur noch 703 Gemeindeglieder überhaupt, wobei von 2 Stationen nicht

gesagt ist wieviel Schwarze darunter waren. Auf Abaco waren neben 32 Weißen nur 6 Schwarze vorhanden. Dennoch lauten die Nachrichten erfreulich und hoffnungsvoll, wenn auch die vielen Rückfälle (freilich mit Hinweisung auf gewöhnliche baldige Umkehr der abgefallenen) erwähnt werden. Auf Turk Island war eine neue Station hinzu gekommen. Weitere Angaben mit Ausnahme einiger flüchtigen Andeutungen über das Wachsthum der Sache des Evangeliums finde ich aus der Zeit vor der Emanzipation nicht. Zu diesem Distrikte wurden früher auch die Bermuda-Inseln gerechnet.

Daß in dieser Periode (1817) auch auf Haïti von den Methodisten ein Anfang der Mission gemacht wurde, dem sowohl der Präsident der damaligen Republik im Südwesten der Insel, Péthion, wie auch der im Nordwesten der Insel regierende König Henri Christoph geneigt war, dessen baldige Abbrechung aber die katholischen Priester herbei zu führen wußten, ist hier nur im Vorübergehen zu erwähnen.[1])

Zur Charakterisirung dieser Mission lassen wir hier eine ausführliche Darlegung ihres Betriebes, wie sie von der Committee 1820 gegeben wurde, folgen, wobei wohl kaum angedeutet werden braucht, daß derselbe sich in der Ausführung nicht immer so glatt gestaltete, wie es hier auf dem Papier erscheint.

Kein Missionar wird von unserer Gesellschaft ausgesendet, der nicht zuvor eine strenge und anhaltende Prüfung über seine christliche Denkart und seine Tauglichkeit durchgemacht hat. Jeder derselben muß zuvor einen Predigerberuf in ihrer Mitte bekleidet haben. Jedem Missionar wird von Seiten der Committee eine besondere Instruktion mitgetheilt, und die willige Leistung dessen, was ihm diese als Berufspflicht vorzeichnet, ist die Bedingung, unter der er allein in den Diensten der Gesellschaft stehen und bleiben kann. Auf den meisten Missionsstationen sind zwei oder mehr Arbeiter angestellt, und so lange es vermieden werden kann, keiner allein gelassen. Der älteste Missionar ist der Führer der übrigen, und hat den Auftrag, die Arbeiten derselben zu leiten und darauf zu achten, daß die Instruktionen befolgt werden. Auch hat er von allem, was geschieht, der Committee regelmäßig Bericht zu geben. Die westindischen Kolonien sind in Distrikte eingetheilt, von denen jeder eine Anzahl von Missionsstationen in sich faßt. Die Missionare des Distrikts versammeln sich jedes Jahr einmal, und in dieser Versammlung wird offen und brüderlich der Lebenswandel und die Berufstreue jedes Missionars gemeinschaftlich untersucht, und der Committee Bericht hierüber erstattet. Nicht minder ist der Zustand jeder Missionsgemeinde und die Berathung der zweckmäßigsten Mittel zur Abstellung des Uebels und der Beförderung des Guten in denselben Gegenstand ihrer vertraulichen

[1]) Die schöne Insel war von den Spaniern, nachdem sie dieselbe entvölkert hatten, sehr vernachlässigt worden. Eine kleine Kolonie französischer Abenteurer zu Cap Haïtien (Cap Français) wurde Veranlassung, daß später (1697) Frankreich den westlichen Theil der Insel erhielt. Auch den östlichen mußte Spanien im Jahre 1795 abtreten, nachdem schon politische Stürme durch die Revolution angeregt worden waren, in denen viele Weiße getödtet wurden, während andre sich durch Auswanderung retteten, und aus denen 1804 ein Kaiserthum, und zwei Jahre später die oben genannten Staaten entstanden. 1808 eroberten die Spanier die östliche Hälfte (San Domingo) wieder. Präsident Boyer, der 1820 jene beiden Staaten vereinigte, entriß ihnen dies Gebiet alsbald. Unter ihm gestalteten sich die Verhältnisse geordneter. Doch folgten 1843 wieder blutige Unruhen, in denen der tyrannische Soulouque die Kaiserwürde erlangte. Seit 1858 ist Haïti wieder Republik. Weiße finden sich nur in den Seestädten und sind vom Grundbesitz ausgeschlossen. Der Katholizismus ist Staatsreligion.

Mittheilungen. Sind Versetzungen der Missionare auf andere Stellen zweckmäßig, so werden sie hier berathen und in Vorschlag gebracht. — Der Jahresgehalt jedes Missionars wird von der Committee bestimmt; ist besondere Unterstützung wegen erlittener Unglücksfälle oder häuslicher Leiden nöthig, so kann selbige ohne vorherige Untersuchung der Distriktsversammlung nicht zugestanden werden. Da jeder Missionar so viel erhält, als sein einfaches Lebensbedürfniß erfordert, so sind keine Kollekten zu seiner Unterstützung gestattet. Manche Negergemeinden leisten durch ihre jährlichen Missions-Subskriptionen einen mehr oder weniger zureichenden Beitrag für die Erhaltung ihrer Prediger. Das Fehlende wird aus der Kasse zugelegt, sowie der Ueberschuß ihrer Beiträge in diese Kasse zurückfließt. — Der ausschließliche Gegenstand der Arbeiten unsrer Missionare ist die Bekehrung der Neger durch die seligmachende Erkenntniß unsers Herrn Jesu Christi. Unsere Brüder haben es bei diesem Geschäfte mit einer Menschenklasse zu thun, unter welcher der heidnische Aberglaube des verfinsterten Afrika vom Vater auf den Sohn überging, und unter denen diejenigen, welche in Westindien schon lange Zeit Sklavendienste thun, eben so unwissend und verblendet sind wie die, welche eben erst vom afrikanischen Boden weggerafft wurden. Die schmutzigsten Laster aller Art, Unreinigkeit, Vielweiberei, Völlerei und barbarische Zügellosigkeit sind herrschend unter ihnen. Auf christlichem Boden und unter christlichen Herrschaften ist der Neger mit unserm Gott und Heilande, mit den Tugenden des Christenthums, sowie mit den Hoffnungen und Tröstungen desselben völlig unbekannt geblieben. Dessen ungeachtet liegt im Negercharakter viel Gelehrigkeit, und er ist von Herzen bereit, von jedem weißen Mann, der sich ihm mit Liebe nähert, sich unterrichten zu lassen. Je unentschuldbarer dieser Umstand den gerechten Vorwurf macht, daß für ihre sittliche Wiedergeburt bis jetzt so wenig von uns geleistet wurde, um so lieblicher sind die Hoffnungen, die sich für die Zukunft auf denselben gründen. Kaum ist eine Stelle zu finden, wo unsre Missionare die Ausbreitung des Reiches Gottes versuchten, auf der es ihnen der Herr, trotz alles anfänglichen Widerstandes, nicht hätte gelingen lassen. — Die Art und Weise, wie die Missionare verfahren, ist folgende: Vor allem ist ihr Augenmerk dahin gerichtet, die erwachsenen Neger, die in der größten Unwissenheit dahin leben, nach einer einfachen Anleitung im Christenthum zu unterrichten. Dies ist das wichtigste, obgleich sehr beschwerdevolle Geschäft des Missionars. Hat der christliche Unterricht da und dort einen tiefen Eindruck auf die Gemüther einzelner Neger gemacht, so werden diese in Klassen abgetheilt, denen der Missionar selbst, oder ein verständiger und geübter Christ vorsteht. In diesen wird der Unterricht fortgesetzt und nach ihren besondern Bedürfnissen eingerichtet. Schreiten sie in christlicher Herzensbildung vorwärts, so werden sie nach vorheriger Prüfung auf ihr Verlangen getauft und in die Gemeinde aufgenommen. Indeß der christliche Religionsunterricht nun ununterbrochen fortgesetzt wird, wird ihr Lebenswandel sorgfältig bewacht. Für jeden Fehltritt wird der christliche Neger ernst und liebreich zur Rede gestellt; beharrt er darauf, so wird er von der Gemeinde ausgeschlossen, was die meisten Neger mehr als körperliche Strafe fürchten; daher es ein sehr wichtiges moralisches Erziehungsmittel für sie ist. Bei dieser Disziplin hört die Vielweiberei mit dem großen Gefolge ihrer Uebel und Verbrechen von selbst auf, und an ihre Stelle tritt der geordnete Ehestand, Mäßigung, Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit, welche bei zehn Tausenden unsrer Neger der rohen Thierheit, dem Schmutz und der Schlechtigkeit ein Ende gemacht haben. — Die Sonntagsgottesdienste unsrer Missionare, die mit Negern gewöhnlich ganz angefüllt sind, fangen mit Sonnenaufgang an. In dieser Frühstunde wird ein Abschnitt aus der Heiligen Schrift vorgelesen und erklärt. Der Vormittagsgottesdienst besteht aus einer Predigt und der Liturgie. Nachmittags werden die verschiedenen Klassen Erbauung suchender Neger gehalten, und Abends ist wieder öffentlicher Gottesdienst. — Die Woche hindurch werden mehrere Versammlungen zur Erklärung des Wortes Gottes gehalten, denen beiwohnt, wer nur immer kann und darf. Die Hauptbeschäftigung die Woche hindurch ist der Unterricht der Negerjugend. An den Abenden werden die Neger auf ihren Arbeitsplätzen besucht und gesprochen. — Meist ist der Einfluß, den unsre Missionare auf die Neger haben, sehr groß, und dieser Umstand ist um so erfreulicher, da ihn nur freundliche Sorgfalt auf der einen, und das Gefühl der Dankbarkeit auf der andern Seite erzeugt hat. Dieser Einfluß ist zugleich das wichtigste Mittel

ihrer segensvollen Wirksamkeit. Die unbefangene Oeffentlichkeit, womit unsre Missionare verfahren, hat unter dem Beistande Gottes den mannigfachen lieblosen Verdacht gehoben, dem sie sich früher von Seiten der Sklaveneigenthümer bei der Anhänglichkeit der Neger an sie ausgesetzt gesehen hatten, und der Missionssache neue und thätige Freunde gewonnen. Nun fangen sie an, den Unterricht ihrer Sklaven in hohem Grade wünschenswerth zu finden und um denselben zu bitten, was das Bedürfniß nach Arbeitern am Evangelio vergrößert. Auf diese Weise haben im verflossenen Jahre die angesehensten Pflanzer in Westindien unsre Committee ersucht, für die Sklaven ihrer Plantagen eigne Missionare zu senden, und ansehnliche Unterstützungen angeboten. Gesuchen dieser Art wurde immer so gut wie möglich entsprochen und Männer gesendet, von deren Arbeit unter dem Beistande des Herrn sich ein reicher Segen auf diesen neuen Plätzen hoffen läßt. Auf diese Weise öffnet die Vorsehung unsers Gottes selbst immer mehr Pforten und Wege zu dem noch unangebauten weiten Negerfelde, und immer schneller dringt Licht und Heil bis in die niedrigste Hütte hinab. —

Nur wenige Punkte mögen dieser Darlegung hinzugefügt werden. Es ist hier nichts erwähnt von dem häufigen Wechsel der Missionare. Für diejenigen, welche die Praxis der Methodisten in diesem Stücke kennen, verstand sich derselbe von selbst. Andern wird es höchst befremdlich erscheinen, daß die Hirten ihre gesammelten Heerden so bald verließen und immer wieder auf andere Arbeitsfelder gingen, wo sie doch erst Leute und Verhältnisse aufs neue wieder kennen lernen mußten, und vielleicht ehe dies nur genügend geschehen, schon wieder weiter zogen. Die Methode aber verlangt es also. Der Reiz der Neuheit ist ein mächtiger Hebel, um eine methodistische Bewegung hervorzurufen. Hat derselbe nachgelassen und ist er dem alltäglichen Gewohntsein gewichen, so fängt das Feuer an zu erkalten. Deshalb muß eine neue Persönlichkeit eintreten, die einen neuen Anstoß gibt. Dann werden die mattgewordenen Glieder wieder belebt, abgefallene wieder zur Buße geführt und es entsteht wieder eine Frühlingszeit, der aber leider auch wieder die Dürre folgt. Daher die bedeutenden Schwankungen, von denen wir mehrfach Beispiele anführen konnten. Wie lange die Prediger später bei ihren Gemeinden blieben, ist uns nicht bekannt geworden. Das Distrikt-Meeting von 1809 erklärte sich dahin: Wenn auf einer Insel nur ein Prediger ist, meinen wir, sollte er nicht länger als ein Jahr auf einmal bleiben, weil er vier- oder fünfmal wöchentlich vor derselben Versammlung zu predigen hat. Sind zwei auf einer Insel, so mögen sie zwei Jahre, wenn drei, drei Jahre bleiben, aber nicht länger (Horsford, a voice from the West Indies p. 129). Derselbe Verfasser bemerkt an einer andern Stelle, daß der Wechsel der Prediger für die Gemeinden „so angenehm" sei.

Wie wenig die Missionare die wirklichen Zustände ihrer Gemeinden dabei kennen konnten, liegt auf der Hand, und damit ist auch gesagt, wie die Berichte, die sie nach Hause sandten, nicht geschickt waren, ein zutreffendes Bild der Verhältnisse zu geben. Die von den besten Wünschen beseelten Männer waren über jedes gute Zeichen erfreut und meldeten es alsbald. Oft nur mit geringem psychologischen Blick ausgestattet und nur in geistlichen Dingen mit ihren Gemeindegliedern verkehrend, waren sie vielfach groben Täuschungen ausgesetzt. So z. B. ist das, was über das Aufhören der Vielweiberei und über den

geordneten Ehestand gesagt ist, keineswegs zutreffend. Mrs. Carmichael,[1]) die das Leben der Neger gründlich studirte, erwähnt, wie sich Männer mit einem ihrer bisherigen Weiber trauen ließen, und trotzdem mit den andern das alte Verhältniß fortführten, ohne daß die Missionare eine Ahnung davon hatten; und die Antwort, die einer derselben in einer Unterhaltung über diesen Gegenstand fallen ließ, zeigt, wie dies in großer Ausdehnung der Fall sein konnte. Es sind das nur einige Züge, die ich anführen zu müssen glaubte, damit der Leser aus den obigen Angaben sich keine unrichtige Vorstellung über die Mission der Methodisten in Westindien machen möge.

Im Jahre 1830 umfaßte dieselbe übrigens 38 Hauptstationen mit 59 Missionaren, die 22,590 Sklaven, 6470 Freineger und 938 Weiße unter ihrer Pflege hatten.

Die letzten Jahre vor der Emanzipation waren auf Jamaica von Unruhen begleitet, die auch die Methodistenmission tief erschütterten. Eine ausführlichere Schilderung des Aufstandes, durch welchen dieselben veranlaßt wurden, geben wir in einem der nächsten Abschnitte und bemerken hier nur, daß auch die Methodistenmissionare zum Theil offner Verfolgung ausgesetzt waren. Auch nachdem die Ruhe hergestellt war, dauerte die Aufregung gegen dieselben wie gegen die Baptisten fort. Es bildeten sich Vereine zur völligen Vertreibung der Sektirer von der Insel. In St. Anns Bay zerstörte ein Volkshaufe die Kapelle und hängte die Missionare in effigie an den Galgen. Unter diesen Verhältnissen war die Arbeit dieser Mission geraume Zeit erschwert oder zum Theil abgebrochen. Erst mit den Erscheinen des neuen Gouverneurs, Mulgrave, der eine Proklamation zum Schutze der Religionsfreiheit erließ, konnten die Missionare ihre Wirksamkeit ohne Belästigung wieder aufnehmen, die nun um so erfolgreicher war, als sie als Märtyrer der Sache der Schwarzen auf diese einen mächtigen Einfluß gewonnen hatten.

5. Die Mission der Brüdergemeinde im 19. Jahrhundert bis zur Emanzipation.

I. Die dänischen Inseln.

Während die Methodisten sich überall auf den britischen Inseln ausbreiteten, aber auf den dänischen keinen Halt gewinnen konnten, hatte sich die Brüdermission fortgehend der Gewogenheit der Regierungsbehörden so wie eines großen Theiles der Pflanzer und der andern Weißen zu erfreuen. Trotz mancher äußeren Noth durch Orkane (1819 und 1827), durch mehrere Feuersbrünste in Tappus[2]), sowie durch das frühe Dahinscheiden so mancher Brüder und Schwestern u. s. w., ging sie ihren stillen Gang ungestört weiter. Dies war selbst in den Jahren der Fall, während deren die Inseln infolge des Krieges

---

[1]) Domestic manners, II. p. 238 ff.

[2]) Nachträglich sei bemerkt, daß dieser Name urspröglich Taphuus (Zapf-Haus = Wirtshaus) lautete.

von England in Besitz genommen wurden. Es war dies freilich in manchen Beziehungen eine schwere Zeit, da der Verkehr mit der Heimat sehr erschwert, und alle von auswärts bezogenen Waaren sehr vertheuert waren. Damals kamen viele Engländer nach den Inseln, welche die Neger an die englische Sprache gewöhnten, so daß schon damals das Neger-Kreolisch von derselben verdrängt zu werden begann. Hierdurch entstand mancherlei Verwirrung, doch wußten sich die Brüder immer noch mit der Verkündigung des Evangeliums verständlich zu machen.

Es fehlte auch in dieser Mission nicht an mancherlei trüben Erfahrungen mit den Schwarzen. Man mußte an ihnen viel Langmuth und Geduld üben. Viele mußten um offenbarer Sünden willen von der Gemeinde ausgeschlossen werden, wurden aber immer in der Zucht suchender Liebe gehalten und pflegten bußfertig wieder umzukehren; doch zeigte sich auch hier in den oft beträchtlichen Zahlen der Ausgeschlossenen jener Mangel an Beständigkeit im Negercharakter. Ja zuweilen kamen sogar rechte Zeiten geistlicher Dürre, in denen die Brüder schmerzlich klagen mußten über einreißende Lauigkeit und Trägheit in ihren Gemeinden. Dann und wann gab es wohl bei der Feier der Festtage und außerordentlichen Gelegenheiten selige Eindrücke von der Kraft des Evangeliums, die indessen gewöhnlich nur zu bald wieder verflogen waren. Von manchen aber werden uns Züge mitgetheilt, die ein gereiftes christliches Leben bezeugen, meist vereint mit einer rechten kindlichen Einfalt.

Eine 70jährige Nationalgehülfin erklärte sich bei dem Sprechen vor dem Abendmahl folgendermaßen: „Wenn man doch stets dem Heiland alles Schwere klagte, aber auch alles Gute zutraute! Denn er beschämt seine armen Kinder hierin nie; das habe ich zu meiner großen Beugung in diesen Tagen ganz aufs neue erfahren. Da von der Obrigkeit mit Androhung von Strafen befohlen worden ist, daß alle Stadt-Einwohner Kamine zum Kochen anlegen sollen, so kam ich in den Fall, deren drei bauen zu müssen. Es fehlte mir aber an Geld und Baumaterialien, und ich wußte mir keines von beiden zu verschaffen. In dieser Noth wandte ich mich im Gebet zum Heiland, und sagte zu Ihm: „„Lieber Heiland, Du hast mich im Mutterleibe bereitet, und, noch ehe ich auf der Welt war, beschlossen, daß Du mein sein wolltest und daß ich auf ewig Dein sein sollte; Du hast mich auch zu Dir gezogen und ich habe Dich kennen gelernt; Du hast Dich meiner so herzlich angenommen und mir meine Sünden vergeben; seitdem habe ich mich gewöhnt, allen meinen Kummer in Dein Herz auszuschütten, und Du hast mir schon aus so mancher Noth geholfen; hilf mir doch auch jetzt wieder, ich weiß nirgend Hülfe zu suchen, als bei Dir!““ Am nächsten Morgen kam ein Mann, der mir wohl einige Verbindlichkeit schuldig war, aber mir noch nie die geringste Gefälligkeit erzeigt hatte, zu mir und sagte: „„Mutter, kümmert Euch wegen des Baues der Kamine nicht, ich will sie für Euch bauen lassen.““ Er hielt auch Wort. Da sah ich abermals einen Beweis, daß der Heiland mein armes Gebet erhört, und mehr gethan hat, als ich von Ihm erbeten habe.“ — Ein andermal erzählte eine bejahrte Abendmahlsschwester, welche die kleinen Kinder zu warten pflegte, während die Mütter ihre Arbeiten verrichteten: Als sie vor einiger Zeit krank gewesen sei, habe der Verwalter ihr mit Schlägen gedroht und spöttisch hinzugefügt, dann werde es schon besser werden. Hierauf habe sie geantwortet: „Meister, der Erdboden, auf den ich mich hinstrecken muß, um die Schläge zu empfangen, ist des Herrn: und wenn Ihr mich todtschlagen lasset, so kommt mein Leib um so früher zur Ruhe; und meine Seele, die Ihr nicht tödten könnt, zum Genuß der seligen Freude bei meinem Herrn Jesu!“ Da sei der Verwalter stillschweigend fortgegangen.

Auf einer zu Friedensberg gehörigen Plantage sollten die Neger-Häuser auf einen andern Platz verlegt werden. Als nun der Verwalter einen Negerbruder, der

ein gutes Haus und verschiedene schöne Fruchtbäume dabei stehen hatte, fragte, was er dazu sage, antwortete dieser: „Herr, ich habe nichts dazu zu sagen; denn ich habe kein Haus und keine Fruchtbäume mit mir in die Welt gebracht, und werde auch keine mit mir hinausnehmen."

Ein alter, würdiger Nationalgehülfe, Paulus, auf St. Thomas pflegte sich oftmals über seine Erweckung folgenderart auszusprechen: „Daß die Gnade Gottes unsers Heilandes zu der Zeit (wo er bekehrt wurde) sehr kräftig unter den Negern waltete, davon bin ich ein besonderer Beweis. Als ein Jüngling wandelte ich auf dem breiten Weg der Sünde ruhig fort, ergötzte mich mit der Welt und ging gleichgültig da vorüber, wo das Wort Gottes von einem hohen Felsen herab verkündigt oder unten im Bahn [Bache?] getauft wurde, ja ich spottete sogar darüber. Einmal aber blieb ich stehen, um zu sehen und zu hören, was da geschehe. Hier ergriff mich der Herr und ich hatte nicht Ruhe im Herzen, als bis ich auch zu den Lehrern gegangen war, und ihnen meine Sünden bekannt hatte. O was war das für eine selige Zeit! wie hungrig waren wir nach dem Worte Gottes! Sehr oft kam die ganze Nacht hindurch kein Schlaf in unsere Augen, und dennoch gingen wir des Morgens wieder mit Freuden an unsere Arbeit. Ja, viel hat der Herr damals an uns armen Negern gethan! — Nach solcher Erzählung setzte er gewöhnlich mit großem Nachdruck hinzu: „Ach ich bin dieser Gnade nicht werth, ich großer Sünder, und ich bin dem Heiland noch lange nicht dankbar genug für die große Barmherzigkeit, die Er mir damals und bis jetzt erwiesen hat." — Von dem Charakter seiner Landsleute machte er folgende Schilderung: „Die Neger sind ein unbiegsames, halsstarriges Volk, das immer gegen das Evangelium trotzig angeht, und nur seinem eigenen Geiste folgen will." Er fügte aber auch bei: „Daß ich in mir selbst nicht besser bin, ist mir wohl bekannt." — Nachdem er sich gründlich bekehrt hatte, wandelte er der Gnade würdig, und war zugleich darauf bedacht, seinen Nebenmenschen das Heil in Christo anzupreisen. Dazu hatte er in den 37 Jahren seiner Anstellung als National-Gehülfe vielfältige Gelegenheit, und er that es mit Wärme des Herzens und wie im Geiste des Apostels, dessen Namen er führte. Auch in seinen letzten Lebensjahren, als er wenig mehr sehen konnte, weigerte er sich nie, auf nahe und entfernte Plantagen zu gehen, wenn er einem oder einigen seiner Mitbrüder mit Lehre, Trost oder Ermahnung aus dem Worte Gottes dienen und Kranke besuchen konnte. Da er sich durch seinen rechtschaffenen Wandel die Achtung seines Herrn erworben hatte, so wurde ihm neben seinem Amt als Treiber die Aufsicht über die ganze Plantage übergeben, und er besorgte diesen Auftrag viele Jahre mit Treue, obgleich er mit einem schweren Leibesschaden behaftet war. Nachdem er so alt und schwach geworden, daß er nicht mehr thätig sein konnte und überdies die Plantage in andere Hände kam, lebte er nur von den milden Gaben anderer, da sein neuer Eigenthümer ihm nichts gab. Dadurch gerieth er zwar in die drückendste Armuth, aber der große Versorger im Himmel erweckte immer jemand, der ihn unterstützte. Nie hörte man ihn klagen, sondern er war immer freudig und dankbar gegen seinen Schöpfer und Heiland, der ihm mehr Güte erweise, als er es würdig sei. So war er in manchen Stellen ein Muster und Vorbild für viele.

Im Dezember 1827 (?) vollendete die zur Gemeinde Friedensthal gehörende Freinegerin Katharina Maria ihren Lauf. Sie war im Jahre 1784 als Erwachsene getauft, und 1788 Abendmahlsgenossin geworden. Als eine wahre Witwe setzte sie ihre Hoffnung allein auf den Herrn, und gern und freudig übte sie an andern, was ihr Erbarmer an ihr gethan hatte. Nicht nur speiste und tränkte sie viele Arme und Bedürftige mit selbstloser Uneigennützigkeit, sondern sie ermunterte dieselben auch zum gläubigen Vertrauen auf den Herrn Jesum, worin sie ihnen durch ihr musterhaftes Beispiel erbaulich voranleuchtete. Auch erzog sie mehrere Waisenkinder unentgeltlich, wobei sie eifrig bemüht war, sie für den Heiland zu gewinnen. Von Weißen und Schwarzen genoß sie durchgängig Liebe und Hochachtung, wovon auch ihr zahlreiches Leichengefolge noch ein sprechender Beweis war.

Auf St. Thomas sind die beiden alten Stationen Neuherrnhut und Nisky zu erwähnen, auf denen im Jahre 1817 zusammen 1731 Seelen waren, die Taufkandidaten und Ausgeschlossenen mitgerechnet.

1824 werden ohne die letzteren 1623 angegeben, und drei Jahre später finden wir die Zahl 1919.

Auf St. Jan bestanden die beiden Stationen Emmaus und Bethanien mit 4 Missionaren, die um 1817 1200 Seelen in Pflege hatten. Ohne die Ausgeschlossenen wird die Zahl 1824 auf 954 angegeben, während sie sich 1827 auf 1427 belief.

Auf Ste. Croix waren Gemeinden mit über 7000 Seelen (1817). Zu den beiden älteren Stationen Friedensfeld und Friedensthal war schon 1805 eine dritte, Friedensberg, mitten auf der Insel, hinzu gekommen. Gegen das Ende des Jahrzehnts erscheint hier die Seelenzahl der Gemeinden auf 6300 vermindert, vermuthlich auch durch die oben angedeutete Verschiedenheit in der Zählung.

Im ganzen fanden sich bei der Visitation, die der Bischof Chr. Gottlieb Hüffel im Auftrage der Unitäts-Aeltesten-Konferenz 1827 ausführte, im dänischen Westindien 9646 Mitglieder der Brüdergemeinde; bis 1832 vermehrte sich diese Zahl auf fast 10,000. Wenn schon im Jahre 1812 auf diesem Gebiete über 12000 Seelen gezählt wurden, so hat dies, abgesehen von der Unbeständigkeit der Neger, vielleicht auch seinen Grund in einer damals gehandhabten weniger strengen Praxis.

Ein wichtiger Tag für dieses Missionsfeld war der 21. August 1832, der hundertjährige Stiftungstag dieser Mission. Zur Verherrlichung der Feier dieses festlichen Tages kam nicht blos die hohe Landesobrigkeit den Missionaren der Brüder aufs willfährigste entgegen; die weißen Einwohner überhaupt wetteiferten, ihre Theilnahme zu bezeigen, und so wurde dieser Tag zu einem allgemeinen Feste für ganz Dänisch-Westindien. Ein Bericht[1]) sagt: „Auf Veranstaltung des General-Gouverneurs v. Scholten war den Negern nicht nur der Festag selbst, sondern auch der vorhergehende halbe Tag zur Zurüstung auf dasselbe freigegeben. Viele Alte und Krüppel ließen die menschenfreundlichen Eigenthümer derselben theils zu Wasser, theils zu Lande, theils auf Maulthieren oder in Sänften nach den Missionsplätzen bringen, damit auch sie Theil an der Feier nähmen. Eine zahlreiche Menschenmenge strömte zu den öffentlichen Gottesdiensten und wohnte ihnen mit stiller Andacht bei. Zur Predigt in Friedensfeld versammelten sich auf dem besonders dazu eingerichteten freien Platze 10,000 Menschen, vor welchen Bruder Klingenberg mit angethanem Herzen nach Anleitung von Ps. 72, 17—19 ein freudiges Zeugniß davon ablegte, wie die heilsame Gnade Gottes, die in Christo Jesu allen Menschen erschienen ist, sich nun 100 Jahre hindurch an dieser Mission unter den armen und unwissenden Negersklaven verherrlicht habe. Der General-Gouverneur, auf dessen Anordnung diese gemeinschaftliche Feier der 3 Gemeinden auf Ste. Croix veranstaltet worden, fand sich selbst mit seinem Gefolge und militärischer Begleitung hier ein; vor und nach dem Gottesdienst wurden 19 Ehrenschüsse aus 2 Feldstücken abgefeuert, und der Gesang von seinem Musikchore begleitet. — Von Seiten der Unitäts-Aeltesten-Konferenz wurden die theilnehmenden Gefühle und Wünsche aller Brüdergemeinden zu

[1]) Nachrichten aus der Brüdergemeinde 1833, H. 1.

diesem wichtigen Tage in einem Sendschreiben an die Negergemeinde ausgesprochen. An mancherlei Liebesgaben fehlte es auch nicht. Wie bei allen öffentlichen und besonderen Versammlungen und feierlichen Handlungen waltete auch hier ein mächtiges Gefühl der Gegenwart des Heiden-Heilands, so daß alle Anwesenden davon hingenommen waren und in dankbarer Erinnerung an die Wunder seiner Barmherzigkeit und Treue der Zukunft mit den trostvollsten Hoffnungen entgegen sahen."

II. Die britischen Inseln.

Die Missionen der Brüdergemeinde in **Britisch-Westindien** waren seit Anfang des 19. Jahrhunderts in durchgängigem Wachsthum begriffen. Auf den Inseln Antigua, St. Kitts, Barbados und Jamaica wurden neue Missionsplätze erricht, auf Tobago die im Jahre 1803 aufgegebene Mission 1826 erneuert. Zu dem allen trug der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Großbritannien erwachte Eifer für die Ausbreitung des Christenthums und die Bemühungen des edlen Wilberforce und seiner Freunde und Gesinnungsgenossen um die Abschaffung des Sklavenhandels nicht wenig bei. Missionare der Methodisten und Baptisten traten neben denen der Brüder auf und sammelten bald ansehnliche Gemeinden. Seit 1823 begann auch die englisch bischöfliche Kirche den Negersklaven ihre Sorge zuzuwenden. Mit sämmtlichen neuen Mitarbeitern aber auf dem Missionsfelde der Negerbevölkerung kamen die Brüder in mancherlei Berührung, die im allgemeinen freundschaftlicher Art war, obschon es hie und da auch an Reibungen nicht fehlte. Die Brüdermissionare freuten sich indeß um so mehr der vielen neuen Mitarbeiter und Gehülfen, die ihnen das Netz ziehen halfen, da sie bei weitem nicht allen an sie gemachten Anforderungen Genüge leisten konnten. Wiederholte Einladungen, auch auf den Inseln St. Vincent, Dominica, Nevis, Tortola und Trinidad Missionen anzulegen, mußten von der Unitäts-Direktion abgelehnt werden, da man schon in Verlegenheit kam, für die bereits unternommenen und in der Erweiterung begriffenen die erforderlichen Personen und Mittel herbeizuschaffen. Christlich gesinnte Pflanzer, ja selbst Kolonialversammlungen boten zu den letzteren freigebig die Hand, und auch im Mutterlande wurden Fonds gesammelt, um die Anlegung neuer Missionsplätze und die Errichung von Schulhäusern für die Neger möglich zu machen. — Durchwandern wir nun die einzelnen Inseln.

Antigua.

Auf Antigua, wo die Mission vom Anfang an mit wenig äußeren Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, wurden von 1773 an bis in den April 1805 von den Brüdern im ganzen 13,796 Neger, Erwachsene und Kinder, getauft, und im Jahre 1809 belief sich die Gesammtzahl aller drei Stationen, St. Johns, Gracehill und Gracebay, mit Ausschluß der neuen Leute in Gracehill auf 10,814 Seelen. Im Jahre 1810 eröffneten die Missionare auf einer ihrer Niederlassungen eine Schule für den Unterricht der Negerkinder. Sie fingen

mit 80 an, aber schon nach Ablauf des ersten Monats hatte sich diese Zahl auf 600 vermehrt. Die Schule konnte nur Sonntags gehalten werden, und in ihr wurden die älteren Kinder als Lehrer der jüngeren, nach einem dem Lancasterischen System ähnlichen Plane, gebraucht. Ungeachtet des bedeutenden Umfangs ihrer dortigen Gemeinden wurden doch seit dem Anfang der Mission (1756) bis zum Jahre 1803, also in 47 Jahren, nur 37 arbeitende Brüder und Schwestern auf der Insel angestellt; eine kleine Zahl in Vergleichung mit der, welche andere Missionsposten erforderten.

Im Jahre 1817 wurde auf ausdrückliches Verlangen der Kolonialregierung noch eine vierte Station im östlichen Theile der Insel nicht weit vom Nonesuche-Hafen angelegt, wozu nicht nur Land, sondern auch 1000 Pfund [nach dem Werth der damaligen Currency ca. 4—5000 Thaler(?)] und sogar jährlich 300 Pfund zum Unterhalt des Missionars bewilligt wurde. Auf der neuen Station, die den Namen Newfield erhielt, wurde die Kirche am 6. Dezember 1818 feierlich eingeweiht, wobei sich ein deutlicher Hunger nach dem Worte Gottes offenbarte. — Von der Gemeinde zu St. Johns wurde einige Jahre später (1821) ein Theil zu einer andern neuen Station abgezweigt, die etwas südlich von der Hauptstadt auf einer mit weißen Cedern bewachsenen Anhöhe errichtet und Cedarhall genannt ward.

Auf den fünf Missionsplätzen wurden bald an 15,000 Neger von den Brüdern bedient, und die Arbeit der 24 auf demselben angestellten Geschwister durch den Schulunterricht der Neger und ihrer Kinder des Sonntags und in der Woche noch bedeutend vermehrt. So erfreulich es auch war, zahlreiche Schaaren von Heiden zur Anhörung des Evangeliums herbeieilen zu sehen, so wurde doch der starke Andrang derselben an einen Ort, z. B. in St. Johns, wo vor der erwähnten Abzweigung 7900 Neger zur Gemeinde gehörten, der Seelenpflege der einzelnen vielfach hinderlich. Gleichwohl suchten die Brüder über der mannigfach gesegneten und bewährten Methode fest zu halten, mit ihren Kirchkindern in persönliche Bekanntschaft zu kommen, und bei einem jeden derselben es auf die ganze Hingabe des Herzens an Jesum anzulegen. Sie theilten sich daher in die Besuche der Pflanzungen, und ließen es auch ferner den Kranken und Sterbenden nicht an Zuspruch fehlen. — Die Gemeinde zu St. Johns zählte Ende 1824 im ganzen 6311 Seelen. Sie wurde im Februar d. J. von Freunden der Mission, die zu den Quäkern in London gehörten, mit einer Kiste voll Bücher für ihre Negerschulkinder erfreut, und am 31. Oktober wurde hier, wie auf andern Missionsplätzen, eine Predigt in Bezug auf die Bibelgesellschaft gehalten, und danach die freudigen Gaben der armen Negergeschwister eingesammelt. In Gracebay gehörten um dieselbe Zeit 1387 Personen zur Gemeinde; der Bettag am 14. Februar war der erste, an welchem keine Taufhandlung stattfand. „Dies ist vielleicht", bemerken die Brüder, „seit dem Anfang der hiesigen Gemeinde im Jahre 1797 noch nicht der Fall gewesen; in Zukunft aber wird es wohl öfter geschehen, da die Zahl der Ungetauften sehr klein ist, und der Zuwachs, den die hiesige Gemeinde zu erwarten hat, hauptsächlich in Kindern besteht, die

schon getauft sind." — Die Gemeinde zu Gracehill zählte Ende 1824 mit Einschluß von 302 Taufkandidaten, 308 neuen Leuten und 300 Ausgeschlossenen im ganzen 3015 Seelen. Am 31. Januar d. J. wurde auf der Plantage La Roche die wohl über 90 Jahre alte Nationalgehülfin Benigna,[1]) eine wahre Zierde der Gemeinde, beerdigt. Die Gemeinde zu Cedarhall bestand um dieselbe Zeit bereits aus 1082 getauften Erwachsenen und 450 getauften Kindern.

Im Jahre 1827 traf Bischof Hüffel[2]) auf einer Visitationsreise auch in Antigua ein, wo er von dem Gouverneur Roß mit großer Freundlichkeit empfangen wurde, und die verschiedenen Stationen von St. Johns aus besuchte, wo er schließlich eine Konferenz mit sämmtlichen Missionaren der Insel hielt und mehrere Brüder zu Diakonen der Brüderkirche ordinirte. — Auf allen Stationen ging die Arbeit fast über die vorhandenen Kräfte. Um das ausgedehnte Missionswerk auf der Insel besser zu übersehen und zu berathen, wurde bereits am 24. Februar 1829 nach Anweisung der Unitäts-Aeltesten-Konferenz eine Helferkonferenz auf Antigua eingeführt.

Die äußere Ruhe, welche die Brüdermission auf dieser Insel unter dem Schutze einer wohlwollenden Regierung genoß, wurde im März 1831 durch einen Negeraufstand unterbrochen. Auf Betrieb der englischen Geistlichkeit und eifriger Frommen wurde nämlich durch eine Verordnung der Regierungsbehörden vom 20. März an der zu vielen Mißbräuchen führende Sonntagsmarkt gänzlich abgeschafft. Da indessen hierbei auf einen anderweitigen Ersatz für diesen den Negern zum Verkauf ihrer selbsterbauten Produkte unentbehrlichen Markt keine Rücksicht genommen wurde, so erregte diese Maßregel unter ihnen Unwillen und Widersetzlichkeit. Es fanden sich am genannten Tage viele Neger in der Stadt wie gewöhnlich ein, und es war den Anstrengungen der Polizei nicht möglich, dem Gesetz Achtung zu verschaffen. Tags darauf steckten die Neger mehrere Zuckerpflanzungen in der Nähe von Newfield in Brand, und am 22. März brannte ein Feld dicht hinter den Missionsgebäuden von St. Johns, welche in die größte Gefahr kamen, da der Wind die hoch auflodernde Flamme auf sie zutrieb. Die zur Gemeinde gehörigen Neger legten dabei rührende Beweise von Liebe und Anhänglichkeit an den Tag, doch wären alle ihre Anstrengungen umsonst gewesen, wenn der Herr nicht zur rechten Stunde dem Wind geboten und die Gefahr abgewandt hätte. Die ganze Insel wurde unter Kriegsgesetz erklärt, und von der Miliz die Ruhe bald wieder hergestellt. Doch hatten die Brüder den Schmerz, daß ein Neger, der zur Gemeinde in Newfield gehört hatte, als Brandstifter hingerichtet wurde, ohne die That zu gestehen.

St. Kitts.

In der ersten Hälfte des Jahres 1819 bestand die Gemeinde aus 101 erwachsenen Getauften, 60 getauften Kindern und 103 Taufkan-

---

[1]) Basler Missions-Magazin 1828, II. S. 309.
[2]) Ebendaselbst 1830, II. S. 277 ff.

didaten. Bald aber trat ein neues Leben unter diesem armen Volke hervor. Ganze Schaaren verlangten nach Unterricht. Am 21. September 1819 nämlich richtete ein furchtbarer Orkan[1]) schreckliche Verwüstungen auf dieser und den benachbarten Inseln an. Der treffliche Gouverneur Maxwell kam erst 8 Tage nachher von Dominica herüber, und verordnete den 6. Oktober als einen Bet- und Bußtag. Mehr als 2000 Seelen, Schwarze und Weiße, hatten sich an demselben in der Kirche der Brüder eingefunden. Beim Jahresschluß bestand die Negergemeinde zu Basseterre aus 1310 getauften Erwachsenen, darunter 562 Kommunikanten, und 563 getauften Kindern nebst 690 Taufkandidaten. Bei dieser starken Vermehrung mußte auf Anlegung eines zweiten Missionsplatzes angetragen werden. Ein Stück Land am Cayon wurde dazu geschenkt, durch Unterzeichnung gingen Beiträge zur Errichtung der nöthigen Gebäude ein, und am 25. Februar 1821 wurde die neue Kirche in Bethesda eingeweiht. Am 9. September des Jahres, als zu Basseterre gerade das Ehechorfest, woran über 200 Personen Antheil nahmen, mit Loben und Danken beschlossen war, erhob sich wieder ein gewaltiger Orkan,[2]) der den von 1819 zwar nicht an Dauer, wohl aber an Heftigkeit übertraf, und wieder vielen Schaden anrichtete. — Später hatten die Missionare ernstlich zu rügen, daß bei den Begräbnissen armer Geschwister, wo den Trägern nichts zu gute gethan werden konnte, nur wenige zu diesem Liebesdienst sich willig finden ließen, wogegen eine große Zahl dazu sich einfand, wenn nach der Sitte des Landes etwas zu trinken gereicht wurde. In den Weihnachtsfeiertagen fanden sich viele Zuhörer zu den Festversammlungen ein, und der Herr war nahe mit dem Segen seiner Gnade, wovon auch manche liebliche Aeußerung von Negergeschwistern Zeugniß gab. So sagte eine mulattische Helfer-Schwester u. a.: „Stände es doch in meinem Vermögen, die Liebe Jesu recht tief den Herzen einzuprägen! Ach wären wir doch auch so ein Volk, wie wir in den heute verlesenen Nachrichten gehört haben, wie es sich der Herr unter den Hottentotten und Grönländern gesammelt hat! Den ganzen Tag hätte ich sitzen und solche Nachrichten hören können!" — Beim Jahresschluß 1821 bestand die Gesammtgemeinde zu Basseterre aus ungefähr 2500 Personen. So ging das Werk auf St. Kitts in Segen fort, und im Februar 1826 konnte Missionar Scholefield von Basseterre schreiben:

„Noch immer begleitet unser lieber Herr die Predigt seines Wortes auf dem hiesigen Missionsplatz mit seinem augenscheinlichen Segen. In den drei letztvergangenen Wochen haben wir mit 2003 Personen einzeln gesprochen; nämlich mit 461 Kommunikanten, 476 getauften Erwachsenen und 1066 neuen Leuten, Taufkandidaten und Ausgeschlossenen. Ueber 20 Erwachsene kamen zum erstenmal, so wie auch eine Anzahl Kinder und junge Leute. Einige von ihnen baten mit Thränen, daß ihre Namen in unser Verzeichniß möchten eingeschrieben werden. Ueberhaupt ist unsere Gemeinde in einem sehr erfreulichen Gang, ob es gleich auch an solchen Erfahrungen nicht fehlt, die uns daran erinnern, wie listig und feindselig der Satan ist, und wie leicht sich das menschliche Herz hintergehen läßt. — Unsere Sonntags- und

---

[1]) Basler Missions-Magazin 1824, I. S. 73 ff.
[2]) Ebendaselbst 1828, II. S. 579.

Abendschulen werden in Segen fortgesetzt und gewähren uns viel Ermunterung. Im Mai 1825 hatten wir 303 Kinder, welche letztere besuchen, aufgezeichnet; seitdem hat ihre Zahl bedeutend zugenommen, und jetzt ist sie nahe an 700. Viele von ihnen haben bereits gute Fortschritte im Lesen gemacht, und eine schöne Anzahl Liederverse, Bibelsprüche und Stellen aus dem Katechismus auswendig gelernt. Auf 17 um die Stadt herumliegenden Plantagen haben wir Leute gefunden, welche willig sind, die Kinder nach vollendeter Tagesarbeit zusammen zu nehmen und ihnen Unterricht zu ertheilen. Dies geschieht in dem Hause eines unserer Nationalgehülfen, oder sonst eines Ehepaares aus der Klasse der Kommunikanten. In der Stadt haben einige Geschwister ihr Haus ganz zum Gebrauch für die Kinder hergegeben, nicht allein an den Abenden, sondern auch den Tag über. Man wünscht, daß alle Kinder, welche unsere Abendschulen besuchen, auch an den Sonntagen kommen möchten; aber viele werden durch allerlei Umstände davon abgehalten. Die Zahl unserer Sonntagsschüler ist 3—400. Als letzte Weihnachten ein Liebesmahl mit ihnen gehalten wurde, waren ihrer 460 zugegen. — Seit dem Anfang der Schule im Jahre 1825 haben wir uns in der Regel wöchentlich einmal mit den Lehrern versammelt, um ihnen die neue Lehr- und Erziehungsweise geläufiger zu machen. Einige unserer jungen farbigen Schwestern geben sich fast den ganzen Tag her, junge Mädchen zu unterrichten. Bei einigen dieser letzten ist eine ernste Sorge für das Heil ihrer Seele erwacht und hat sie veranlaßt, um Annahme in unsere Gemeinschaft zu bitten, welches ihnen auch zum Theil gewährt wurde. — Von Seiten der Schullehrer und Lehrerinnen geschieht alles ohne irgend einen Lohn, vielmehr haben sie unter sich selbst eine freiwillige Unterzeichnung zu Beiträgen eröffnet, wodurch gewisse Ausgaben, z. B. für Lichter in den Abendschulen, bestritten werden. Solche Beispiele einer uneigennützigen Dienstbegierde sind uns um so erfreulicher, da man glauben kann, daß sie aus Liebe zu unserm Heiland herfließen.“ —

Ende 1826 betrug die Gesammtzahl der Gemeindeglieder zu Basseterre 3048, zu Bethesda 2188. —

Aus dem Jahre 1827 ist die Visitation durch Bischof Hüffel zu erwähnen. Auf der jüngsten Station fanden sich die Zustände weniger erfreulich. Die beiden Gemeinden zusammen zählten 5018 Seelen. Erfreulich war das rege Leben in den Sonntags- und Abendschulen.

Auf wiederholten Wunsch mehrerer Pflanzer wurde im nördlichen Theile der Insel die dritte Station am Fuße des Mount Misery angelegt (1832). Sie erhielt den Namen Bethel.

Barbados.

Auf der Insel Barbados machte im Anfange des 19. Jahrhunderts die Ausbreitung des Reiches Gottes nur geringe Fortschritte, und die Gemeinde zu Saron zählte am Schluß des Jahres 1816 blos 118 getaufte Erwachsene. Eine Negerempörung hatte im April desselben Jahres Furcht und Schrecken verbreitet und in dem östlichen Bezirk der Insel große Verheerungen angerichtet. Glaubensvoll flehten die Missionsgeschwister zum Herrn um Trost und Hülfe, als die Flamme der nur eine Viertelstunde von ihrer Wohnung auflodernden Zuckerfelder am Abend des Ostermontags den Himmel schauerlich röthete. Tägliche und nächtliche Streifwachen der Soldaten durchzogen die Insel, welche 3 Monate unter dem Kriegsgesetz blieb. Während dieser Zeit der Unruhe und Angst wurden die Versammlungen natürlich nur sparsam besucht, als aber im Juni den Kommunikanten das Aussetzen des heiligen Abendmahls angezeigt wurde, fügte der Missionar die dringende Ermahnung an sie hinzu, daß keiner von ihnen sich je vom Geiste des Ungehorsams und der Empörung hinreißen lasse; dagegen möchten sie

sich auch unter diesen Umständen als wahre Kinder Gottes und treue Nachfolger Jesu beweisen. Die Brüder hatten auch die Freude, daß kein einziger ihrer Kirchgenossen in die Empörung auf irgend eine Weise verwickelt war. Auch in den folgenden Jahren regte sich unter den Negern von Zeit zu Zeit ein Geist des Emporstrebens nach Unabhängigkeit, der durch die ungleiche Behandlung ihrer Herren und Verwalter, die ihnen theils zu viel, theils zu wenig Freiheit gestatteten, genährt wurde. Ihr Hang zu roher Ungebundenheit wurde noch verstärkt durch den lebhaften Streit, welchen die Weißen selbst gegen einander in der öffentlichen Zeitung führten, wovon die Neger Kenntniß erhielten und woran sie gewissermaßen auch Antheil nahmen. Daß vor den Ausbrüchen solcher gefährlichen Leidenschaften nur ein herzlicher Glaube an das Evangelium schützen könne, lernten bald selbst diejenigen Pflanzer und Verwalter einsehen, welche bisher die Neger vom Besuch der Kirche abgehalten hatten.

Am Schlusse des Jahres 1820 war die Gemeinde auf 249 Personen angewachsen. In den folgenden Jahren veranlaßten manche bedenkliche Anzeichen weiter bevorstehender Unruhen mehrere Pflanzer, die Brüder zu ersuchen, wöchentlich auf ihren Plantagen zu predigen. Ein gewisser Herr Haynes übergab ihnen sogar auf der seinigen ein Haus und Land zur Errichtung einer Station, die 1826 bezogen und Mount Tabor genannt wurde. Besonders die Schule kam hier bald in einen blühenden Zustand, während die Sonntagspredigten anfangs nur sparsam besucht wurden, besonders wegen des Sonntagsmarktes in der Stadt Bridgetown. Dieser wurde im Dezember 1827 durch ein Gesetz abgeschafft und zugleich die Eigenthümer der Sklaven von der Regierung aufgefordert, dieselben im Christenthum unterrichten zu lassen. Da indeß den Negern keine andere Marktgelegenheit gegeben ward, sahen sie sich genöthigt, dennoch des Sonntags an den Straßen und an abgelegenen Orten ihre Erzeugnisse feilzubieten, auch wohl zum Hausiren ihre Zuflucht zu nehmen, wozu dann noch mehr Zeit erforderlich war, als wenn sie ihre Geschäfte auf dem öffentlichen Markte hätten abthun können. Es zeigte sich aber um diese Zeit ein größerer Hunger nach dem Worte Gottes unter den Negern, als dies seit Entstehung der Mission der Fall gewesen war, und so kam es, daß auch die Gemeinde in Saron sich eines schönen Zuwachses erfreute, und Ende 1827, in welchem Jahre der Bischof Hüffel auch Barbados besuchte, im ganzen 581 Glieder zählte, während zur Station Mount Tabor deren 106 gehörten.

1831 wurde die Insel von einem furchtbaren Orkan heimgesucht, der beide Stationen zerstörte. Infolge desselben zeigte sich bei den Negern mehr Heilsverlangen. Im folgenden Jahre, als die beiden Kirchen wieder hergestellt waren, zählte Saron 1035 und Mount Tabor 186 Seelen.

Tobago.

Wir sahen schon, wie hier die auf Bitten des Herrn Hamilton unternommene Mission nach dessen Tode im Jahre 1803 wieder auf-

gegeben wurde. Später trat der Sohn des Genannten in die Fußtapfen seines Vaters und wußte durch wiederholte Bitten die Unitäts-Aeltesten-Konferenz zur Erneuerung der Mission zu bewegen. Im Jahre 1826 wurden die Geschwister Ricksecker aus Pennsylvanien zu diesem Zwecke abgeordnet, und im folgenden Jahre eine Station in der Nähe der Pflanzung Hamiltons im südwestlichen Theile der Insel errichtet. Man nannte sie zum Andenken an den ersten Missionar dieses Feldes: Montgomery. Die Arbeiter wechselten hier in der ersten Zeit ziemlich häufig. 1830 wurde berichtet: „Das Missionswerk geht in großem Segen fort und breitet sich immer mehr aus. Wenn sonst nur 30 bis 40 Neger sich zur Versammlung einfanden, kommen jetzt weit über 100, und immer finden sich neue, die ihre Namen einschreiben lassen. Durch Mittheilungen aus der biblischen Geschichte ist der Versammlungsbesuch sehr gefördert worden. In Indianwalk taufte ich vor kurzem 4 Personen. So fängt auch in dieser Gegend eine Gemeinde für den Heiland aufzublühen an. Mit Taufkandidaten und neuen Leuten sind 548 Seelen in unserer Pflege, 150 Kinder besuchen die Schule. Oft muß ich vor Freuden und Dank weinen, wenn ich sehe, daß sich die Segen so mächtig regen." —

Jamaica.

Die Mission auf Jamaica befand sich zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in einem schmachtenden Zustande. Im Jahre 1804 belief sich die Gesammtzahl der von den Brüdern in den verflossenen 50 Jahren seit dem Anfang der Mission auf der Insel getauften Neger auf nicht mehr als 938 Seelen und die Gemeinden umfaßten damals nur 193 Mitglieder. Erst zehn Jahre später, im Jahre 1814, gewann es mehr und mehr das Ansehen, als ob, nach vieljährigem Arbeiten auf Hoffnung, endlich die erwünschte Erntezeit angebrochen sei, da auf mehreren Pflanzungen eine ganz neue Gnadenregung unter den Negern und ein lebhaftes Verlangen nach dem Evangelium zu spüren war, so daß sie selbst durch Mißhandlungen sich nicht vom Besuche der Versammlungen abhalten ließen. Zu den 3 älteren Missionsposten Carmel, Bogue und Mesopotamia, deren letzter wenigstens, wie es scheint, ziemlich in Verfall gerathen war, kamen auf Betrieb christlichgesinnter Plantagenbesitzer in England 1815 zwei neue hinzu. Die Herren Hall wiesen dem Missionar Light auf der Nordseite der Insel in der Nähe von Montegobai in Irwin seinen Wohnplatz an, um von hier aus auch ihre übrigen Pflanzungen mit dem Evangelium zu bedienen. Nachdem in der Folge ein eignes Missionshaus und eine Kirche daselbst erbaut worden, bekam diese Niederlassung den Namen Irwinhill. Auf der Plantage Williamsfield ward eine Kapelle errichtet, und überhaupt von den Eigenthümern der Missionsarbeit aller Vorschub geleistet, während ihre Beamten dieselbe mehr zu hindern als zu fördern suchten. Bei den Negern und ihren Kindern fand Bruder Light Eingang, und seine unermüdeten Bemühungen, sie in Erbauungsstunden und Schulen mit dem Heil in Christo bekannt zu machen, waren von dem göttlichen Segen begleitet. „Können wir gleich," schreibt er selbst im Jahre

1825[1]), „diejenigen, welche das Wort des Lebens hören und daran gläubig werden, nicht nach Tausenden zählen, so dürfen wir uns doch über die Hunderte freuen, denen diese Wohlthat zu Theil wird, und dabei trösten wir uns des Segens, der andern Knechten des Herrn[2]) beschieden ist. Es sind doch auch unter denen, die zu uns gehören, Leute, die auf festem Grunde stehen und in der Gnade Gottes erwachsen. — Die Gemeinde besteht aus 150 Personen." — Ende 1827 war sie auf 369 gestiegen.

Die zweite der neuen Stationen, New-Eden, wurde auf einem von der Familie Foster geschenkten Grundstück nicht weit von Bogue angelegt 1816. Letzterer Platz wurde verlassen; auf der günstiger gelegenen neuen Station aber zeigte sich bald Zudrang und schon nach zwei Jahren war daselbst eine Gemeinde von 312 Negern gesammelt. Doch kamen noch viele andre zu den Gottesdiensten, und die 1820 erbaute Kirche konnte zuweilen die Versammlungen nicht fassen.

„Wir vernahmen mit Schmerz, daß alle Neger, welche von den Bergen die Zeit her in unsere Kirche gekommen sind, von ihren Vorgesetzten deshalb mit Schlägen sind gezüchtigt worden. Als wir sie fragten, wie es ihnen nun gehen würde, antworteten sie: Morgen früh werden wir alle wegen unsers Besuches bestraft; das wissen wir, aber wir kommen doch und wenn uns der Aufseher auch todtschlagen ließe. Bei dieser Aeußerung wurde mein Herz mit dem innigsten Mitleid erfüllt; ich wußte aber hierbei nichts Besseres zu thun, als die Sache dem Herrn im Gebete zu empfehlen. Einer äußerte sich: Weil die weißen Leute selbst nicht in die Kirche gehen, so wollen sie auch nicht haben, daß die Neger dieselbe besuchen. Hat nicht aber ein jeder für seine eigene Seele zu sorgen? — Ich bin, fuhr er fort, bisher Treiber auf der Plantage gewesen, bin es aber nicht mehr. Als mich nämlich der Aufseher am vorigen Montag fragte, wo ich gestern gewesen sei, und ich darauf antwortete: in der Kirche, erwiderte er: so gib deine Peitsche einem Neger, der nicht in die Kirche geht. Das war mir sehr lieb, und ich dankte dem Aufseher dafür; denn ein Treiber, der rechtschaffen handeln will, ist ein sehr geplagter Mann."

Grade in Jamaica hatte die Mission viel Feindseligkeit zu erdulden. Manche Weiße hatten ihre Lust daran und gingen förmlich darauf aus die Neger zu den von derselben verbotenen Lustbarkeiten zu verführen. Andre suchten sie dadurch von der Brüdergemeinde zurückzuhalten, daß sie dieselben nöthigten, sich von einem anglikanischen Prediger taufen zu lassen. Das veranlaßte viel Zank unter den Negern, welche Kirchenverfassung der andern vorzuziehen sei; einige sprachen für die englische, andre für die der Baptisten, und wieder andere für die der Brüder. Die Missionare der letzteren ermahnten die Ihrigen, sich alles Antheils an solchen Streitigkeiten zu enthalten und nur darauf zu sehen, wie sie durch ihren dem Evangelio würdigen Wandel bewiesen, daß ihnen der Besuch ihrer Kirche zum Segen und zur Besserung gereiche. Nicht selten erklärten in der englischen Kirche Getaufte, sie könnten dort die

---

[1]) Basler Missions-Magazin 1828, II. S. 261.

[2]) Den Methodisten, von denen er anderwärts schreibt: „Die Methodisten besuchen auch unsere Gegenden. Die Regierung ermuntert sie. Unter der Zahl ihrer Zuhörer finden sich außer den Negern auch Offiziere, Kaufleute und Plantagen-Aufseher ein. Wir freuen uns darüber, und bitten Gott, daß Er sie segne. Es ist für uns alle Raum da. Noch sind die Landstraßen und Zäune mit Lahmen, Blinden und Elenden, die verloren gehen, angefüllt."

Predigten nicht verstehen, daher sie sich zu den Brüdern wendeten. Ende 1827 bestand die Gesammtgemeinde von New-Eden aus 1210, Ende 1829 aber nur aus 1141 Personen.

Auch auf Carmel schien ums Jahr 1816 ein neues Leben zu beginnen. In einem Jahre mehrte sich die Gemeinde um 124 Seelen, so daß sie deren 272 zählte. Manche Neger kamen oft 8—10 Stunden weit her, um das Wort Gottes zu hören. Schon längere Zeit aber war dieser Ort als untauglich zu einem Missionsposten befunden worden. Nicht nur kam der Besitz einer Plantage mit dem Missionsberuf öfters in Widerspruch, sondern die Niederlassung daselbst wurde auch durch Versandung des Black River immer morastiger und ungesunder. Dazu wurde es bald klar, daß für die zahlreichen Neger, welche seit der Erweckung in den Mayday-Bergen im Kirchspiel Manchester fast die ganze zu Carmel gehörige Gemeinde ausmachten, dieser Platz zu einem regelmäßigen Kirchenbesuch allzuweit entfernt war[1]). Es wurde daher auf den Verkauf von Carmel und den Ankauf eines zweckmäßigen Platzes in den genannten Bergen angetragen. Beides kam im Jahre 1823 zu Stande. Der neue Platz, drittehalb Stunden im Südosten von dem bisherigen, in gesunder Lage auf den genannten Bergen mit fast europäischem Klima, wurde Fairfield genannt. Die Gemeinde, deren meiste Mitglieder zu den Kaffee-Plantagen jener Gegend gehörten, zählte 1824 mit Einschluß von 425 Taufkandidaten und neuen Leuten, 1047 Neger, von denen die Brüder damals schrieben:

„Was die zur hiesigen Gemeinde gehörigen Neger betrifft, so ist deutlich wahrzunehmen, daß der größte Theil derselben noch sehr unwissend, und in der Erkenntniß ihrer selbst und des Herren Jesu nicht so weit gefördert sind, als manche von den Alten, die schon zur Gemeinde in Carmel gehört hatten. Doch ist es erfreulich, zu sehen, mit welch gespannter Aufmerksamkeit sie den Versammlungen beiwohnen; und wiewohl sie beim Sprechen wenig Ausdrücke zu finden wissen, welche die Gesinnung ihrer Herzen deutlich zu Tage legen: so ist doch ihr Blick und das Gefühl, von welchem man bei solchen Gelegenheiten durchdrungen wird, ein sprechender Beweis, daß sie ein aufrichtiges Verlangen in sich tragen, nicht länger der Welt und ihren schändlichen Lüsten, sondern dem Willen Gottes gemäß zu leben. Der eine Wunsch bleibt uns immer noch übrig, daß doch alle zu uns kommenden Neger den nämlichen Eifer zur Anhörung des Wortes Gottes zeigen möchten, der in Bezug auf das Sprechen bei ihnen zu bemerken ist. Auf letzteres scheinen sie einen besonders hohen Werth zu legen, wahrscheinlich, weil dabei ihre Namen aufgeschrieben werden. Leider begnügen sich viele mit dem hierbei empfangenen Segen, verfallen in eine Art falscher Sicherheit, in den Wahn, als seien sie hierdurch hinlänglich gewaffnet gegen die Angriffe des Feindes der Seele, und begehen in diesem traurigen Zustande, ehe sie sich's versehen, eine oder die andere ihrer heidnischen Sünden. Dies hat die Ausschließung aus der Gemeinde zur Folge, und versetzt sie in die Klasse der neuen Leute zurück. Gewöhnlich legen sie bald Scham und Reue über die Vergehungen an den Tag, versäumen wo möglich kein Sprechen, und halten an mit Bitten und Weinen, um wieder angenommen zu werden. So haben wir in unsern Kirchenbüchern verschiedene Beispiele gefunden von Personen, die mehrmals ausgeschlossen, und auf Hoffnung, daß ihre Reue von Bestand sein werde, wieder angenommen worden waren. Die ernstlichen Ermahnungen des Wortes Gottes: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; und: Wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle, werden daher jedesmal den Neuen, die in unsern Bund eintreten, und solchen, die wieder angenommen werden sollen, dringend ans Herz gelegt." —

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1824, IV. S. 605 ff.

Ende 1827 zählte die Gemeinde daselbst im ganzen 1743 Seelen. Von Fairfield aus suchten sich die Missionare auch der freien braunen Bevölkerung in der s. g. verbrannten Savanna (Grasebene) anzunehmen, die sich in dem erbärmlichsten Zustande von Unwissenheit und Verdorbenheit befand. Das Wort Gottes wurde mit Aufmerksamkeit angehört und sie boten die Hand zur Einrichtung einer Schule.

So waren an die Stelle der drei kränkelnden alten Stationen drei lebensfrische, besser gelegene getreten, denen bald andere folgten. Auf einem Grundstücke des Herrn Scott, eines christlich gesinnten Plantagenbesitzers, wurde 1827 New-Carmel, mehrere Meilen westlich von New-Eden, gegründet, und 3 Jahre später New-Fulneck, zwischen New-Carmel und Mesopotamia, welch letzterer Platz auch noch einmal, aber nur für kurze Zeit besetzt wurde. Außerdem entstanden noch mehrere neue Predigtplätze und Schulhäuser, wie in Malvern (New-Bethlehem) und Beauforts; manche andere Anforderungen wohlgesinnter Pflanzer mußten von der Hand gewiesen werden. So bestand denn am Schluß des Jahres 1831 die Zahl der in der Pflege der Brüder befindlichen Neger aus 5121 Personen, welche auf 6 Plätze von 8 Missionaren und deren Frauen bedient wurden. Die Briefe der Brüder auf Jamaica in dieser Zeit sind voll dankbarer Freude über die schnellen Fortschritte des Reiches Gottes um sie her. „Hier ist eine herrliche Seelenernte", schreiben sie, „die nur auf das Einsammeln wartet. Wie sehr ist es zu beklagen, daß uns durch Mangel an Arbeitern und Mitteln die Hände gebunden sind." Am 30. November hielten sie in diesem Jahre ihre letzte gemeinschaftliche Missions-Konferenz in Fairfield, und stärkten sich durch den Genuß der brüderlichen Liebe zu ihrem heißen, aber doch seligen Tagewerke, von welchem der Herr im Laufe der Zeit schon so manchen ihrer Brüder abgerufen, und zu dem ihnen öfters die durch Krankheit geschwächten Kräfte versagen wollten. Das Weihnachtsfest wurde in Segen begangen, und hoffnungsvoll sahen sie einem neuen Jahre der Gnade entgegen.

Da brach am Nordwestende der Insel eine Negerempörung aus, die das ganze Missionswerk in die größte Gefahr brachte. Schon seit längerer Zeit hatte sich eine große Gährung der Gemüther über Jamaica verbreitet und die Besorgniß erweckt, die Neger möchten Versuche machen, sich selbst zu befreien. Auch kam es bereits im Jahre 1824 zu Widersetzlichkeiten, die das Einschreiten der Landmiliz nöthig machten. Als damals Br. Becker die Neger zu New-Eden bei Gelegenheit eines Aufstandes in den Kirchspielen von St. James und Hannover vor solchem Beginnen ernstlich warnte, fand er bei ihnen offene Herzen und Ohren. Sie erklärten sich laut dahin: „Wir wollen mit den aufrührerischen Negern nichts zu schaffen haben; es sind Leute, die das Wort Gottes nicht hören und nicht hören wollen; wir aber sind mit unserm Zustande zufrieden und verlangen keine unrechtmäßige Aenderung desselben." Und im Diarium von Fairfield heißt es um dieselbe Zeit: „Mit innigem Dank gegen den Heiland müssen wir bezeugen, daß wir in allen unsern Negergemeinden auf dieser Insel auch nicht die geringste Spur von gesetzwidrigem Trachten nach Freiheit gewahr geworden sind, welches sich

bei so manchen Negern hier zu Lande zeigt, und worüber schon mehrere das Leben eingebüßt haben.“ — Die Veranlassung jener gefährlichen Stimmung unter den Negern war hauptsächlich in dem Umstand zu suchen, daß ihnen einerseits die Verhandlungen über die Freilassung der Negersklaven in dem britischen Parlamente, anderseits die entgegengesetzten Ansichten und Beschlüsse der Sklavenbesitzer auf Jamaica zu Ohren kamen. Im August 1831, als von einer großen Anzahl Pflanzer die nachdrücklichsten Beschlüsse zum Widerstande gegen das britische Kabinet gefaßt worden waren, verbreitete sich unter den Negern von Montego-Bai aus das Gerücht, der König habe auf nächste Weihnacht ihnen die Freiheit zugesichert, und infolge von mancherlei Aufwiegelung verbanden sich nun viele Neger eidlich, nach Weihnachten nur noch für Lohn zu arbeiten. Nach Ablauf des Festes wurde dieser Entschluß wirklich vielfach ausgeführt. Auf vielen Pflanzungen weigerten sich die Neger der Arbeit, griffen zu den Waffen und steckten die Gebäude ihrer Herren in Brand. Mehr als 100 derselben wurden ausgeplündert und zerstört. Br. Light und seine Frau, die sich zu Irwinhill in der Mitte der auflodernden Brände befanden, mußten am 2. Januar 1832 nach Montego-Bai in dem Haus eines befreundeten Methodisten-Missionars ihre Zuflucht nehmen und konnten erst nach etlichen Wochen in ihre Wohnung zurückkehren. Die Neger in Irwin hatten aber das Eigenthum ihres Herrn beschützt. Auch in der Bogue und auf einigen Pflanzungen bei New-Eden waren die Neger auf Br. Pfeiffers Ermahnung bald wieder in die kaum verlassene Arbeit gegangen. Zum großen Leidwesen der Brüder hatten sich indeß mehrere Mitglieder der Gemeinden von Irwinhill, New-Eden und Fairfield durch die Aufforderungen und Drohungen der Anführer zur Verweigerung der Arbeit verleiten lassen. Von den Mitgliedern der 3 Gemeinden, New-Carmel, New-Fulneck und Mesopotamia, ließ sich keines in die Empörung ein, obwohl dieselbe in die Nähe dieser Orte vordrang, und alle Weißen die Pflanzungen verlassen hatten, um zum Landsturm zu stoßen, der dem Aufstand ein blutiges Ende machte.

Nun entbrannte aber der Zorn der Weißen gegen die Missionare der Sektirer, wie sie die Baptisten, Methodisten und die Brüder nannten, indem sie ihnen und ihrem christlichen Unterricht die Aufregung der Neger zur Empörung beimaßen. Die Mission der Brüdergemeinde kam jedoch hierbei besser weg, als andere Missionare; es wurde ihr keine Kirche, kein Gebäude vernichtet, nur etliche Missionare verhaftet, aber sofort wieder als unschuldig freigegeben. Zugleich erfuhren sie die Genugthuung, daß viele wohlgesinnte Pflanzer, angesehene Magistratspersonen und selbst der Bischof von Jamaica als Freunde in der Noth sich erwiesen und Zeugniß davon ablegten, wie die Brüder-Missionare jeder Zeit ihren Zuhörern den pünktlichen Gehorsam der Sklaven gegen ihre Herren als christiche Gewissenspflicht einschärften.

Ein damals erlassenes Sendschreiben des genannten Bischofs an Br. Ellis schließt mit den Worten: „Die Missionsarbeiten der Brüder, welche so lange und so erfolgreich das Evangelium in Einfalt und aufrichtiger Gottseligkeit gepredigt haben, sind zu wohl bekannt und zu gerecht gewürdigt von christlichen Parteien aller Art,

als daß sie noch meiner Empfehlung bedürften, und ich bedaure zu hören, daß irgend falsche Vorstellungen von der Verfassung und der Lehre einer Kirche aufgekommen wären, welche die Achtung aller verdient, die den Frieden auf Erden und Gottes Wohlgefallen an den Menschen zu schätzen wissen. Möchte das Evangelium in einem solchen Geiste gepredigt werden, und jeder Erfolg Ihre eifrigen und doch von aller Zudringlichkeit entfernten Arbeiten begleiten! Das ist das heiße Gebet Ihres treuen und aufrichtigen Mitarbeiters Christoph (Bischof von) Jamaica."

Auch der Gouverneur Lord Belmore suchte der gewaltsamen Rache der Pflanzer an den Unschuldigen zu steuern, aber die Erbitterung derselben gegen die Missionare hörte sobald nicht auf und wurde durch die heftigsten Artikel in den Zeitungen genährt, so daß ihr Leben in Gefahr schwebte. Ja die Committee der Kolonial-Versammlung, welche die Ursachen des Aufruhrs zu untersuchen hatte, scheute sich nicht, in ihrem Bericht die Behauptung aufzustellen: „Das Predigen und Lehren der Religions-Sekten der Baptisten, Wesleyaner und Brüdergemeinde hat die Wirkung, daß sie in den Gemüthern der Sklaven den Glauben hervorbringen, daß sie nicht zugleich ihren Geistlichen und zeitlichen Herren dienen können; dadurch veranlassen sie dieselben, dem gesetzmäßigen Ansehen ihrer zeitlichen Herren sich zu widersetzen, in der Verblendung, daß sie sich dem geistlichen Herrn desto angenehmer machen." Um diese und andere falsche Beschuldigungen zu entkräften, reichten die Missionare der Brüdergemeinde im April des Jahres eine mit den achtungswürdigsten Zeugnissen versehene Gegenvorstellung ein, in welcher sie die der Heiligen Schrift gemäßen Grundsätze darlegten, welche sie jeder Zeit als Diener Christi vor Augen gehabt. — Der Gang der Negergemeinden war durch diese traurigen Ereignisse natürlich sehr gestört. In New-Eden und Fairfield blieben fürs erste viele von den Versammlungen zurück, woran zum Theil die Herren oder deren Beamte schuld waren, welche sie davon abhielten, die Arbeit vermehrten und selbst auf den Sonntag ausdehnten. Auch gehörte Zeit dazu, bis die vielfach bewegten und erschütterten Gemüther der armen Neger wieder zu einiger Beruhigung gelangten, und, nachdem sie durch Täuschung irre geführt worden, sich auf den rechten Weg zurückfanden.

„Der Feind hat es anzustellen gewußt", schrieb Br. Zorn, „daß der Glaube, das Wort Gottes habe dieses Unglück über das Land gebracht, auch unter die Neger gekommen ist; und mancher, der nur ein halbes Herz zum Heiland hatte, hat sich zurückgezogen, und hie und da hat sich auch einer zu den Spöttern gesellt. Es scheint wirklich, als wenn es dem Feind recht gelungen wäre, Seelen zu fällen und eine Kälte und Gleichgültigkeit gegen ihr Seelenheil ihnen einzuflößen. Ohne Zweifel ist gegenwärtig eine große Sichtungszeit; wir können aber gläubig hoffen, der Herr unser Heiland werde alles zum Besten seiner Kirche wenden; und daher wollen wir Ihm in diesen trüben Zeiten, wo man von Weißen und Schwarzen verkannt wird, getrost vertrauen. Er wird die Seinen nicht zu Schanden werden lassen und ihnen überall durchhelfen. Die ausgestoßenen Drohungen gegen unser Leben oder unsern fernern Aufenthalt in Jamaica wird unser allmächtiger Helfer in aller Noth schon zu vereiteln wissen, und wenn wir gleich gegenwärtig manches Niederschlagende in Hinsicht unserer Gemeinden durchzumachen haben, so sind wir überzeugt, zur rechten Stunde wird des Herrn Werk schon wieder blühen." —

Erst mit der Freilassung der Neger kehrten ruhigere Zustände auf Jamaica zurück, unter denen die Mission wieder freie Hand erhielt.

6. Die Mission der Baptisten.

Es war ein origineller Mann, der auf Jamaica die erste Baptistengemeinde gründete, George Liele[1]) (oder Lisle), ein Schwarzer aus Virginien, der von seiner dortigen Gemeinde zum Prediger ernannt worden war und dies Amt, um dessentwillen ihm sein Herr die Freiheit schenkte, eine Zeitlang bekleidete, bis er infolge des Unabhängigkeitskrieges als Royalist das Land verließ und in Begleitung eines Herrn, an den er sich vermiethet hatte, nach Jamaica kam. 1783 fing er dort zu Kingston in einem kleinen Hause an zu predigen und bildete mit 4 gleichfalls aus Amerika geflohenen Negern eine Gemeinde, an die sich nach und nach mehr Personen anschlossen, und die auch von dem Parlament der Kolonie anerkannt wurde. 1791 war sie auf 350 Mitglieder angewachsen. Liele selbst erwarb seinen Unterhalt als Farmer und als Lohnfuhrmann. Er besaß einige gute alte Predigt- und Erbauungsbücher, die ihm vermuthlich den Stoff zu seinen Predigten, die er sonntäglich weimal und ebenso oft in der Woche hielt, lieferten. Seine Gemeindeglieder waren meist Sklaven, die nur auf ein Zeugniß ihres Herrn über gute Führung angenommen wurden. Die dazugehörigen freien Schwarzen waren arme Leute, dennoch kauften sie Grund und Boden und bauten eine massive Kirche.

Diese Gemeinde gab sich eine feste Ordnung durch einen Bund,[2]) dessen Bestimmungen in einem Traktat „The Covenant of the Anabaptist Church“ niedergelegt sind. Sie scheinen nicht gewußt zu haben, daß Anabaptist nur als Spottname gebraucht wird. Jene Bestimmungen, denen die Heilige Schrift zu Grunde gelegt ist, beziehen sich mehr auf äußere Formen (wie auch die Oelung der Kranken, Fußwaschung u. s. w. aufgenommen sind), zeigen aber doch im Grunde ein aufrichtiges schriftgemäßes Christenthum. Aus andern Quellen ist freilich ersichtlich, daß manche Sonderbarkeiten und alberne Gebräuche sich in die Gemeinde einschlichen. Diese Gemeindeordnung wurde alle Monat bei der Feier des heiligen Abendmahls vorgelesen. Als die Kirche 1793 vollendet wurde, waren schon 500 Personen getauft. Es bildete sich eine Filialgemeinde in Spanish Town. Dieses Wachsthum aber erweckte bei den Weißen, die bisher die Bewegung nicht mißliebig angesehen zu haben scheinen, Mißtrauen. Infolge einer seiner Predigten wurde Liele als Aufrührer ins Gefängniß gelegt, hernach jedoch freigesprochen. Später war er längere Zeit in Haft wegen der Schulden, die noch auf der Kirche ruhten. Alles dies machte ihn aber nicht irre. Er fuhr fort in seiner Weise das Evangelium zu verkündigen. — Sein Nachfolger wurde 1828 ein gewisser Killick, der sich lange Zeit einer ausgedehnten Achtung auf der Insel zu erfreuen hatte.[3]) Als er die

[1]) Underhill, the West Indies, pag. 195 ff.

[2]) Vergl. oben II. S. 59.

[3]) Madden sagt von ihm: Ein frommer, wohlgesitteter ehrbarer Mann, der im Punkte der Intelligenz und Anwendung von Schriftkenntniß auf die gewöhnlichen Pflichten seines Berufes und die Geschäfte des Lebens mit vielen, die durch ihre

Gemeinde übernahm, war sie sehr in Verfall gerathen und hatte nur noch 39 Mitglieder, hob sich aber unter seiner Leitung so, daß sie in ihrer Blüte deren 3700 zählte. Sie hat sich bis auf die Gegenwart erhalten. Die von ihr ausgegangene Gemeinde in Spanish Town scheint bald ihr Ende gefunden zu haben; dagegen entstanden andre Zweiggemeinden zu Morant Bay und zu Bethany in der Parochie von St. James.[1]) Neben diesen ordentlichen Gemeinden gab es viele Häuflein Schwarzer, die vor dem Eintritt der Baptistenmission von Männern, die sich Native oder Independent Baptists nannten, gesammelt waren. Diese verbanden oft den größten Fanatismus mit einigen Stücken von Schriftwahrheit und lebten von dem Aberglauben ihrer Volksgenossen. Manche dieser Häuflein gingen später zu andern kirchlichen Gemeinschaften über.

Die im Jahre 1792 gestiftete englische Baptisten-Missionsgesellschaft hatte schon zu Anfang des Jahrhunderts allerlei Schritte zu einer Mission auf Jamaica gethan, doch erst 1813 konnte ihr erster Arbeiter Rev. Rowe dort hingehn. Er ließ sich auf einer Plantage in St. James nieder unter einer Anzahl baptistischer Sklaven, die ihr Herr schon durch einen freien Schwarzen Namens Moses Baker hatte weiter unterrichten lassen. Durch seine Arbeiten wurde der Grund zu den Gemeinden dort im Nordwesten der Insel (St. James und Trelawny) gelegt. In Bezug auf das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren wurde übrigens die größte Vorsicht geübt und jenen ihre Verpflichtungen gegen diese nach der Schrift eingeschärft. Ebenso verfuhren die folgenden Missionare.

Der Nachfolger des bald verstorbenen Rowe war Mr. Compere, der zu Kingston doch auch nur kurze Zeit arbeitete, und 1817 von Mr. Coultart abgelöst wurde, der in reichem Segen wirkte und die Gemeinde in 5 Jahren auf 1000 Mitglieder brachte. Er gründete in derselben Stadt 1822 noch eine zweite Gemeinde. Bei der Aufnahme derer, die die Taufe begehrten, war er sehr vorsichtig; aber er sagt selbst: Es wäre zu viel, wenn wir behaupteten, daß uns keiner geteäuscht hätte; doch fanden sich viele, die sich durch christlichen Sinn und Wandel auszeichneten.

„Unsere monatlichen Betstunden," schrieb Coultart „sind sehr fleißig besucht, obgleich wir, um die polizeiliche Vorschrift zu beobachten, vor Sonnen-Untergang uns versammeln, was den Negern bei ihrer Arbeit sehr schwer fällt. O ich bin gewiß, daß bisweilen die Gebete, welche diese Söhne Afrika's vor den Thron der Gnade bringen, Ihre Herzen tief rühren würden, wenn Sie dieselben hörten. So betete in der letzten Versammlung einer unserer Neger mit großer Inbrunst: „„Herr, rette uns arme schwarze Sünder! Zerbrich alles Teufelswerk, das in meinem Herzen ist, und rette die armen Afrikaner, und auch mich armen Guinea-Neger, und bring

---

soziale Stellung und höhere Ausbildung in einer ungleich günstigern Lage sich befinden, wohl einen Vergleich aushalten möchte." Es ist dies eines von den hervorragenden Beispielen der Bildungsfähigkeit des Negers, um so mehr, da Killick, der schon 1801 in jene Gemeinde aufgenommen wurde, keine Schulbildung erhalten zu haben scheint.

[1]) Jamaica ist durch Einführung der anglikanischen Staatskirche in 21 Parochien getheilt, die auch als politische Eintheilung festgehalten worden sind.

uns bald an den Ort, wo keine Thräne mehr fließt."" – „„Ach, Massa,"" sagte eine getaufte Negerin, „„meine Zunge so schuldig, alles schlechte Wort; mich nicht geschickt, mit demselben Mund Gutes zu sprech. Mich nie Gutes denk, bis mich den Massa lesen hör: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen. Mich nicht weiß, was das heißt, von neuem geboren werden. Mich so voll Kummer, daß kein Schlaf in mein Aug viele Nacht. Mich wieder komm und lesen hör das Wort Gottes. Nun mich in der Angst nach dem Bruder schick mit dem Buch. Er kommt und mir alles liest; mir nun Jesus sagt, Er sei gekommen, große Sünder zu retten; mir alles gelt, mir alles vergeb. Mich nun viel wein für Seine Gnade, und jetzt mich ewig Ihm leben will."" — Ein sterbender Neger lag mit auf der Brust gefalteten Händen und geschlossenen Augen auf einer Matte am Boden. Als der Missionar kam, blickte er ihn an, streckte die Hände aus und sagte: „„Ach, Massa, Sie kennen den Adam! Da liegt er jetzt. Wie oft habe ich Ihre Stimme betend und Gott lobpreisend gehört! Nur noch einmal, Massa, lassen Sie mich Ihre Stimme hören. O singen Sie mir nur noch einmal das Lob meines Jesus vor, und dann will ich, während Sie singen, mich zu meinem Heiland hinwegstehlen!"" Aehnlich sagte ein anderer beim Weggehen des Missionars: „„Adieu, Massa, Morgen früh, ehe die Sonne aufgeht, will ich bei meinem Jesus sein; ich will singend von diesem Jammerthal scheiden."" — „Auftritte dieser Art zu sehen," schreibt Coultart, „ist mehr werth, als alles, was die Welt nennen kann. Sie kommen zwar nicht oft vor; aber auch nur einige derselben sind ein mehr als reichlicher Ersatz für jede Last, die wir im Missionsberufe zu tragen haben." —

Im Jahre 1822 ward Missionar Tinson dem Missionar Coultart zu Hülfe gesandt; Missionar Tripp, der schon etliche Jahre in Kingston gewohnt, ließ sich zu Crooked Spring nieder. Im Jan. 1823 kam der für die heilsbegierigen Neger in Manchioneal bestimmte Thomas Knibb auf Jamaica an, mußte aber wegen Coultarts und Tinsons Kränklichkeit in Kingston bleiben, während die Committee für Manchioneal einen vierten Missionar auszusenden beschloß. Die Gemeinden nahmen fortwährend zu, obwohl noch immer große Sterblichkeit unter den Negern herrschte, und Thomas Knibb schrieb bereits im Mai 1823: „Es sind mehrere Stationen auf Jamaica, welche ernstlich nach Hülfe verlangen. Tausende dieser armen Neger sterben jedes Jahr hinweg und haben keinen Christen um sich, der sie hinweist zu dem Lamme Gottes, das der Welt Sünden hinwegnimmt. Ein paar tausend Pfund mehr wären hier ein höchst gesegnetes Mittel, Tausende vom Verderben zu erretten." —

Die ersehnte Hülfe wurde in hohem Maße geleistet durch die beiden Männer, deren Namen in der Geschichte Jamaica's von besonders hoher Bedeutung geworden sind: Burchell und Knibb.

Thomas Burchell, geb. am letzten Weihnachtstage des vorigen Jahrhunderts, in dem Städtchen Tetbury nicht weit von Bristol, erhielt von seinen Eltern, frommen Baptisten des Mittelstandes, namentlich von seiner Mutter Hannah von früh auf eine ernste christliche Erziehung. Als Knabe war er beherzt und bei kecken Spielen und Leibesübungen immer voran. Erlangte er auch nicht eine höhere Ausbildung, so lernte der doch etwas Tüchtiges in der Schule und später bei einem Baptistenprediger, von dem aus er zu einem Tuchmacher in die Lehre kam. Hier erwarb er sich bald die Liebe seines Meisters und übte durch sein christliches Benehmen einen guten Einfluß auf seine Mitarbeiter in der Fabrik aus. In der Morgenstille pflegte er mit der Bibel in einen Wald zu gehen, wo es ihm gelang, einen Wildhüter, den er traf, und

der ihn das erstemal als Wilddieb hatte erschießen wollen, zu bekehren.[1]) Die zweite Seele, die er, wie sein Biograph sagt, „zur Besinnung brachte", war eine Tochter seines Lehrherrn, die er, nachdem sie einmal heftig gegen ihre Mutter gewesen war, mit seiner jüngsten grade zum Besuch anwesenden Schwester in eine Laube nahm und nach milder Ermahnung auf den Knien für sie betete. Als sie sich noch weigerte, ihrer Mutter abzubitten, verwies er sie auf das Wort von den Halsstarrigen (Spr. 28, 14), durch welches das Mädchen, wie es später gestand, zur Bekehrung gekommen ist.

Im Jahre 1817 ward Burchell öffentlich getauft, nicht ohne tiefe Einwirkung auf sein Gemüth. Bald darauf (wie es scheint) redete er einer Schmugglerbande, in deren Gewalt er auf einer Reise gerathen, so ernstlich ins Gewissen, daß sie nicht nur von ihrem Vorsatz ihn zu ermorden abstanden (sie hielten ihn zuerst für einen Spion des Zollamtes), sondern auch, wie er später erfuhr, sich alle bekehrten.

Auch einen Mann, der ihn betrogen hatte und den er später als ertappten Pferdedieb im Kerker fand, brachte er zur Besinnung. Viele ähnliche Züge aus seinem Leben sind uns verloren gegangen, weil er die Papiere, in denen sie aufgezeichnet waren, in Jamaica vernichtete.

Nach diesen Leistungen konnte es nicht ausbleiben, daß er zu einem Prediger seiner Denomination berufen wurde. 1818 predigte er zum erstenmal. Er fühlte jedoch noch einen weitergehenden Beruf, nämlich den Heiden zu predigen, und ward von der Committee der Baptisten-Missionsgesellschaft angenommen, um sich unter Dr. Ryland, Prof. Crisp und James weiter vorzubereiten. Darüber vergingen 4 Jahre. Bei seiner Ordination 1823 wurde u. a. gebetet, der Herr möge diesen seinen Knecht nicht vom Felde abtreten lassen, ehe durch ihn wenigstens 10000 Heiden gewonnen und gerettet worden seien. Damals war Missionar Tripp krank aus Jamaica zurückgekehrt und Burchell wurde für seine Station Crooked Spring[2]) bestimmt. Vorher aber mußte er eine Lebensgefährtin nehmen; Jungfrau Lusty aus Kingstanley ward seine Gattin.

Am 15. Januar 1824 landeten beide nach gefahrvoller Fahrt in der Montego-Bay. Bei seinem Eintritt in des Arbeitsfeld fand er die Thüren zum Theil verschlossen. Auf der Station, für die er bestimmt war, wurde er gar nicht zugelassen. Die Besitzer der betreffenden Plantage gestatteten ihm nur auf einer ihrer andern, Flamstead, dann und wann die Neger von außen zu besuchen, aber nicht einmal jeden Sonntag vor ihnen zu predigen. Zur Predigt fanden sich kaum 300 ein, und ihr geistlicher Zustand blieb weit hinter der Erwartung zurück. Auch in Montego, einer reizend gelegenen Stadt von 6000 Einwohnern, wo sich Burchell nun niederließ, erlangte er nur mit Mühe Gelegenheit

[1]) Ich erzähle kurz nach der in seinem Sinne geschriebenen Biographie, die die erste Ausgabe ausführlicher enthält.

[2]) Wahrscheinlich in St. James. Die Lage derselben finde ich nicht genauer angegeben.

zum Predigen. Den westlich gelegenen Ort Lucea faßte er gleichfalls als Arbeitsfeld ins Auge.

Anfangs fanden seine Predigten nicht viel Anklang. Sie widersprachen zu sehr den herrschenden Sitten und Vorurtheilen aller Volksklassen. Aber es wurde bald anders. Mit jeder Woche mehrte sich die Zahl der Hörer. Viele fragten: Was muß ich thun, daß ich selig werde? und bald folgten auffallende Bekehrungen.

Bald ward ein größerer Raum für die Gottesdienste nöthig, und fand sich in einem ehemaligen Gerichtsgebäude, das nachher als Theater gebraucht worden war. Hier konnte Burchell vor großen Schaaren predigen. In der Nacht, ehe er es das erstemal that, hielten die Neger eine Gebetsstunde in der neuen Kirche ohne sein Wissen; denn er hatte sie nur aufgestellt, um dort befindliche Vorräthe zu bewachen. Ueber 100 Personen standen jetzt im regelmäßigen Unterricht. Viele begehrten die Taufe, und am Sonntag waren schon um 6 Uhr Morgens 200 Neger, zum Theil 4—5 Wegstunden weit hergekommen, zum Morgengebet versammelt. Im Juni seines ersten Arbeitsjahres durfte er 33 Heiden taufen, was er nach der Weise der Baptisten in einem Flusse that, und zwar Morgens um 4 Uhr, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Denn die Feindschaft der Pflanzer, welche die Befreiung der Neger fürchteten, worüber eben damals in England viel verhandelt wurde, und die Eifersucht der anglikanischen Kirche waren schon weit gediehen. Burchell ward wirklich wegen jener Taufe zur Rechenschaft gezogen, und gar zu gern hätte man etwas Ungesetzliches gegen ihn herausgefunden. Er wußte sich aber zu vertheidigen, und als man ihm verbieten wollte, Neger ohne Erlaubniß der Sklavenbesitzer zu taufen, erklärte er dies Verbot für gesetzwidrig, und die Gerichte konnten nichts gegen ihn ausrichten. Um so mehr fielen die Zeitungen über den Missionar und alle seine Brüder her, und gingen sogar so weit, seine gefüllte Kirche damit zu erklären, daß er den Lastern der Neger schmeichle und sie zum Aufruhr anreize. Infolge dieser Angriffe nahm die Zahl seiner Zuhörer wieder ab, und Burchell stand damals in einer um so schwerern Lage, da zugleich die Gesundheit seiner Frau immer sichtlicher hinsank. „Der Herr weiß", schrieb er damals, „was gut für uns ist; aber es ist manchmal, wenn alles sich gegen einen wendet, sehr schwer, zu fühlen und nicht blos zu sagen: dein Wille geschehe!" —

Dagegen hatte er die Freude, daß inzwischen in Flamstead eine bedeutende Vermehrung der Zuhörerzahl eingetreten war, deren viele die Taufe begehrten. Um für die Entscheidung, wer dazu reif sei oder nicht, einen sichern Anhalt zu gewinnen, machte er zugleich auch in der Absicht, die Meinung des obersten Rechtsgelehrten der Insel über das ihm auferlegte Taufverbot zu hören, eine Reise nach Kingston, wo er mit Missionar Coultart und Tinson, so wie Missionar Philipp von Spanish Town und Philipps von Anotta Bai sich besprach und die Abhaltung einer alljährlichen Konferenz von ihnen beschlossen wurde. Nach seiner Rückkehr war er unter den etwas gebildeteren braunen Leuten in Montego auch durch Vorlesungen über das Christenthum thätig; in seinem häuslichen Leben aber brach durch die lange

Krankheit seiner Gattin nach der Geburt seines einzigen Sohnes eine dunkle Zeit der Sorge herein, und in Beziehung auf sein Amtsleben mußte er Neujahr 1825 schreiben: „Ich trete in ein neues Jahr und weiß kaum, welche Schritte ich thun, in welcher Richtung ich steuern soll; je weiter ich hinausblicke, desto trüber sieht es aus." — Die Besonderheit der Baptisten war vielen kaum erträglich, und selbst Missionare anderer Gemeinschaften glaubten und verbreiteten alte Gerüchte gegen sie, die auch unter die Neger drangen. Die Hauptgegner derselben aber waren und blieben manche Pflanzer, die ihre Feindseligkeit auf jede Weise ausübten. Sie sorgten dafür, daß die Neger, welche Burchells Predigten besuchten, roher Verfolgung ausgesetzt wurden. Gewöhnlich ließen sie auch zu derselben Zeit, da der Baptist predigte, einen Geistlichen der Kirche oder einen rohen Sklavenaufseher Gottesdienst halten, oder sie schickten die Stadtsklaven aufs Land zur Arbeit, was dann, weil sie an die Feldgeschäfte nicht gewöhnt waren, meist die Folge hatte, daß sie gepeitscht wurden. Manchen wurden auch kurzweg 39 Streiche mit der Peitsche gedroht, wenn sie die Kapelle nicht aufgeben würden; oder sie wurden ins Arbeitshaus gesendet, das man noch mehr fürchtete, als die Geißel. Endlich wurde gegen das Besuchen der Predigt in Flamstead ein Mittel angewandt, das seinen Zweck, die Kirche zu leeren, nicht verfehlen konnte. Man fing die Sklaven, die von andern Pflanzungen kamen, als Entlaufene auf, behielt sie über den Sonntag im Kerker und schickte sie darnach ihrem Eigenthümer zu, der dann das Recht hatte, sie noch zu strafen. Und dabei blieb man immer nur auf gesetzlichem Wege. —

Um diese Zeit fing endlich Burchells Arbeit und Mühe an, sichtbare Frucht zu tragen. Der alte Moses Baker in Flamstead starb, und es gelang Burchell, aus dem verworrenen Haufen der christlichen Schwarzen dort eine wirklich geordnete Gemeinde zu machen. Von Falmouth und Lucea ging man ihn dringend um Hülfe an, aber obwohl er nach Europa schrieb: „Ich wollte gern in einem Schuppen wohnen, und blos von Yams und Brod leben, wenn ich dadurch mir einen Mitarbeiter verschaffen könnte," bekam er doch keinen und mußte allein mit Aufbietung aller Kräfte aushalten.

Die Sache des Herrn aber nahm fortwährend zu; Burchells Predigten drangen in die Herzen; Neger und Weiße wurden davon ergriffen. Das Gedränge der Hörer war so groß, daß an einem Sonntage die Balken des Saales, worin er das Wort verkündigte, erkrachten, und nur das schnelle Weggehen vieler das Zerbrechen des Fußbodens verhinderte. Mehr als 1000 regelmäßige Zuhörer fanden sich ein, und 130 Heiden konnte er auf einmal taufen. Daß er dabei nicht oberflächlich verfuhr, erhellt aus seinen eigenen Worten: „Wenn sich welche bei mir melden, so sende ich sie zuerst zu vieren oder fünfen zu solchen Gemeindegliedern, in die ich Vertrauen setzen darf, um mit ihnen zu sprechen. Nach dieser Vorprüfung spreche ich selbst mit ihnen, und sammle noch die Zeugnisse der mit ihnen an demselben Orte lebenden Christen, und gebe mir alle Mühe, ihre etwaigen falschen Vorstellungen gründlich zu berichtigen." Die Bekehrten waren ihm äußerst zugethan, was sich

besonders bei einer Krankheit zeigte, die er sich durch Erkältungen auf seinen Predigtreisen zugezogen. An Dutzenden von Orten traten die Schwarzen freiwillig zu Gebetsvereinen zusammen; Tausende flehten um sein Leben, und wurden erhört. Burchell genas, bestieg aber zu früh die Kanzel wieder und erkrankte aufs neue, so daß die Aerzte ihm erklärten er müsse fort von Jamaica. Dazu konnte er sich nicht entschließen und ging nur etliche Wochen an Bord eines Schiffes, um sich die kräftige Seeluft anwehen zu lassen. Von allen Seiten kamen die Neger und flehten ihn selbst auf den Knien an, zu ihnen zu kommen mit der Predigt des Evangeliums. Ein freier Neger wollte sein Haus, welches 3—400 Pfund werth war und das er sich im Schweiße seines Angesichts erworben hatte, verkaufen, um die Mission zu unterstützen. Burchell konnte sich der Arbeit nicht entschlagen, und mit der Arbeit kam wieder das Fieber. Nun mußte er fort, wenn er nicht des Todes sein wollte, und mit schwerem Herzen nahm er Abschied von seinen jungen Gemeinden. Doch konnte er den Trost haben, daß unter ihnen das Evangelium nicht sobald aussterben werde. Sam, ein bekehrter Neger, der wegen seines Kirchengehens unter die Feldneger gesteckt worden war, aber nun unter diesen eifrig das Evangelium verkündigte, sagte: „Massa Prediger muß fort; Massa Christus muß nicht fort. Arme Neger alle schwach, Massa Christus alle stark."

In England kam Burchell so gestärkt an, daß er kräftig für die Mission wirken konnte. Es waren bisher wenig oder keine Berichte von ihm in das Publikum gedrungen, da von Seiten der Pflanzer die übelsten Gerüchte über ihn in der Heimat ausgesprengt waren. So hatte sich die Missions-Committee nicht getraut von ihm etwas zu veröffentlichen. Sein persönliches Auftreten widerlegte die Verleumdungen und erweckte überall Theilnahme für Jamaica.

Im Januar 1827 kehrte er dahin zurück und wurde von seinen Negern mit herzlicher Liebe und viel Freudenthränen empfangen. Ueber sein Werk aber zogen bald düstere Wolken herauf. Die gesetzgebende Versammlung der Insel hatte im Dezember ein Gesetz erlassen, nach welchem Sklaven, die als Prediger oder Lehrer auftraten, ohne von ihren Besitzern oder den Behörden dazu ermächtigt zu sein, Peitschenhiebe oder Arbeitshausstrafe zu erwarten hatten, und daß zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang kein Bethaus und keine Kirche geöffnet werden dürfe; auch dürfe kein Sklave an Religionslehrer etwas bezahlen. Dies Gesetz sollte vom 1. Mai an gelten, ohne die Genehmigung der englischen Regierung abzuwarten. Damit war Burchells Hoffnung, die Hälfte der für eine neue Kirche erforderlichen Summe in Jamaica selbst aufzubringen, vernichtet, da ja kein Neger nun dazu beisteuern durfte. Im Ausblick auf die drohenden Stürme tröstete er sich inzwischen mit dem Segen der Gegenwart, indem er bald nach seiner Rückkehr 75 Neger taufen durfte. Ebenso war es für ihn eine Freude, daß von den 600 Gliedern der Gemeinde während seiner neunmonatlichen Abwesenheit nur ein einziges wegen unordentlichen Wandels ausgeschlossen werden durfte, und auch dieses in aufrichtiger Buße

stand,[1]) sowie daß er endlich in der etwa 9 Stunden entfernten Hafenstadt Falmouth, dem Hauptort der von 26,000 Sklaven bewohnten Parochie Trelawney, eine Station gründen durfte. Für die erweiterte Arbeit hatte er jetzt übrigens einen Gehülfen Namens Mann zur Seite, was um so nöthiger war, da er nach seiner Rückkehr erst recht fühlte, wie seine Gesundheit untergraben war. Die Verfolgung der Bekehrten gingen inzwischen auf manchen Stationen immer fort.

Zwei Negern wurden ihre armen Hütten niedergerissen, sie selbst erst in den Stock geschlagen und dann mit Ketten belastet in das Arbeitshaus gesendet, weil sie — zum Gott des Himmels gebetet hatten. Einer davon zeigte sich indeß so unverbesserlich, daß seine Verfolger an ihm verzweifelten. Weil er im Kerker sonst nichts zu thun hatte, brachte er seine ganze Zeit mit Singen und Beten zu. Der Kerkermeister ging mehrmals zu ihm und peitschte ihn dafür. Aber je mehr man ihn quälte, desto ernstlicher wurde er im Gebet, bis der Kerkermeister ihn deshalb wieder vor Gericht führte. Aber der arme Mann erklärte rund heraus, daß er um jeden Preis sein Leben fortsetzen werde. „Laßt ihr mich gehen", sagte er, „so will ich beten; haltet ihr mich im Gefängniß, so will ich beten; laßt ihr mich peitschen, so will ich beten. Beten muß ich und beten will ich." Der Kerkermeister wollte zuletzt, um diesen „Betkerl" los zu werden, lieber einen Theil seiner Gebühren daran geben, und die Richter erließen einen Theil der Strafe und jagten ihn fort, daß er anderswo bete.

Burchell selbst aber mußte jetzt schon jede Stunde den Gerichtsdiener erwarten; denn er hatte gegen das obenangeführte, allerdings noch der königlichen Genehmigung ermangelnde Gesetz Sammlungen für den Bau der neuen Kirche veranstaltet, und dies nicht verhehlt. Seine Feinde, dadurch aufgebracht, ertheilten den erbittertsten aus ihrer Mitte den Auftrag, klagend gegen ihn aufzutreten und jeden Neger festnehmen zu lassen, der gegen einen andern auch nur ein Wort von Christo äußere. Burchell mußte endlich vor dem Ausschuß erscheinen, vertheidigte sich aber so standhaft und unerschrocken, daß sie ihn nicht anzutasten wagten, sondern nur mit der Warnung entließen, sich hinfort genau an das neue Gesetz zu halten, weil man sonst ohne Nachsicht gegen ihn einschreiten würde.

Die englische Regierung verwarf jedoch das ungerechte Gesetz, wodurch die Erbitterung der Pflanzer nur noch gesteigert wurde. Es wurde von dieser Seite ein Bericht voll der offenbarsten Verleumdungen gegen die Baptistenmissionare aufgesetzt, worin ihnen Gelderpressung von den Negern, Anstiftung von Aufruhr durch die Verkündigung gleicher Menschenrechte, Veranlassung von Elend und Verarmung u. s. w. vorgeworfen wurde. Die Unwahrheit derselben lag jedoch so auf der Hand, daß man sich schämte ihn drucken zu lassen. Auch ließ man vor der Hand die gerichtliche Anklage gegen die Missionare, die im Werke war, wieder fallen.

Die Gemeinde war inzwischen beständig gewachsen. 1827 waren 143 Personen getauft, im folgenden Jahre 100. Auch die Gemeinde zu Kingston unter Missionar Coultart machte erfreuliche Fortschritte. An einem Osterfeste wurden auch dort 70 auf einmal getauft, und

---

[1]) Basler Missions-Magazin 1828, II. S. 247 ff.

2000 Zuhörer drängten sich in die Kirche. Außerdem aber waren bereits eine Anzahl andrer Stationen entstanden, die wie ein Kranz die vor wenigen Jahren noch geistlich so dürre Insel umgaben. Die sämmtlichen Baptistenmissionare versammelten sich zu Burchells großer Freude im April 1829 in Montego. Bald darauf konnte er zu Savanna la mar auf der Südküste in der Parochie Westermoreland eine neue Gemeinde gründen. Ein paar andere Stationen, die bisher den General-Baptist gehört hatten, St. Anns Bay und Ocho Rios, übernahm er nach dem Tode des Missionars auf eigene Kosten, und legte ebenso für die in Beschlag genommenen Gebäude zu Crooked Spring die Station Salters Hill an. Für die letztere traf alsbald ein neuer Missionar, Cantlow, ein und wurde von 600 Gemeindegliedern und 1200, die Unterricht begehrten, mit Jubel begrüßt.

Diese Hülfe that noth; denn im Februar 1830 starb auch der unermüdliche, rüstige Mitarbeiter J. Mann in Falmouth, der Burchells treueste Stütze gewesen war. Burchell war an das Sterbelager dieses trefflichen Streiters geeilt, der starb wie er gelebt hatte, ganz in dem Herrn und Seinem Werke. Nun sollte dessen Stelle ersetzt werden, und aller Augen richteten sich auf William Knibb, der neben Burchell der berühmteste Name in dieser Mission geworden ist. Es war ein feierlicher Anblick, als die Gemeinde, der man die Wahl überließ, von Burchell ermahnt worden war, nur Gott wohlgefällige Gründe ihrer Wahl gelten zu lassen, und nun dieselbe wie ein Mann sich erhob, beide Hände für Knibb ausstreckend und in Thränen ausbrechend. Burchell weinte mit, und Knibb konnte dem Rufe nicht widerstehen. — Jetzt hatte Burchell wieder freie Hand, und die erste Wirkung davon war die Errichtung einer Predigtstelle zu Gurneys Mount (früher Shepherds Hall), 7 Stunden von der Stadt in den Bergen gelegen. Von seiner Thätigkeit und Seelenstimmung heißt es in einem seiner Briefe aus jener Zeit:

„Kaum bin ich jetzt 24 Stunden zu Hause. In den letzten 10 Monaten reiste ich wohl über 1200 Stunden Wegs, in mancher Woche nicht unter 40 Stunden. Müden Leibes, geängsteten Geistes, selten im Familienkreise, selten bei meiner Gemeinde, und unabläßig der Verfolgung in irgend einer Gestalt preisgegeben! — das ist eine Last, stärker als ich tragen kann. Das letzte Postschiff brachte mir einen Ruf an eine Baptistengemeinde in Nordamerika. Müßte ich nicht den Schein vermeiden, als flöhe ich in der Zeit der Gefahr, und bebte zurück, wenn die Anfechtung kommt, so weiß ich nicht, ob ich nicht dem Rufe folgte. Umsonst fragt man mich: Warum thust du so viel? Es verlangt es ja niemand. — Hier sind Seelen, die nach dem Lebensbrod hungern. Ich darf mich nicht beschränken." — Wie sehr er arbeitete, bezeichnet die Mittheilung eines ihn näher kennenden Herrn, der in England zufällig erzählte: „Dieser Burchell hält 6 Pferde, weil er fast immer auf dem Wege ist; und nie habe ich so durch Anstrengung abgemagerte Thiere gesehen. Ich begreife nicht, wie der Reiter es aushält." —

Und die Arbeit wäre noch nicht das Aufreibendste für ihn gewesen. Aber die Feinde thaten alles, ihm das Leben zu verbittern. Von den ärgsten Angriffen in den Zeitungen bis zu den kleinlichsten Quälereien ließen sie nichts unversucht. Jetzt sollte sogar nach Abends 6 Uhr (statt wie vorher 8 Uhr) jede religiöse Versammlung den Negern verboten werden. Damit war in der That eigentlich jeder Unterricht für sie ab-

geschnitten. In Montego-Bai selbst legte man eine hohe Steuer auf die Kapelle, und da diese, als widerrechtlich gefordert, verweigert ward, nahm man die Lampen daraus mit Gewalt weg. Da aber nicht nur Taufe auf Taufe folgte, und auf der ganzen Insel im Laufe des Jahres 1830 wieder über 2000 Seelen der Gemeinde hinzugethan wurden, sondern auch sonst viel Erfreuliches für die Förderung der Sache Gottes vorging, so ertrug Burchell alle Unannehmlichkeiten mit leichterem Muthe. Seine Gesundheit aber war durch Arbeiten und Sorgen so geschwächt, daß nur eine schnelle Rückkehr nach England ihn dem gewissen Tode entreißen konnte. Im Juli 1831 landete er an dem heimischen Gestade.

In England wollte sich Burchell, dessen Kräfte von übermäßiger Anstrengung sehr erschöpft waren, zunächst erholen, dann aber auch persönlich thätig sein, eine größere Anzahl von Arbeitern für seine Mission zu bekommen. Dies erschien freilich nicht leicht, da von Jamaica aus die gottlosesten Lügen und Lästerungen über ihn verbreitet worden waren, infolge deren Argwohn und Vorurtheil ihm jetzt überall entgegentrat. In allem, was er gethan, wollte man etwas Bedenkliches finden, und schon das rasche Anwachsen der Gemeinden, sowie deren geistliche Ueberwachung wurde ungünstig beurtheilt. Er sah sich daher zu einer öffentlichen Rechtfertigung genöthigt, aus der wir für die nähere Einsicht in das Wesen der Baptisten-Mission Folgendes entnehmen:

„Zur Gemeinde der Montego-Bai gehörten, als ich Jamaica verließ, 1600 Seelen; daneben zählt sie etwa 3000 solche, die regelmäßig das Wort hören. Viele davon wohnen in der Stadt, aber weit mehrere auf dem Lande bis auf 9 Stunden Entfernung. In der Stadt halte ich jeden andern Sonntag Gottesdienste; dann aber bin ich von 6 Uhr Morgens bis an den späten Abend mit den Negern beschäftigt. In der Woche versammle ich noch einmal die Gemeinde um mich, zu Gebet oder Unterredung, und einmal zu förmlichem Gottesdienste. Zwei weitere Abende sind der Besprechung mit denen gewidmet, die noch nicht in der Gemeinde selbst sind, und jeden Tag bin ich etliche Stunden mit einzelnen Gemeindegliedern, Taufbewerbern, Zuhörern, oder mit Aeltesten und Diakonen beschäftigt. Endlich besuche ich die Gemeindeglieder, Gesunde und Kranke, in ihren Wohnungen. An dem freien Sonntag predige und arbeite ich zu Gurney Mount oder Shortwood oder sonst einem (Predigt-) Platze. Oft reite ich noch ins Land hinein, 8—10 Stunden weit, ja zuweilen 12—15 Stunden, um da oder dort zu predigen. Wenn ich versichere, daß ich 13 Wochen lang jede Woche im Durchschnitt 45 Wegstunden, und in 10 Monaten 1370 Wegstunden zurückgelegt habe, so wird, wenn man das Klima und die mangelhaften Reisemittel in Anschlag bringt, meine Mühe und Anstrengung nicht unbedeutend erscheinen. — Um nun bei der großen Zahl und Zerstreuung der Gemeinde die Uebersicht nicht zu verlieren und eine Pflege der Einzelnen möglich zu machen, theilte ich sie in Klassen und setzte jeder ein erprobtes Gemeindeglied als Führer vor. Die Gemeindeglieder erhalten Scheine, die jedes Vierteljahr erneuert werden, so lange sie des Evangeliums würdiglich wandeln. Diese Scheine müssen an den Abendmahls-Sonntagen in der Kirche vorgewiesen werden. Die Diakonen und ich gehen dann herum, um uns zu überzeugen, daß nur wirkliche Gemeindeglieder da sind. Ich habe mehr als einmal Eindringlinge entdeckt. Diejenigen, welche erst in der Vorbereitung stehen, erhalten andere Zettel, und ihre Namen werden in ein Buch eingetragen. Sie soll der Klassenführer so oft als möglich besuchen, sich mit ihnen besprechen und sich nach ihnen erkundigen. Er berichtet mir wieder, was er gefunden hat, und alles kommt zum Namen des Betreffenden ins Buch. Dabei bringt jedesmal der Führer den Zettel derer mit, über die er Meldung thut, und dies gibt mir Anlaß, mit ihnen zu reden, weil sie

dieselben bei mir wieder abholen. Ich gebe sie dann oder behalte sie, nach Befund der Umstände. Dieses Verfahren gibt mir eine sichere und richtige Erkenntniß der Einzelnen, die ich ohne etwas der Art nicht erreichen würde. Ich bin überzeugt, daß ich demselben eine genauere Kenntniß meiner mehr als 4000 geistlichen Pfleglinge verdanke, als ein Geistlicher in der Heimat von einer nur ein Viertheil so großen Gemeinde hat. Die Einrichtung mit den Zetteln scheint mir wichtig, um Betrug zu vermeiden. Versuche dieser Art sind gemacht, aber auch fast immer vereitelt worden. Diese Zettel dienen den Angehörigen der Gemeinde auf der Reise, um sich einander, oder unsern Missionaren, oder irgend welchen Christen unserer Gemeinschaft auf der Insel kenntlich zu machen." — Die Verleumdung, daß diese Scheine an die Neger verkauft werden, weist Burchell entschieden zurück, und in Ansehung der Geldbeiträge der Schwarzen, gegen welche überhaupt in England viel gesprochen worden, erklärt er: „Spricht man etwa von der Größe dieser Gaben, so bemerke ich, daß ich die Gaben für die Gemeinde allerdings als eine Christenpflicht angesehen, sie deshalb empfohlen und als durchschnittliche Summe 6 Pence (½ Mark) vierteljährlich angerathen habe, weil ich glaubte, so viel könne jeder leicht aufbringen. Sie sind aber rein freiwillig, und wer nichts gibt, wird nicht unfreundlicher angesehen, als wer etwas gibt. Viele geben nichts. Viele empfangen dagegen vierteljährlich eine kleine Unterstützung. Daß dieses Empfangen und Geben mit der regelmäßigen Erneuerung der Scheine, der Zeitersparniß wegen, zusammenfällt, mag wohl zu dem Irrthum über das Verkaufen der letzteren Anlaß gegeben haben. Allein man bedenke, daß es sich um 2000 Menschen handelt, die 3 Stunden im Umkreis zerstreut wohnen, und denen nur der Sonntag für diese Dinge frei bleibt. — — Man hat mit den Waffen der Entstellung seit langer Zeit gegen uns gestritten, und selten hat jemand sich die Mühe genommen, die Thatsachen selbst zu untersuchen. So oft man dies that, war das Ergebniß vollkommen zu unsern Gunsten. — — Als ich hörte, daß man von Uebelständen und Mißbräuchen unter unsern Negerchristen sprach, suchte ich diesen auf die Spur zu kommen. Trotz der genausten Nachsuchung fand ich in der Stadt und Umgegend von Montego-Bai nichts der Art. Ich dachte, die Vorwürfe beziehen sich wohl auf abgelegene Gemeindetheile, und ließ mich dadurch bewegen, im innern Lande mehr regelmäßige Stationen zu gründen, um bessere Aufsicht über die Leute zu halten. So entstand Gurneys Mount, etwa 7 Stunden von der Stadt, wo ich 600 Zuhörer habe; so Shortwood, 8 Stunden entfernt; und andere Brüder machten es in ihrer Gegend auch so. Mehr konnten wir nicht thun. Ich behaupte nicht, daß wir damit allem begegnen. Manches Böse mag im Finstern schleichen; aber ich erkläre feierlich, daß ich nichts davon weiß. Die genaueste, schärfste Untersuchung des strengsten Mannes wäre mir jederzeit willkommen. Wenn solches Böse da ist, so rührt es nicht von Gleichgültigkeit oder Nachlässigkeit der Missionare, sondern von ihrer kleinen Zahl her. — Wenn die große Zahl der jährlichen neuen Taufen die Besorgniß weckt, wir möchten es damit zu leicht nehmen, so glaube ich am besten zu thun, wenn ich einfach erzähle, wie wir mit der Aufnahme von Bewerbern in der Gemeinde es halten. Ich habe schon bemerkt, wie ich mir von denen Kenntniß verschaffe und erhalte, die regelmäßig zur Predigt sich einfinden. Ich spreche so oft als möglich mit ihnen unter vier Augen und in der Klassenversammlung; die Führer machen mir beständig Meldung über sie, so daß ich sie ziemlich genau kenne, ehe sie sich zur Taufe melden. Bei diesem Anlaß spreche ich dann den Führer noch besonders; ist er ein Plantagen-Sklave, so erkundige ich mich bei den dortigen Gemeindegliedern. Dann wird er erst wieder von Diakonen, unter Zuziehung anderer Mitglieder, und zuletzt noch von mir selbst geprüft. Fällt die Prüfung zu seinen Gunsten aus, so wird sein Name in das Buch der Taufbewerber eingetragen. Jetzt erst werden die Gemeindeglieder aufgefordert, ihn auf genaueste zu prüfen. Bei solchen Prüfungen[1]) fragt man den Taufbewerber, was ihn zuerst zum ernsten Nachdenken über religiöse Dinge gebracht habe; was er von der Sünde, von sich selbst als Sünder und von seiner Gefahr für die Zukunft denke; was er als Sünder verdiene; was Gott sei; wie ihm die Heiligkeit, die Gerechtigkeit Gottes, die Liebe Gottes in der Sendung seines Sohnes erscheine; ob und warum er sich für un-

---

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1850, III. S. 127 ff.

würdig und unfähig halte, sich selbst selig zu machen. Dann fragt man ihn ausführlicher über den Heilsweg, die Person Christi, die Versöhnung, die Liebe Christi; woher er wisse, daß er Christum liebe? daß er eine neue Kreatur sei? Endlich geht man auf die Frömmigkeit, die Pflichten, die Vollkommenheit des Wandels über, und spricht noch mit ihm über die Wirkungen Christi im eigenen Leben des Begnadigten, über Taufe, Abendmahl u. s. w. — Wenn diesen armen Leuten die in England häufige Erkenntniß abgeht, so geben sie dafür oft viel schlagendere Beweise aufrichtiger Bekehrung, als manche, die ihnen im Wissen weit überlegen sind. Darüber kann ich mit freudiger Zuversicht reden. Ich habe ihrer viele an ihren Sterbebetten besucht, ihre letzten Worte gehört, habe ihre Seele scheiden gesehen und habe innerlich gejauchzt beim Anblick des Wesens, der Einfalt, Kraft und Reinheit der Jesusreligion. Bei andern war ich Jahre lang Zeuge eines heiligen Wandels unter Noth, Verfolgung und Leiden. Ich hörte das glühende Gebet vieler und dankte Gott mit Thränen. Ich bin gewiß, wir werden viele dieser verachteten Leute vor dem Throne Gottes finden, während manche viel besser Unterrichtete fehlen mögen. — Um Kirchenzucht geben wir uns alle mögliche Mühe. Noch neben der Einrichtung mit den Klassenführern, die fast alles ans Licht bringt, gibt es eine jährliche Untersuchung, die trotz der vielen damit beschäftigten Personen fast 4 Monate in Anspruch nimmt, und wo die Missionare wohl 100 Wegstunden machen, um den Zustand ihrer Gemeinden genauer zu erforschen. Jeder Einzelne wird da so genau vorgenommen, als gälte es, ihn zur Taufe vorzubereiten; und die begabtesten und erprobtesten Christen in der Gemeinde thun dasselbe und legen ihren Erfund bei uns nieder. Christen aus Europa, Baptisten und andere, erklärten sich hocherfreut über den lautern Sinn und Geist unserer Leute, und unser verewigter Bruder Mann, der als schottischer Baptist sechs Monate während meines ersten Besuchs in der Heimat die Station Montego-Bai besorgte und den ich erst bei meiner Rückkunft persönlich kennen lernte, gab mir damals die Versicherung, nie eine so wohlgeordnete Gemeinde gesehen zu haben. — — Davon bin ich gewiß, daß jeder aus unserer Einrichtung erwachsende Fehler auch durch sie beseitigt werden kann. Uebrigens sind wir gar nicht so eigensinnig, um nicht sogar unser ganzes System mit einem andern zu vertauschen, das besser für die Sache wirkt, die uns allein am Herzen liegt, für die Verbreitung der Erkenntniß und Liebe unsers Erlösers."

Durch die Verbreitung dieses Aktenstückes wurde viel Interesse für die Mission geweckt, und zugleich die damals schon im Parlament verhandelte Sache der Abschaffung der Sklaverei sehr gefördert. Sie war zu einer brennenden Frage geworden. Die kleine Schaar, die sie anfangs verfocht, war schon zu einer mächtigen Partei angewachsen, und die Entscheidung begann schon sich auf ihre Seite zu neigen. Dieser Stand der Dinge brachte die Gemüther in Jamaica aufs neue in Aufregung. Die Pflanzer rüsteten sich zum äußersten Widerstande, den Sklaven aber wuchs die Freiheitshoffnung. Falsche Gerüchte wurden verbreitet und fest geglaubt, der König habe schon die Freiheitspapiere gesandt und um Weihnachten würde alle Sklavenarbeit aufhören. Nach diesem Feste folgte bittre Enttäuschung, da alle Schwarzen nach wie vor zur Arbeit angehalten wurden. Damit aber brach auch der Aufstand aus. — Ohne Ahnung von dieser Sachlage landete Burchell am 7. Januar 1832 in der Montego-Bai, ward aber, noch ehe er das Ufer erreichte, als Kriegsgefangener auf eine dort ankernde Fregatte geführt.

Auf der Insel herrschte furchtbare Verwirrung. Die Missionare hatten ihren Einfluß geltend gemacht, um die Ruhe aufrecht zu erhalten; aber die Bewegung, die durch die schwarze Bevölkerung ging, war zu mächtig, als daß sie sie selbst im Kreise ihrer Gemeinden hätten gänzlich bannen können. Allerwärts gingen Plantagen in Flammen auf. Die neue Kirche zu Saltershill wurde sogleich nach ihrer Einweihung

aus Rache verbrannt. Die Neger mordeten mit thierischer Wuth und wurden bei verzweifeltem Widerstande ebenso von dem Militär niedergemacht. — Der Haß der Pflanzer hatte sich auf die Missionare geworfen, die man als Anstifter des Aufruhrs betrachtete. Sie wurden alle in Montego gefangen gehalten, wo sie Zeugen der schauerlichsten Scenen sein mußten. Ihre Feinde jubelten, daß ihr Tod sicher sei, wenn sie auch bald gegen Bürgschaft eines christlich gesinnten Mannes und auf ihr Versprechen, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, aus dem Gefängniß entlassen wurden.

Besonders erbittert war man gegen Burchell. Als er vom Schiff aus zum Gerichtshause gebracht wurde, war sein Leben von einem wüthenden Volkshaufen bedroht. Ein Dolchstich durchschnitt ihm den Rock, ohne ihn zu verletzen. „Sein Blut her! hängt ihn!" hörte man von allen Seiten rufen. Doch das Militär brachte ihn sicher vors Gericht. Man hatte alles versucht, einen Zeugen dafür aufzutreiben, daß Burchell die Neger irgend wie zum Aufstande gereizt habe. Man hatte endlich einen Schwarzen gefunden, der so etwas aussagte, aber seine Aussage wurde widerlegt, und der Angeklagte wie der Zeuge wurden weiter in Haft gehalten. Der letztere bekannte nicht lange darauf unter großen Gewissensqualen, daß er zu einem Meineide gegen den Missionar bestochen gewesen sei. Dennoch blieb der letztere im Gefängniß.

Der Aufstand war niedergeschlagen. Viele gefangene Neger wurden nach kurzem Prozeß hingerichtet und man versuchte von einem und dem andern noch vorher Aussagen gegen die Missionare herauszupressen. Viele sollen wegen ihrer bloßen Verbindung mit den Baptisten verurtheilt, und einige ausgezeichnete Christen unschuldig als Märtyrer ihres Glaubens gestorben sein.

Als sich kein Belastungszeugniß gegen Burchell auftreiben ließ, wurde er entlassen, konnte sich aber aus seinem Hause, das von der Volksmenge demolirt wurde, kaum auf ein Schiff retten. Hierauf verließ der schwergeprüfte Mann das Land seiner hingebungsvollen Arbeit. Manche seiner Feinde aber starben eines unnatürlichen und gewaltsamen Todes, wovon auffallende Beispiele berichtet werden.

Nach einer gefährlichen Reise kam Burchell nach Baltimore, und von da auf einem Schiffe, wo er bei ausbrechender Cholera als Geistlicher und als Arzt unerschrocken wirkte, nach England. Auch sein Freund Knibb war von Jamaica dort eingetroffen. Beide setzten nun alles daran mit gewaltigen Reden das Feuer für die Befreiung der Sklaven zu schüren. Ihre Schilderungen von der Unterdrückung der Sklaven, von den Früchten, die das Christenthum schon gebracht, wie die christlichen Neger selbst für ihre Peiniger und Verfolger beteten, wie sie sich im Aufstande benommen u. s. w. verfehlten nicht tiefen Eindruck zu machen und Begeisterung hervorzurufen. Sie trugen viel dazu bei, daß die Sache der Emanzipation auch im Parlament 1833 zum Siege kam. Außerdem aber war auch für die Baptistenmission viel Theilnahme erweckt. Reichlich wurde zum Wiederaufbau der zerstörten Stationen

und Kapellen[1]) beigesteuert und mit etwa 70000 Thalern zog Burchell im folgenden Jahre nach Jamaica zurück, wo noch ehe er eintraf die Fesseln der Sklaverei gefallen waren.

Hiermit haben wir die Geschichte der Baptistenmission auf Jamaica in der Biographie des einen ihrer Hauptträger bis ans Ende ihrer ersten Periode geführt. Betrachten wir den anderen nicht minder bedeutenden: William Knibb.

Er ist 1803 zu Kettering in Northampton geboren, wo 1792 die Baptisten-Missionsgesellschaft gegründet wurde, und Andrew Fuller, die Seele derselben, als Prediger wirkte. Sein Vater war ein kleiner Kaufmann, ein Weltmensch, seine Mutter aber eine gläubige Christin, die ihre 8 Kinder früh zum Herrn wies. William erlernte die Buchdruckerei in einem Geschäfte, in dem sein älterer Bruder thätig war, der ihm als gutes Vorbild voran leuchtete. Dies Geschäft wurde nach Bristol verlegt, wo beide Brüder Lehrer an einer Sonntagsschule wurden. 1820 ließ sich der ältere Bruder Thomas und 1822 auch William von Dr. Ryland taufen. Im letztgenannten Jahre reiste Thomas, der sich inzwischen zum Missionsdienst gemeldet hatte, schon nach Jamaica, um dort eine Freischule zu übernehmen, während der jüngere Bruder zu Bristol in einer Sonntagsschule und mit Verkündigung des Evangeliums in einem verwahrlosten Stadtheil wirkte. Die Nachrichten von Jamaica aber weckten auch in ihm Verlangen, dort in der Mission zu dienen; obwohl er sich nicht genügende Predigtgaben zutraute, sondern nur an ein Lehramt dachte. Schon 1823 erhielt er die Nachricht vom plötzlichen Tode seines Bruders,[2]) und obwohl tief erschüttert war er nun entschlossen: „So will ich gehen und seinen Platz ausfüllen."

Verehelicht mit Jungfrau Mary Watkins verließ Knibb am 5. November 1824 seine Heimat und landete nach langer Fahrt am 16. Februar an dem ersehnten Ziel, wo die Neger mit Freuden den „Massa Prediger" begrüßten.

Kingston, damals eine Stadt von 33000 Einwohnern, war ihm als Arbeitsfeld bestimmt. Seine ersten Eindrücke gibt er in folgenden Worten wieder:

„Ich habe nun das Land der Sünde, der Krankheit und des Todes erreicht, wo Satan mit furchtbarer Macht herrscht und Schaaren nach seinem Gefallen als Gefangene hinschleppt. Ueber wahres Leben aus Gott wird gespottet, die Gläubigen werden verhöhnt und beleidigt, der Sabbath wird geschändet, und viele der Einwohner möchten den Schöpfer aus der Welt werfen, die er gemacht hat. Es findet im Augenblick kein offner Widerstand gegen die Religion statt, aber viele würden jauchzen, wenn alle Diener Gottes aus dem Lande verbannt würden. Die armen, unterdrückten, verfinsterten und verachteten Söhne Afrika's bilden ein schönes Widerspiel gegen die üppige, weiße Bevölkerung. Sie hören mit Freuden das Wort, und ihnen wird das Evangelium gepredigt. Ich bin ungeachtet dessen, was ich durch Thomas wußte, erstaunt über ihre Begierde nach dem Worte des Lebens. Wie der Prediger ergriffen ist (und wer sollte es da nicht sein?), so zerschmelzen sie in Thränen, und

[1]) Die meisten derselben waren von den Behörden abgebrochen und in Schutthaufen verwandelt.

[2]) Derselbe hatte sterbend gesagt: Und wenn ich 100 Leben hätte, ich wollte sie alle mit Freuden dem Dienste Gottes in Jamaica opfern.

Schluchzen geht durch die Kirche. So stumpf sie sonst sind, sie verstehen doch das Evangelium von Jesu in seiner herrlichen Einfalt. Aber noch sehen sie erst Menschen wandeln als wären es Bäume (Mark. 8, 24). Sie brechen durch die dicke Nacht, die sie umlagerte, und es wird lange dauern, bis man sie mehr als Kindlein in Christo nennen kann. — — Der Fluch der Sklaverei hat hier wie eine Pestilenz jede sittliche Blüte getödtet. Ich begreife nicht, wie man mit diesem Ungeheuer, dieser Ausgeburt der Hölle in Frieden sein kann. Ich habe einen glühenden Haß gegen sie. Für die Sklaven ist leiblich gesorgt, aber geistig sind sie unter das Thier herabgedrückt, und die eiserne Hand der Unterdrückung sucht sie täglich in der Unwissenheit zu erhalten, in welche sie versetzt sind. Der Jammeranblick vor meinen Augen macht mir das Herz krank, und ich schäme mich, einem Geschlechte anzugehören, das solche Greuel verüben kann. Das System ist verwerflich, weil es durch und durch unsittlich ist. Deshalb sollte kein Christ anders als wünschen, daß es für immer von den Wohnplätzen der Menschen verschwinde. — Der geistige Zustand der Sklaven ist eine dürre Einöde. Und diese moralische Erniedrigung wird als Grund vorgeschützt, warum sie nicht befreit werden können. Als ob nicht ihre Unterdrücker sie erst in dieselbe hinabgedrückt hätten. Sie sollen also unterdrückt bleiben, blos weil sie es sind. Das allgemein herrschende Laster unter den Weißen ist die Unkeuschheit, und hier liegt der faule Fleck." —

Die Neger der bereits gesammelten Gemeinde, 3—4000, lernte er bald beim Austheilen der schon erwähnten Zettel kennen. Sie waren voll rührenden Andenkens an seinen Bruder. Seine Hauptthätigkeit aber war in der Schule, deren Schülerzahl bald von 50 auf 200 stieg. Ein neues Schulhaus mußte gebaut werden, und nicht lange darauf auch ein besonderes für Mädchen. Täglich gab er 6 Stunden Unterricht. Später jedoch wirkte er auch durch seine Predigt, nachdem er damit in Port Royal bei einem Besuche begonnen hatte. Dort taufte er auch seine ersten Bekehrten. Unter seiner Mitwirkung geschah es, daß sich die Baptistenmissionare der verschiedenen Stationen (außer Montego-Bay war damals auch Spanish Town und Anotta Bay besetzt) durch Burchell zu einer Konferenz vereinigt wurden.

Schon in Kingston zog sich Knibb den Haß der Pflanzer zu. Man verbot ihm das Predigen. Endlich mußte er weichen auf ein andres Arbeitsfeld, das sich ihm in Savanna la Mar und Ridgeland darbot. Immer mehr aber wurde er hineingedrängt in den großen Kampf wider die Sklaverei, der auch von der andern Seite immer mehr mit Erbitterung geführt wurde. Bis dahin hatten noch die Baptisten Sklaven gekauft, namentlich um verschiedene Glieder einer Familie, die durch Verkauf getrennt werden sollten, zusammenzuhalten, und sobald sie die Kosten abgearbeitet hätten frei zu geben. Diese Praxis wurde von nun an aufgegeben, um den Feinden keinen Anhaltepunkt zu Vorwürfen zu bieten; und die Missionare konnten um so freier gegen die Sklaverei ihre Stimme erheben.

Trotz der Verfolgungen, die die Bekehrten zu erdulden hatten, mehrte sich die Gemeinde auf der neuen Station. Doch Knibb sollte auch hier nicht bleiben. Nach dem Tode des Missionar Mann berief ihn die Gemeinde zu Falmouth zu ihrem Prediger. — Sein erstes Geschäft dort (1830) war Ankauf und Erweiterung der Kirche, wozu er, wie gewöhnlich, das Geld entlehnte, um es dann aus Beiträgen der Gemeinde allmählich zurückzuzahlen. Das Werk war im Wachsen, seine Thätigkeit groß, sein Glaube gewiß. In einem Jahre reiste er 4000 englische Meilen, in 2 Monaten taufte er 250 Seelen.

„Jeden Sonntag," schrieb er an seine Committee, „habe ich 3 vollständige Gottesdienste. Am Dienstag 4 Stunden weit nach Oxford oder Cambridge, am Mittwoch 6 Stunden nach Rio Bueno oder Arcadia, am Donnerstag die 6 Stunden zurück, um Abends in Fallmouth zu predigen; am Samstag 8 Stunden weit nach Stewart Town oder sonst an einem freien Platz. Dazwischen fallen die Taufen, der Unterricht und die Seelsorge. Mehr als 5000 Personen gehören zur Station. Ich sehne mich, eine Sonntagsschule zu eröffnen, aber ich kann nicht; denn von 6 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags habe ich nicht einen Augenblick Ruhe." — An seine Mutter schreibt er: „Der große Herr der Ernte sammelt sich Seelen ein und gießt seinen heiligen Geist aus. Oft sinke ich in der glühenden Sonne ermattet nieder und seufze um Hülfe mit den Worten: Die Ernte ist wahrlich groß, aber der Arbeiter sind wenige. O wie viele sind gestorben, seit ich landete. Bald wird es an mich kommen, aber hier ist Sterben Gewinn. Als ein armer, die Hölle verdienender Sünder stehe ich da, bereit zu leben oder zu sterben. Ja, Herr, nimm mich und thue mit mir, wie es Dir wohlgefällt." — Und in Hinblick auf die 20,000 Sklaven, welche ohne Unterricht um ihn her wohnen, schreibt er der Committee: „Ich mag zu Grabe gehen unter dem Gewicht der Arbeit, aber das schadet nichts. Ich habe ja eine wohlgegründete Hoffnung im Blute Jesu. Mein sterbender Bruder rief aus und ich rufe mit ihm: da, da ist fester Felsengrund, sonst alles ist Meer."

Während Knibb so in und um Falmouth arbeitete, gährte es mehr und mehr auf Jamaica. Nach etwa anderthalb Jahren brach der bereits beschriebene Aufstand aus. Der Missionar bot alles auf, um die Ruhe zu erhalten. Er widersprach dem grundlosen Gerüchte von dem Freibriefe ernstlich und nannte es eine höllische Lüge. Er eilte in der Umgegend umher, und es gelang ihm, manche Negerhaufen fern zu halten von der Bewegung und zum Schutze des Eigenthums ihrer Herren zu vermögen. Dennoch ward auch er festgenommen, nach Montego geschleppt und eingekerkert. Auf Bürgschaft eines christlich gesinnten Kaufmannes wurde er mit den andern Missionaren losgegeben. Die Anklage mußte zuletzt zurückgezogen werden, da sich keine Beweise der Schuld angeben ließen. Man drang in sie, Jamaica zu verlassen. Aber obgleich Knibb fast das Opfer der Wuth des weißen Pöbels geworden wäre, blieb er. Er wolle lieber sterben, sagte er im Gefühl seiner Unschuld, als die Sache Jesu entehren. Endlich erhielt Knibb Erlaubniß nach Falmouth zurückzukehren, wo er sein Haus geplündert und seine Kirche in Trümmern fand. Drei Nächte nach einander vermochte er sich kaum vor einer Bande Wüthender zu retten, doch ward ihm durch Gottes Fürsorge kein Haar gekrümmt. Noch einmal ward er als Aufrührer angeklagt und stellte sich sogleich selbst zur Verantwortung; da zog der Kläger seine Anklage zurück. — Die Rebellion war im Keime erstickt, die Insel wieder ruhig, die Missionare nicht vertrieben, vielmehr fester gewurzelt in der Liebe ihrer Neger und in der Achtung und dem Vertrauen aller Wohlgesinnten. Von Knibbs Heerde war kein Einziger unter den Empörern.[1])

Doch noch in demselben Jahre 1832 sah Knibb ein, gedrängt von seinen Freunden, daß er auf einem andern Felde wirksamer gegen die Sklaverei, die er mit verzehrender Glut haßte, kämpfen könne. Er begab sich nach England, wo wir ihn bereits mit seinem Freunde Burchell das Feuer wider dieselbe schürend fanden.

---

[1]) Ich gebe die letzte Notiz aus der ersten Auflage wieder, getraue mich aber nicht, sie in dieser Allgemeinheit zu vertreten.

Ueber die Entwicklung der Baptistenmission auf den andern Stationen auf Jamaica bis zur Emanzipation liegen uns wenig Nachrichten vor. Wir finden nur eine Uebersicht über den Stand des ganzen Werkes im Jahre 1831[1]), die 24 Gemeinden mit 10,838 Mitgliedern, von denen 1931 im Laufe des letzten Jahres getauft waren, aufweist. Es werden 14 Pastoren angegeben; leider ist nicht bemerkt, ob diese sämmtlich europäische Missionare waren, oder ob damals schon die Leitung von Gemeinden schwarzen Predigern anvertraut war. In Kingston befanden sich zwei Gemeinden, eine mit 2937, die andre mit 769 Mitgliedern, Yallahs gehörte wohl als Filial zu dieser Station. Ferner sind zu nennen: Spanish Town, Port Royal, Old Harbour, sämmtlich im südöstlichen Theile der Insel. Auf der Nordseite finden wir von Osten beginnend: Anotta Bay, Port Maria mit Ora Cabessa; Ocho Rios, St. Anns Bay, Rio Bueno mit Stewarts Town; Falmouth mit mehreren Außenstationen, und ebenso Montego Bay mit Gurneys Mount; Crooked Spring, Lucea und endlich im Südwesten Savanna la Mar. Nur zu Kingston, Spanish Town und Montego Bay zählten die Gemeinden je über tausend Mitglieder, die andern variirten von 22 bis 800.

7. Die Arbeiten der übrigen Missionsgesellschaften in Westindien.[2])

a. Die Englisch-kirchliche Missionsgesellschaft.

Die Nachrichten über die Arbeiten dieser Gesellschaft in Westindien, die nur von beschränkter Dauer waren, sind (soweit sie dem Verfasser zugänglich) sehr dürftig und unbestimmt, und einander widersprechend. Der Anfang dieser Mission wird hier auf das Jahr 1815,[3]) dort auf 1819[4]) angegeben. Jedenfalls wird derselbe durch eine Wirksamkeit in Negerschulen auf Antigua bezeichnet, deren Vorsteher W. Dawes mit der genannten Gesellschaft schon in dem erstgenannten Jahre in Verbindung stand. Es bleibt jedoch unklar, ob oder in wie weit diese Schulen eine Stiftung derselben waren, oder aus der Verwaltung eines Legates hervorgingen, das von dem 1691 verstorbenen Gelehrten Robert Boyle zur Verbreitung der christlichen Religion unter den Heiden gemacht worden war, und bis zum amerikanischen Unabhängigkeitskriege auf eine Schule in Virginien verwendet wurde. Seit jener Zeit wurden die Einkünfte aus jener Stiftung für Schulen in Westindien verwendet, wobei eine Gesellschaft zur Bekehrung und zum religiösen Unterricht in Britisch-Westindien erwähnt wird. Diese Schulen, von denen im Basler Magazin mehrfach Berichte mitgetheilt worden sind, zählten um 1820 etwa 1400 Schüler und standen zu den verschiedenen Mis-

---

[1]) Newcomb, Encyclopedia of Missions p. 773.

[2]) Außer den andern angeführten Quellen finden sich die betreffenden Angaben im Basler Magazin 1819 III, 1822 I, 1824 IV, 1828 II und 1830 II.

[3]) Newcomb, 775, und Sondermann, Tabellarische Uebersicht, 79.

[4]) Ostertag, Uebersichtliche Geschichte ff. 143.

sionen auf der Insel in freundlichem Verhältnisse. Später werden M. Thwaites und ein gewisser Anderson als an denselben thätige Missionare erwähnt, und es scheint, daß diese im Dienste der Engl.-kirchlichen Gesellschaft standen. In den späteren Jahren des Jahrzehnts werden 15 Schulen mit 1500 Kindern angegeben, an denen 9 Nationalgehülfen arbeiteten. Die Tagebücher der genannten Missionare enthalten viel erbauliche Geschichten von jenen Schulkindern.

Auch auf Barbados, Dominica und St. Vincent bestanden ähnliche Schulen, bei denen aber die genannte Gesellschaft, wie es scheint, nicht betheiligt war.

Die Mission der letzteren auf Jamaica soll nach einigen Angaben 1823, nach andern 1826 begonnen worden sein. Jedenfalls wurde sie veranlaßt durch die festere Gestalt, welche die anglikanische Kirche, die bisher in den Kolonien nur durch die hie und da angestellten Kaplane vertreten war, durch die Gründung der beiden Bisthümer Jamaica und Barbados gewann.[1]) Als Gründungsjahr derselben wird 1824 genannt. Auf Jamaica arbeiteten im Dienste der kirchlichen Mission mehrere Zöglinge der Basler Anstalt. Als Hauptstationen finde ich: Siloah, Prattville, Chichester, Rural Hill und Church Hill genannt. Nur von dreien derselben sind die Zahlen der Kommunikanten angegeben, die zusammen 696 betrugen. In andern Nachrichten aber ist von 22 Stationen die Rede, vermuthlich mit Hinzurechnung aller Außenstationen und Predigtplätze.

Endlich hatte dieselbe Gesellschaft auch auf Trinidad ein paar Stationen (nach Sondermann seit 1816, nach Newcomb seit 1836, nach Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte [1863] von 1823—43), über die ich sonst keinerlei Mittheilungen zur Hand habe als die kurze Bemerkung, daß auch dort Basler Zöglinge thätig waren.

Die Stationen dieser Mission nahmen bald den Charakter geordneter christlicher Gemeinden an. So wurde 1839 schon von der Gesellschaft beschlossen, sich zurückzuziehen. Die Stationen wurden in Parochien der anglikanischen Kirche umgewandelt.[2])

b. Die Londoner Missionsgesellschaft

hatte schon um 1816 auf Trinidad einen Missionar Namens Thomas Adam. Außer dieser Notiz wird uns über die dortigen Arbeiten, die wahrscheinlich in den zwanziger Jahren schon abgebrochen waren, nichts berichtet. Auf Jamaica trat diese Gesellschaft erst 1834 infolge der Emanzipation ein, und wir haben davon also weiter unter zu handeln.

c. Die General-Baptists

hatten, wie bereits erwähnt, bis zum Jahre 1829 zwei Stationen auf der nördlichen Küste von Jamaica, zu St. Anns-Bay und Ocho

[1]) Vor der Gründung besonderer Bisthümer in den Kolonien waren die in den letzteren lebenden Mitglieder der anglikanischen Kirche der Jurisdiktion des Bischofs von London unterstellt.

[2]) Da mir die älteren Jahrgänge der Zeitschriften und Jahresberichte dieser Gesellschaft nicht zu Gebote stehen, so konnte ich zu meinem Bedauern in diesem Abschnitt keine genaueren Mittheilungen machen.

Rios. Nach dem Tode des Missionars Allsopp gingen diese an die Mission der Englischen Baptisten über. Seit wann die Stationen bestanden hatten, finde ich nicht.

d. Die Schottische Missionsgesellschaft

hatte bald nach ihrer Stiftung (1824) ihre Arbeit auf Jamaica begonnen. 1827 aber wird ein Missionar, M. Blyth zu Montego-Bay erwähnt. Mit dieser Station waren mehrere Pedigtplätze auf den benachbarten Plantagen Hampden, Dunti (?) und Endeavour verbunden. Die gesammelte Gemeinde bestand aus 43 Kommunikanten und 198 Katechumenen. In jenem Jahre wurden 2 weitere ordinirte Missionare ausgesandt. Weitere Ausdehnung erhielt diese Mission nach der Freilassung der Sklaven.

e. Die Ausbreitungs-Gesellschaft

(Society for the Propagation of the Gospel) hatte schon seit längerer Zeit auch nach Westindien manche Unterstützungen zum Bau von anglikanischen Kirchen, Schulen u. s. w. gesandt, ohne jedoch förmliche Missionsstationen dort zu errichten. Hauptsächlich aber wirkte sie durch eine Schule auf Barbados, die aus dem Legat eines Generals Codrington schon 1743 gegründet wurde. 1829 wurde dieselbe zu einem theologischen Seminar zur Ausbildung eingeborner Prediger für Westindien erhoben (Codrington College). Erst später hat die Gesellschaft auch auf diesem Missionsgebiet besondere Stationen eingerichtet.

8. Die Emanzipation.

Mit dem Siege, den die Menschlichkeit im Jahre 1807 im Parlamente über die Unmenschlichkeiten des Sklavenhandels erlangt hatte, war doch nur erst ein Theil der Aufgabe gelöst, die die edlen Vorkämpfer für Freiheit der Schwarzen sich gestellt hatten. Sollte der Schandfleck, den christliche Nationen durch den Sklavenhandel auf sich gebracht hatten, gründlich weggewaschen werden, so mußte die Abschaffung der Sklaverei selbst das Ziel sein. Jene Männer, an ihrer Spitze der edle William Wilberforce,[1]) ruhten daher nicht, und bei dem immer kräftiger erwachenden christlichen Leben fanden ihre Bestrebungen immer mehr Anklang. Immer weiter griff die Ueberzeugung Platz, daß die Tage der Sklaverei gezählt sein müßten.

Wir dürfen jedoch nicht übersehen, daß die Befreiung der Sklaven in den britischen Kolonien nicht blos aus christlichen Beweggründen angestrebt wurde. Es war vielmehr die lange niedergehaltene politische Partei der Whigs, die diese, vermöge der ihr innewohnenden Kraft, so gewichtige Sache als einen Hebel ergriff, um dadurch an das Staatsruder kommen zu können. So wurde denn die Emanzipation der Sklaven vielfach zu einer politischen Parteisache. Daß die Frage

---

[1]) Seit 1821 war Sir Thomas Fowell Buxton der parlamentarische Führer der Emanzipationsbestrebungen.

zur Lösung gebracht wurde, mußte einen jeden Christen freuen. Die Art und Weise aber, wie sie gelöst wurde, trägt das Gepräge jener Ueberstürzung an sich, wie sie sich oft bei den Maßregeln liberaler Parteien findet, besonders da, wo sie eben erst zur Herrschaft gelangt sind. Auch die christliche Begeisterung war in dieser Angelegenheit zu erregt, als daß sich auf dieser Seite für ruhige und nüchterne Erwägungen der rechte Boden gefunden hätte. Die beiden Momente gingen ja auch so durcheinander, daß nicht zu sehen war, wo das christliche aufhörte und das politische anfing.

Daß der Widerstand der Gegenpartei ein harter war, läßt sich denken. Nicht blos eine ganze Klasse reicher Leute in England, die von ihren durch Vertreter verwalteten westindischen Plantagen die Mittel zu einem luxuriösen Leben erhielten, sahen die drohende Gefahr vor Augen, aller dieser Herrlichkeit plötzlich verlustig zu werden, sondern auch die Klasse der Pflanzer, die auf den Inseln selbst oft bei fleißiger Arbeit eben nur ihr gutes oder geringeres Auskommen hatten, fürchteten an den Bettelstab zu kommen, ein Gedanke, der besonders für die seit Generationen in Westindien heimischen Familien schwer war. Obgleich wir uns unter den Pflanzern jener Zeit, wie oben gezeigt, keineswegs lauter so grausame Unmenschen vorstellen dürfen, wie frühere Zeiten sie kannten, gab es doch auch damals noch so unlautere Elemente unter ihnen, daß der Kampf gegen die Freunde der Emanzipation hie und da mit niedrigen und gottlosen Mitteln geführt wurde. Das erbitterte denn andrerseits die letzteren immer mehr, so daß ein ruhiges und besonnenes Handeln derselben vollends erschwert wurde. In des Kampfes Hitze ließen sich auch Leute, die vornehmlich Vertreter der christlichen Seite der Emanzipationsbestrebungen waren, zu einem förmlichen Fanatismus hinreißen, wie dies z. B. von manchen der Baptisten auf Jamaica kaum wird bestritten werden können.[1]) Grade dort wüthete freilich auch der Kampf am heftigsten, wie wir sahen, daß dort verhältnißmäßig mehr als auf andern Inseln noch Härte und Grausamkeit in der Behandlung der Sklaven übrig geblieben war. Dazu sah man besonders dort das Mutterland für gar nicht befugt an, in die inneren Verhältnisse einer konstitutionell regierten Kolonie mit einer solchen Maßregel einzugreifen. Hätte nicht die Ohnmacht des kleinen Ländchens dem großen England gegenüber zu sehr auf der Hand gelegen, so möchte Jamaica nach dem Vorbilde der amerikanischen Kolonien seine Unabhängigkeit zu erkämpfen versucht haben. Das Gefühl aber, nichts gegen den andringenden Zwang zu vermögen, erzeugte einen Ingrimm, der, an Verzweiflung grenzend, sich an den armen Sklaven selber ausließ, obwohl er im Grunde den Freunden und Vertretern ihrer Sache galt. Harte Behandlung wurde öfter als in den jüngst vergangenen Zeiten geübt; ja empörende Beispiele von Grausamkeit kamen vor. Dazu goß die Agitation der Gegenpartei unter den Schwarzen nur Oel ins Feuer.

---

[1]) Ich bedaure, daß ich hier mit meiner wohlerwogenen Ansicht in Widerspruch gerathe mit der Darstellung, wie sie die erste Auflage dieses Werkes gab, und wie sie sich auch in einigen Abschnitten der vorliegenden Auflage nicht verwischen ließ, sofern eben nicht ein völlig neues Werk geschaffen werden sollte.

Wir haben schon gesehen, wie in dem blutigen Aufstande von 1831 und seiner blutigen Unterdrückung alle Sünde und alles Elend, das mit der Sklaverei verbunden gewesen war, noch einmal aufflammte. Die Schuld an diesen traurigen Ereignissen schob eine jede der beiden Parteien auf die andere. Aber es war nun der Würfel gefallen. Die Abolitionspartei hatte im Mutterlande weit und breit die Herzen gewonnen. Ihr Sieg stand fest, und der unermüdliche William Wilberforce konnte mit dem freudigen Bewußtsein aus diesem Leben scheiden, daß die Regierung entschlossen sei die Sklaverei zu brechen, es koste was es wolle. Er sah noch am Schlusse seines langen Lebens die rastlosen Bemühungen derselben für eine große Sache gekrönt. Bald darauf ging das Gesetz im Parlamente durch, nach welchem mit dem großen Opfer der englischen Nation von 20 Millionen Pfund Sterling alle Sklaven in den Kolonien losgekauft werden sollten, das am 28. August die königliche Sanktion erhielt.

Daß die brennende Frage gelöst ward, mußte jeden wohlgesinnten Menschen und jeden Christen insonderheit mit Freude erfüllen. Wie sie aber gelöst ward, das konnte wohl bei ruhiger Ueberlegung ernste Bedenken hervorrufen. Einem Vogel, der in der Gefangenschaft geboren sein halbes Leben im Käfig zugebracht hat, wird kein Dienst erwiesen, wenn man ihn plötzlich ins Freie fliegen läßt. Als die Bastille in Paris gestürmt war, sah man manche der bisher Gefangenen, denen die Gefangenschaft zur Lebensatmosphäre geworden war, weinend und klagend auf den Trümmern sitzen: die Freiheit war ihnen kein Glück, denn sie hatten verlernt als freie Menschen zu leben. Wie sollte eine Nation von Sklaven, die nie ein freies selbständiges Leben gekannt, mit einemmale die ihr geschenkte Freiheit gebrauchen können? Wohl waren eine Anzahl älterer Leute vorhanden, die sich noch ihrer freien Jugend in Afrika zu erinnern wußten. Aber es war die Freiheit eines barbarischen Volkes gewesen, die sie damals besaßen; und eine solche durfte doch nicht in den Kolonien eines christlichen Landes um sich greifen. Zu der rechten Freiheit — selbst abgesehen von der christlich sittlichen, so doch wenigstens zur Freiheit des Kulturlebens — mußten die Neger jedenfalls erst erzogen werden, wenn sie hätten einen gesegneten Gebrauch von ihrer Freiheit machen sollen. Wie wenig aber bis dahin für die Erziehung und Bildung der Sklaven (trotz aller dankenswerthen Bemühungen seitens der Mission) geschehen war, ist oben bereits angedeutet worden. Nicht die Form der Sklaverei war es, die der damaligen Generation der Sklavenbesitzer zum Vorwurf gemacht werden mußte, sondern daß sie innerhalb dieser Form nicht als Christen ihre Pflichten geübt hatten an den ihrer Gewalt anvertrauten Menschenseelen, daß sie die geistige und geistliche Förderung der Sklaven gröblich versäumt hatten, obwohl in manchen Stücken für das äußere Wohlbefinden verhältnißmäßig gut gesorgt wurde. Bei dieser Vernachlässigung mußte die Gesetzgebung zu Gunsten der Neger beginnen, und in einer angemessenen Periode ihre innere Befähigung für den Gebrauch der Freiheit herbeiführen, wobei auch in ihren äußeren Verhältnissen in möglichst hohem Maße allen Rücksichten christlicher Humanität Rechnung getragen

werden konnte. — Obwohl nach dem Wesen des Christenthums die Abschaffung der Sklaverei als Ziel zu erstreben ist, ist doch auf gewissen Stufen der Entwicklung die Form der Sklaverei keineswegs mit dem Christenthum unvereinbar, wie mehrere unzweideutige Ermahnungen der Apostel an die Sklaven ihrer Zeit, so wie an ihre Herren beweisen. Ja das Verhältniß der Herren und Sklaven, mag es auch aus menschlicher Sünde veranlaßt sein, kann und soll unter Gottes Leitung mit zu jenen Autoritätsverhältnissen gehören, von denen nach Dr. Martin Luthers Erklärung unter dem 4. Gebote zu handeln ist. Die Stellung eines Sklavenbesitzers, in christlichem Sinne aufgefaßt, sollte allerdings so ein Amt sein, das, wie eine weitere Auslegung des Katechismus sagt, „mit einem Abglanz göttlicher Majestät den Menschen zugut bekleidet ist". So war die Stellung bis dahin freilich vielleicht nur in sehr vereinzelten Fällen aufgefaßt worden, und keine Gesetzgebung wäre im Stande gewesen, eine derartige allgemeine Auffassung herbeizuführen. Und doch hätte sich wohl eine Ordnung der Dinge herbeiführen lassen, durch welche die Besitzer angehalten worden wären, ihre Autorität über die Neger nicht blos wie gewöhnlich bisher in selbstsüchtigem Eigenutz auszubeuten, sondern vielmehr zur Erziehung und Förderung derselben zu ihrem wahren Berufe als Menschen anzuwenden, und damit die Befähigung der Schwarzen für einen rechten Gebrauch der Freiheit und Selbständigkeit anzubahnen.

Das sind freilich Gedanken, die dem einseitigen Liberalismus fern liegen. Die Begriffe „Autorität von oben" und „Zucht" sind ihm fremd. Seine Freiheit ist ein ganz abstrakter Begriff, der ohne viel Berücksichtigung der Verhältnisse angewandt wird. So geschah es denn auch bei der Emanzipation. Daß die Sklaverei nicht plötzlich aufhören durfte, lag freilich zu sehr auf der Hand. Die kurze Uebergangszeit aber, die man annahm, war wie sich bald herausstellte, ungenügend und wurde von allen als ein Mißgriff erkannt. Das Gesetz bestimmte nämlich, daß vom 1. August 1834 an die Sklaverei aufhöre, doch daß die früheren Sklaven von da an als sogenannte „Lehrlinge" (apprentices) bei ihren bisherigen Herren bleiben und unter festgesetzten Bedingungen arbeiten sollten. Nach 4 Jahren sollten die Hausneger (non predials) und nach 6 Jahren die Feldneger (predials) entlassen werden. Dieses Verhältniß aber gab zu vielen Unzuträglichkeiten Veranlassung, zumal die Neger selbst bereits hinreichend darüber belehrt waren, daß sie nun freie Leute seien, wobei sie freilich die Freiheit auf ihre Art verstanden.

Jetzt findet man freilich oft bei Schilderungen der beklagenswerthen Zustände, wie sie auf den westindischen Inseln herrschen, als entschuldigende Erklärung die Bemerkung, daß man füglicher Weise doch erst in der zweiten oder dritten Generation werde die rechten Früchte der Freiheit an den Schwarzen erwarten können. Wie viel schneller aber würden diese gezeitigt sein, wenn man dieses kostbare Geschenk nicht der Generation anvertraute, die es nicht zu würdigen verstand, sondern es für eine Generarion aufgehoben, die man mit allem Ernste für den rechten Gebrauch desselben herangebildet hätte! Unter solchen Maßnahmen

hätte allerdings der erste August 1894 ein größerer Segen für Westindien werden können, als dieser Tag im Jahre 1838 geworden ist.

Zunächst freilich schien alles gut zu gehen. Der „erste August" wurde von der einen Seite mit Freuden, von der andern mit mancher Besorgniß erwartet. Die Schwarzen sprangen und jubelten bei dem Gedanken an den „Fus of Augus" wie sie sagen. Die Pflanzer, wenigstens auf Jamaica, fürchteten, die Freiheit möchte tumultuarisch begrüßt, und dabei an ihnen selbst Rache genommen werden. Aber der Tag verlief ruhig und ordentlich. Die Missionskirchen waren gedrängt voll bei den Dankgottesdiensten, die überall veranstaltet wurden. Nur die anglikanischen Kirchen einiger Orte auf Jamaica (namentlich in Kingston) blieben geschlossen — jedenfalls kein schöner Zug! — Einer Schilderung der Feier auf Antigua[1]) entnehmen wir Folgendes: „Die Nacht vom 31. Juli auf den 1. August wird nimmer vergessen werden. In den nonconformistischen Kirchen wurde spät Abends der Gottesdienst begonnen, und früh am ersten August geschlossen. Sie waren von ungeheuren und andächtigen Versammlungen besucht. Wenige Minuten bevor der Glockenschlag die denkwürdige Stunde der Freiheit anzeigte, wurden die Zuhörer aufgefordert, sich in tiefer Dankbarkeit zum Gebete zu beugen. Als der feierliche Klang ertönte, dröhnte ein plötzlicher Donner über die Insel hin, — als ob die Artillerie des Himmels Zeugniß gäbe, daß Afrika's Söhne frei seien, — als ob Gott selbst die höchste Sanktion zu dem Beschluß gäbe, den ein irdischer König sanktionirt hatte." Die Kapellen waren festlich mit Kokoszweigen geschmückt. Jede Stadt und jedes Dorf trug ein festliches Gepräge. In den Schulen wurden Kinder und ältere Leute mit Kuchen und Limonade bewirthet. Am Abend waren diejenigen, „welche gewohnt waren den unwiderstehlichen Erregungen, welche die Musik auf flüchtige Gemüther ausübt", zu folgen, fröhlich beim Tanze; aber christlich gesinnte Leute waren wieder in den Kapellen versammelt. Keine Ruhestörung fand statt, es ging alles ruhig und ordentlich zu. Nachdem die Erregung sich gelegt hatte, ging ein Theil der Arbeiter für angemessenen Lohn an ihr Werk, und die Zuckerkultur wurde wie bisher fortgesetzt. Einige der Sklaven hatten sich vorgenommen, eine ganze Woche zu schlafen, wenn sie frei würden. Andre waren zuerst abgeneigt, wieder in die Arbeit einzutreten, bis ihr Verstand und Herz völlig davon überzeugt waren, daß sie wirklich frei seien. Für manche Plantagen entstanden daraus Schwierigkeiten — doch scheinen sich die Verhältnisse auf Antigua in der ersten Zeit recht günstig gestaltet zu haben. Hier war auch durch die Mission und den Schulunterricht mehr als auf andern Inseln vorgearbeitet. Die Landleute von Antigua zeichneten sich bald durch einen guten Ruf aus." Horsford knüpft hieran auch die Bemerkung, wie nöthig es gewesen wäre, vor der Abolition der Sklaverei einen gesetzlich geregelten Schulunterricht auf allen Kolonien einzuführen.

Nicht überall ging es so gut, wie auf Antigua. Der erste August verlief freilich auch in Jamaica ruhig. In Kingston bemerkte man

[1]) Horsford, a voice from the West Indies, p. 125.

nur einen Haufen Schwarzer, die nach einem betrunkenen weißen Matrosen mit Steinen warfen und jubelnd riefen: Wir frei sein! Backra kann nicht fang' uns; Hurrah fuss of Augus! Anderwärts wurde die ganze Nacht durch getanzt, bis das Fell der Kesselpauke zerschlagen und die letzte Seite der Fidel zerkratzt war (Madden). Auf Jamaica waren jedoch die Gegensätze zu gespannt, als daß alles seinen ruhigen Gang hätte weiter gehen können. Die Pflanzer suchten jede Gelegenheit, ihren Ingrimm an den befreiten Negern auszulassen. Zunächst zogen sie alle die Lieferungen von Nahrungsmitteln zurück, die sie bisher den Sklaven geleistet hatten, wozu sie aber nun nicht gesetzlich verpflichtet waren. Manche vertrieben sie aus ihren Häusern, nahmen ihnen die Kostgründe und ließen — schändlicherweise — die Fruchtbäume, die auf denselben standen, umhauen. Daraus entstanden Unruhen, die mit Gewalt unterdrückt werden mußten. Auch wußten die Pflanzer, die die Richter auf ihrer Seite hatten, noch manche harte Behandlung zu verüben, ohne daß diese ihren Rechtsschutz gefunden hätten. Die mannigfachen Reibereien führten dahin, daß schon 1838 die völlige Emanzipation auch der Feldneger eintrat. Nun aber war es vollends mit vielen Plantagen, auf denen keine Arbeiter zu haben waren, vorbei. Viele Grundstücke blieben unbebaut liegen, die Gebäude verfielen. Die Neger verschafften sich Grund und Boden, auf dem sie ihre Hütte bauten und kleinere Kulturen selbständig unternahmen. Besonders gaben sie sich mit dem Piment[1]-Bau ab. Auf Jamaica, wo noch genug Boden erst urbar zu machen ist, gab es Platz für sie. Die koloniale Gesetzgebung aber, in der die alte Erbitterung der Pflanzer bis zur Aenderung der Regierung fortging, suchte diesen selbständigen Leuten auf alle Weise das Leben zu erschweren[2]). Viele der beabsichtigten Maßregeln blieben unausgeführt, weil sie die Sanktion der Krone nicht erlangten. Doch waren die kleinen Leute mit harten Steuern überbürdet.

Doch der schwerste Schlag gegen die westindischen Kolonien sollte nun vom Mutterlande aus kommen. Bis dahin hatten Schutzzölle für die Kolonialwaren in England bestanden, welche die Konkurrenz der Erzeugnisse fremder Kolonien ausschlossen. Mit der zur Herrschaft gelangten liberalen Politik mußten diese Schutzzölle fallen (1846). Der auf Cuba mit Sklavenarbeit erbaute Zucker füllte die englischen Märkte. Die englischen Kolonien konnten dagegen nich aufkommen. Die Folge davon war, daß zahlreiche Plantagen, namentlich solche, die schon bisher unter den ungünstigen Verhältnissen verschuldet waren, eingingen, womit aber auch dort, wo die Neger bisher noch hatten arbeiten wollen, viele derselben den Verdienst einbüßten. Man hat jene Maßregel hart getadelt[3]), aber man übersah, daß die politische Richtung, welche dieses Elend über West-

[1]) Das sogenannte englische Gewürz, die Frucht eines hohen Baumes mit gefiedertem Laube.

[2]) Es ist ein Kampf der Rasse zwischen den 13,000 Weißen und den 350000 Schwarzen, in dem die etwa 80000 Braunen keineswegs ganz auf Seiten der letzteren stehen.

[3]) Vergl. Horsford, a. a. O. 231.

indien brachte, aus derselben lieberalen Strömung hervorgegangen ist, der die Emanzipation, so wie sie zu Stande kam, ihre Verwirklichung verdankt. — Um noch möglichst konkurriren zu können, mußten die Löhne auf den Plantagen, die sich noch gehalten hatten, herunter gesetzt werden. Die an ausländische Bedürfnisse in hohem Maße gewöhnte Bevölkerung wurde durch die Schmälerung des Verdienstes hart gedrückt. Noth und Armuth griff um sich, und die Schwarzen zogen sich immer mehr zurück. Namentlich auf Jamaica und Trinidad scheint dies der Fall gewesen zu sein. Auf letzterer Insel soll es nahe daran gewesen sein, daß die Plantagenkultur gänzlich aufhörte. Die Neger hatten sich nach dem Innern zurückgezogen, bauten ihre Lebensmittel und trieben Gemüsebau, Geflügelzucht u. dgl. für den Markt der Städte. Handwerker waren wohl vorhanden, aber oft auf keine Weise zu regelmäßiger Arbeit zu bewegen. Wenn sie ein paar Tage gearbeitet und ein Sümmchen verdient hatten, blieben sie fort und ließen sich nicht durch gutes Zureden und Bitten bewegen weiter zu arbeiten, oder forderten einen unverschämt hohen Lohn.

Zur Abhülfe dieser Zustände suchte man auswärtige Arbeitskräfte einzuführen. Die Ansiedlung schottischer und deutscher Familien auf Jamaica verfehlte vollständig ihren Zweck; besser gelang die Einführung portugiesischer Arbeiter von Madeira. Schließlich aber griff man zu den Kuli's aus Ostindien und China, freie Arbeiter, aber durch einen Kontrakt für eine Reihe von Jahren gebunden. So kam nach Westindien ein ganz neues Element der Bevölkerung. Auf Trinidad belief sich die Zahl derselben auf mehr als 20,000, vorzugsweise Hindu's. Auf Jamaica waren bis 1856 schon 18000 Kuli's eingeführt. Auch diese Arbeiter haben jedoch nicht ganz den Erwartungen entsprochen. Besonders die Chinesen sind vielfach für die Kolonien recht unbequem geworden, namentlich da, wo sie nach Ablauf ihres Kontraktes sich als selbständige Arbeiter für eigene Rechnung angesiedelt haben. In vielen Beziehungen ganz das Gegentheil vom Neger, mit unsäglich geringen Bedürfnissen, in hohem Grade fleißig und geschickt, dabei schlau auf jeden Vortheil bedacht, besiegen sie bald die Konkurrenz jedes anderen Arbeiters. Manche aber sind auch zu Raub- und Diebsgesindel geworden. Für die schwarze Bevölkerung war die Einführung jedenfalls sehr nachtheilig. Man hätte erwarten sollen, daß die Mission sich dieser neuen heidnischen Bevölkerung mit Sorgfalt annehmen würde. Mit Ausnahme der unten zu erwähnenden anglikanischen Schulen für Hindukinder finde ich jedoch auf dem in Rede stehenden Gebiete nichts anzuführen.

Zu dem Ruin der Zuckerkultur kam aber als eine schwere Noth das gänzliche Darniederliegen des Importhandels aus den Vereinigten Staaten infolge des Krieges. Auch die Neger sind an importirte Waaren im weitesten Maße gewöhnt. Nicht das geringste Stück ihrer Kleidung können sie selber produziren; was Wunder, wenn bei den theuren Baumwollenpreisen jener Periode viele oft kaum ein paar Lumpen hatten, ihre Blöße zu decken. Aber auch selbst an eingeführte Nahrungsmittel oder Genußmittel hatten sie sich vielfach ge-

wöhnt, und in den Zeiten des Ueberflusses war selbst Champagner bei Negergesellschaften nichts Unerhörtes gewesen; während Reis, Salzfische und Salzfleisch einen Artikel für das tägliche Leben bildeten. Unter den ungünstigen Handelsverhältnissen wurden diese Gegenstände für einen großen Theil der Bevölkerung unerschwinglich. — Vollends aber kam die bitterste Noth über Westindien, als mehrere Jahre lang furchtbare Dürre auf den Inseln herrschte, die vollständige Mißernten herbeiführte. Hungersnoth waltete weit und breit; dazu kamen Epidemien, und auf manchen Inseln Verwüstungen durch Orkane und Erdbeben. Genug die schönen Inseln befanden sich in der kläglichsten Lage. Erst in neuerer Zeit scheinen sich die Verhältnisse wieder gehoben zu haben[1]) Auch die Plantagen nehmen hie und da wieder einen Aufschwung. Im großen und ganzen wird aber Westindien noch lange zu laboriren haben, bis die Wunden ausgeheilt sein werden, welche die in der Emanzipation begangenen Fehlgriffe veranlaßt haben. Wie sich aber unter diesen Verhältnissen die Mission weiter gestaltet hat, mögen uns die folgenden Abschnitte zeigen.

Anhang.

Von der Emanzipation auf den dänischen Inseln wird im nächsten Abschnitt die Rede sein; auf den niederländischen erfolgte sie erst am 1. Januar 1860. Um zu zeigen, wie man auf den ersteren die bei der britischen Emanzipation vorgekommenen Fehlgriffe mit Erfolg zu vermeiden suchte, führe ich Folgendes aus einem Berichte des Bischofs von Roseau[2]) vom Jahre 1866 an. Ich fürchte mich nicht, einen katholischen Gewährsmann zu citiren, zumal sich das, was er über die britischen Kolonien sagt, vielfach auch in evangelischen Berichten findet. Ueber die dänischen Kolonien war mir eine nähere Darlegung der Verhältnisse nicht vorgekommen. Der Bischof schreibt:

„Es sind nun 27 Jahre, daß ich auf den englischen Kolonien wohne, und statt einer wirklichen Verbesserung, statt eines materiellen und sittlichen Fortschrittes muß ich vielmehr einen Rückschritt nachweisen. Die sich selbst überlassenen Neger vereinzeln sich, sie bauen sich aus einigen in die Erde eingerammten Pfählen elende Hütten, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, den Boden auszuebnen, ganz so wie ihre Vorfahren in Afrika. Von dem Lande, das sie erworben, bauen sie gerade so viel an, als sie für ihre Bedürfnisse hinreichend erachten, woher es

---

[1]) Für Jamaica datirt eine neue Zeit von 1866. In dem Aufstande und der blutigen Unterdrückung desselben waren die politischen Gegensätze nochmals hart an einander gerathen, worüber weiter unten ausführlichere Mittheilungen folgen. Seitdem wurde die Form der Regierung geändert; die Selbstverwaltung aufgehoben und die Kolonie unter Verwaltung der Regierung des Mutterlandes gestellt. [Ich finde leider in der ganzen mir zugänglichen Literatur keinerlei genaue Angaben und mußte aus dem Gedächtniß citiren, was ich darüber mündlich gehört habe.] Seitdem sind umfassende Maßregeln getroffen, das heranwachsende Geschlecht durch Schulunterricht zu heben.

[2]) Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens, 1867, IV S. 39.

denn kommt, daß sie selten etwas zu essen haben und sich dann über die Wurzeln und wildwachsenden Früchte hermachen, wenn sie nicht gar die benachbarten Pflanzungen plündern. Diese ungenügende Nahrung, die feuchte Wohnung, die schmutzigen Kleider, mit denen sie sich kaum bedecken, erzeugen Hautkrankheiten, unheilbare Geschwüre, endlich Aussatz und Krätze, welche unter dieser Bevölkerung aufräumen und schließlich sie aufreiben werden. Das Verlassen der Sklavenwohnungen seitens der Neger hat die Ansiedler gezwungen, Verträge mit Gesellschaften zu schließen, um indische und chinesische Arbeiter, verkommene und lasterhafte Landstreicher kommen zu lassen, welche in der Umgebung der von den Europäern besuchten Häfen zusammengerafft werden. Besser und auch leichter wäre es gewesen, aus der schwarzen Bevölkerung, die doch schon christliche Anschauungen in sich aufgenommen hatte, Vortheil zu ziehen, indem man sie nach und nach durch gehörige Leitung zu einem geregelten Leben und zu den Wohlthaten der christlichen Bildung hingeführt hätte. Das hat man in den dänischen Kolonien begriffen; die freigewordenen Neger mußten in den Wohnungen, deren jede ein Dorf bildet, verbleiben. Hier sind sie, nach einer Verordnung vom Januar 1849, in luftigen und saubern Steinhütten, die in zwei Zimmer abgetheilt und mit Ziegeln oder Brettern gedeckt sind, untergebracht. Jede Familie hat einen Garten von mindestens fünfzig Quadratfuß und einen Hof für Geflügel und Schweine. Am Samstag wird in allen Hütten die Nahrung für die Woche ausgetheilt: Mehl, eingesalzene Fische, Zucker, Syrup; dazu können die Arbeiter noch die Erzeugnisse ihres Gartens fügen. In jeder Sklavenbehausung sind die Arbeiter nach dem Alter und der Kraft in drei Abtheilungen geschieden. Alle werden am Ende der Woche ausbezahlt, außer daß von der Wochenlöhnung der Erwachsenen fünfzehn Centimes für Arzt und Arzneien abgerechnet werden. Bis zum zwölften Jahre werden die jungen Arbeiter auf Kosten des Sklavenhauses verpflegt. Der Verwalter ist verpflichtet, dem Arzt und dem Geistlichen zu schreiben, sobald ein Arbeiter leiblichen oder geistigen Beistand nöthig hat. Das Morgen- und Abendgebet wird gemeinsam verrichtet; die jungen Leute sind gehalten, am Samstag in die Kirche ihres Bekenntnisses zu gehen, um den Religionsunterricht zu empfangen. An diesem, wie auch am Sonntage, haben die Arbeiter alle Freiheit, in die Stadt und in die Kirche zu gehen. Es ist ein interessantes Schauspiel, wenn man sie da auf ihren kleinen zweirädrigen, schön bemalten, mit einem kleinen Pferde oder Maulesel bespannten Wägelchen herkommen sieht. Alle sind sauber gekleidet und scheinen eine gute Gesundheit zu genießen; auch ihre Höflichkeit und gute Haltung sind bemerkenswerth. Im ganzen ist der Anblick, den die dänischen Inseln darbieten, ein sehr tröstlicher."

9. Die Mission der Brüdergemeinde bis auf die neuste Zeit.

a. Britisch Westindien.

Jamaica.

War auf dieser Insel, wo die Brüder früher so vergeblich zu arbeiten schienen,. schon im letzten Jahrzehnt vor der Emanzipation immer größerer Erfolg zu Tage getreten, so erwies sich durch die letztere der harte Boden vollends für die Aussaat des Evangeliums gelockert. Auf allen 6 Stationen waren, wie aus dem Jahre 1834 berichtet werden konnte, die Kirchen überfüllt. Die zu Fairfield konnte nur etwa 800 Personen fassen, doch drängten sich 2000 Zuhörer zu den Gottesdiensten heran, so daß meist zwei Versammlungen hintereinander gehalten werden mußten. War die Bewegung auch weit mehr extensiv als intensiv, so dürfen wir doch anführen, was eine Schilderung aus dieser Zeit sagt[1]: „Ein solcher Anblick von langen Reihen schwarzer Gesichter, die mit fast unverwandtem Auge auf den Redenden gerichtet sind, würde unfehlbar jeden Missionsfreund zu Lob und Dank gegen Gott stimmen. Viele der Jüngeren bringen ihre Gesangbücher und Bibeln mit, und hin und wieder erblickt man dieselben auch bei einem hochbejahrten Neger mit silberweißem Haupthaar, der noch in seinen alten Tagen lesen gelernt hat und eine wahre Zierde der Kirche ist. — Die besondere Seelsorge wird geübt, theils indem die Missionare ihre Gemeindeglieder, namentlich die zerstreut wohnenden, besuchen, theils indem diese selbst zu den Missionaren zum Sprechen kommen. — Diejenigen Neger, welche die Taufe empfangen sollen, haben sich ein Vierteljahr lang, nach Umständen noch länger, jeden Sonnabend zum Unterricht einzustellen; ebenso diejenigen, welche zur Konfirmation vorbereitet werden sollen. Alle 8 Wochen wird an einem Sonntage das heilige Abendmahl gehalten; der darauf folgende Sonntag ist Bettag für die Erwachsenen, an welchem die Aufnahme in die verschiedenen Gemeindegrade, also auch die Taufe der Erwachsenen und die Konfirmation stattfindet. Der dann folgende Sonntag ist Bettag und Tauftag für Kinder. Jährlich einmal haben die Verheiratheten und die Kinder ein Liebesmahl, bei welchem Weißbrod und Limonade ausgetheilt wird. Zu Weihnachten werden alle Kirchen mit grünem Laube, besonders mit der großen und wohlriechenden Pimento-Blüte geschmückt. — Auf jeder Pflanzung werden ein Helfer und eine Helferin, mitunter auch deren zwei, aus der Zahl der Kommunikanten angestellt, die die Aufsicht über die übrigen Gemeindeglieder zu führen, sie zu erinnern, und die Missionare von allem in Kenntniß zu setzen haben. Mit diesen Helfern werden zu bestimmten Zeiten Versammlungen gehalten, in welchen das Wohl einzelner sowohl als aller besprochen wird, und jährlich findet mit ihnen ein Liebesmahl statt. — Die Missions-Konferenzen, zu welchen sämmtliche Missionare auf der Insel gehören, werden alle acht Wochen an einem vorher dazu bestimmten Missionsplatz gehalten." —

---

[1]) cf. Bauer, das Missionswesen der evangelischen Kirche. I, S. 168 f.

Die Zahl der Stationen hatte sich schnell gemehrt. Schon 1834 mußte Beaufort angelegt werden, einige Stunden nördlich von New-Carmel, dann im folgenden Jahre Bethany, östlich von New-Eden, tief im Innern, auf der Kette der Miln Gully-Berge. 1838 kamen Nazareth und New-Hope, jenes zwischen New-Eden und Fairfield, auf der Höhe der Mayday Hills, dieses nicht weit von New-Carmel, am Strande von Parkers Bay. Ferner entstand ein Jahr später Litiz, südöstlich von New-Bethlehem, nicht weit von der Savanna auf den Manchester Bergen, und 1840 Bethabara, südöstlich von Fairfield. Erst 7 Jahre später wurde die dreizehnte Station, Springfield, östlich von New-Carmel, errichtet, und endlich 1866 entstand die neuste, Mizpah, mit dem Außenplatz Broadleaf.

Alle diese Plätze liegen im westlichen Theile der Insel, mit Ausnahme von Irwinhill, ziemlich konzentrirt im Gebiete der Parochien St. Elisabeth und Manchester. Die meisten sind auf Bergen und Hügeln in verhältnißmäßig gesunder Lage erbaut; nur New-Eden und Irwinhill liegen niedrig und daher ungünstiger, während New-Hope 1870 höher hinauf verlegt wurde, und seitdem Salem heißt. Jede Station besteht aus einem Wohnhause, einer Kirche, einem Küchen- und Vorrathsraum und Stallgebäuden. Zu jeder gehört ein größeres oder kleineres Stück Land, das zur Weide für einige Pferde und Kühe benutzt wird. Wo es sein kann, ist auch ein Garten angelegt, um Gemüse zu erzielen. Die Häuser sind nett und einfach gebaut. Die Kirchen meistens von Stein, einige von Holz. In jeder ist eine Kanzel angebracht[1]), einige sind auch mit Chören versehen. Wo zwei Missionare an einem Platze wohnen, wird auch das Schulzimmer als zweite Kirche benutzt.

Auch das Schulwesen nahm einen erfreulichen Aufschwung. Nachdem bereits seit 1826 auf allen Missionsplätzen der Brüdergemeinde Sonntagsschulen für Negerkinder, seit 1828 an vielen Orten Wochentagsschulen und auf manchen Pflanzungen Abendschulen, in denen die Neger sich, so weit es ging, gegenseitig unterrichteten, angelegt worden, wurde 1836 auch ein Anfang mit Kleinkinder-Schulen gemacht. In den Wochentagsschulen wird Lesen, Rechnen, Schreiben, Rechtschreibung und Religion getrieben; die Mädchen bekommen auch Unterricht im Nähen. Die angestellten Lehrer oder Lehrerinnen nehmen die verschiedenen Klassen der Reihe nach vor. Der Unterricht wird täglich 5 Stunden mit Anwendung der Lancaster'schen Methode ertheilt; Freitags und Sonnabends, wo die Kinder mit ihren Eltern in den Gärten arbeiten, ist keine Schule. Seit der Freilassung bezahlen die Kinder auch Schulgeld, doch geht eine gute Anzahl aus Armuth oder andern Ursachen frei aus, und die Kosten für die Lehrer und die Erhaltung der Gebäude werden durch das eingehende Schulgeld nicht überall aufgewogen. Zur Ausbildung der Lehrer besteht ein Seminar in Fairfield, sowie ein Institut für Lehrerinnen in Bethabara. Ende

[1]) Also abweichend von den sonstigen Sälen der Brüdergemeinde, die nur den Liturgustisch haben.

1852 waren in 48 Landschulen 1341, in 13 Stationsschulen 1633 Kinder, zusammen 2974.[1]) Bis 1873 wuchs die Schülerzahl auf 3780, während die der Schulen geringer wurde: zusammen 54, von denen aber 21 auf den Stationen.

Das Wachsthum der Gemeinden läßt sich am anschaulichsten durch folgende Zahlen darstellen:

Im Jahre:	Zahl der sämmtlichen in Pflege befindlichen Personen.	Zahl der Abendmahlsgenossen.
1831	5121	?
1834	8000	?
1845	13789	?
1848	13376	?
1855	12952	4127
1869	12357	4309
1870	12323	4200
1871	12587	4289
1872	12911	4296
1873	12971	4400
1874	13414	4499

Wir sehen also, daß extensiv der Gipfel schon im Jahre 1845 erreicht war. Von da an tritt für ein Viertel Jahrhundert ein Rückgang in der Seelenzahl ein, während die ziemlich stetig steigende Zahl der Abendmahlsgenossen auf ein gesundes inneres Wachsthum deutet.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die einzelnen Stationen.[2]) Die Entstehung von Negerdörfern bei denselben war eine neue, wichtige Erscheinung. So bildete sich seit 1840 um Fairfield her, das als Mittelpunkt der Brüdermission auf Jamaica zu betrachten ist, ein solches Dorf, das bald 4—500 Einwohner hatte. Ende April 1842 wurde auf dieser Station eine Art Missionsschule eröffnet mit 6 Negerknaben zwischen 14 und 17 Jahren und 2 älteren Jünglingen, die zu Missionsgehülfen herangebildet wurden und außer den Schul- und Vorbereitungsstunden sich zu ihrem Unterhalt mit Handarbeit beschäftigten. Einer von diesen Erstlingen folgte hernach dem Missionar Riis nach Akropong in Westafrika als Schullehrer, ein anderer wurde in New-Bethlehem angestellt. Im Februar 1845 zählte die Anstalt zwölf Zöglinge, welche in einem bequemen Hause zusammen wohnten, mit Büchern und Schreibmaterial versehen wurden, und Lesen, Schreiben, Rechnen, Sprachlehre und Erdbeschreibung lernten, zur Bestreitung ihres Unterhalts aber täglich drei Stunden unter Aufsicht der Missionare im Garten arbeiteten. Nachdem aus dieser Normal-School (Seminar) bereits 16 Schullehrer ausgegangen und hin und wieder angestellt worden,[3]) fand am 17. März 1853 die feierliche Ein-

---

[1]) Basler Missions-Magazin, 1853, IV, S. 64.

[2]) Dabei folgen wir zunächst der ersten Ausgabe dieses Werkes, und lassen die Beschreibung der neusten Entwicklung besonders folgen.

[3]) Basler Missions-Magazin 1852, IV, S. 323.

weihung des neuen Hauses zur Bildung von eingebornen Gehülfen und Schullehrern statt. Die Zöglinge, etliche 20 an der Zahl, sind in 2 Klassen eingetheilt.[1]) Außerdem besteht in Fairfield, das auch seinen eigenen Missionsverein hat, ein Waisenhaus[2]) für Negerkinder, gewöhnlich „Refuge-Schule“ genannt, darin sich meistens 20 bis 30 Zöglinge befinden. Zwei Lehrerinnen haben die Leitung, die Kosten aber werden von einem Frauenverein in Jamaica und England bestritten.

Zu New-Eden, dem zwischen Fairfield und New-Carmel am lieblichsten gelegenen, aber auch heißesten und ungesundesten Platze, hat seit der völligen Freilassung der Neger die Gemeinde eher ab- als zugenommen, und auf eine Vermehrung durch neue Leute ist wenig Aussicht. Zum Bau einer neuen Kirche 1841 gab die Regierung von Jamaica 300 Pfund Sterling (3600 Fl.). Ende 1845 zählte die hiesige Gemeinde 1299 Mitglieder.

Irwinhill mit seinem Nebenplatze Williamsfield wurde im Anfang der vierziger Jahre von dem alten heidnischen Teufelsspuk des Obiah und Myal, der als christliche Schwärmerei wieder auftauchte, bedroht. Die Myalisten behaupteten, daß Gott sie auf die Welt geschickt habe, alle jene Zauberei und alle schlechten Menschen auszufinden und zu bezeichnen, daß er sie daher mit seinem Geiste begabt habe, die Geister zu unterscheiden, zu weißagen und alles Verborgene aufzufinden. Sie versammelten sich in der Nacht, geberdeten sich wie wahnsinnig mit Tanzen, Schreien und Singen, und geriethen endlich in einen so aufgereizten und erschöpften Zustand, daß sie zu Boden fielen und sich in einer Art Entzückung befanden. Das nannten sie „den Geist haben“ oder „das Haupt im Feuer haben“, und in solchem Zustande wollten sie Geister sehen, weißagen, alle Zauberei deuten 2c. Oefters nahmen sie auch mit Gewalt Besitz von christlichen Kapellen, um da ihr Dämonenwesen zu treiben. War jemand bei einem von ihnen als ein Zauberer oder schlechter Mensch angegeben, so suchten sie ihn auf, legten Hand an ihn, fingen an, ihn zu schlagen, ihm Wasser ins Gesicht zu gießen, kurz, ihn so lange zu quälen, bis er alles ein- und zugestand, was sie wissen wollten, u. dgl. m. Im September 1842 brach dieses Unwesen aus; Ende 1842 wurden die Tänze auf mehr als 20 Zuckerpflanzungen in der nähern Umgebung von Irwinhill alle Nächte bis gegen Morgen gehalten; 1843 wagten sie es sogar, gegen Hausgenossen der Missionare, deren Warnungen ihnen im Wege waren, Gewaltthätigkeiten zu üben, und Sicherheitsmaßregeln mußten ergriffen werden. Es gelang der Polizei, sich einer Bande von etwa 40 zu bemächtigen, an welche sich auf dem Wege zur Stadt, wohin sie zum Verhör abgeführt wurden, noch ganze Schaaren anschlossen. Sie bestanden aus Männern und Weibern und betrugen sich im Verhör wie Besessene, sprachen auch allerlei tolles, unzusammenhängendes Zeug, wie z. B. „es ist der Herr Jesus;“ — „wir nicht toll;“ — „wer sagen, wir toll? uusch! uusch! uusch!“ u. dgl. Das Abzeichen

---

[1]) Basler Missions-Magazin 1854, III, S. 99.
[2]) cf. Ebendaselbst 1845, III, S. 148.

der Myalisten, meist junger Leute, war ein Tuch, das sie in auffallender Weise um den Kopf wickelten, und ein anderes, mit welchem sie sich den Leib so viel als möglich einschnürten. Ihr ganzes Wesen und Getreibe war ein Gemisch des Heidnischen und Christlichen. Die Missionare thaten das Ihre, dem Unwesen zu steuern und dem Umsichgreifen desselben kräftig entgegenzutreten, und die gute Haltung, welche die Gemeinde behauptete, setzte dem Unwesen einen Damm. Auf den Pflanzungen, wo die Mehrzahl der Bewohner aus Gemeindegliedern bestand, durften die Myalisten sich gar nicht sehen lassen. Von den Einzelnen aber, welche ausgestoßen werden mußten, wurden mehrere bald ruhig und baten um Wiederaufnahme. — Im Juli 1852 schrieb Miss. Lichtenthäler von Irwinhill: „Von 70 Personen, die wir im Laufe des Jahres 1851 in unsere Gemeinschaft aufgenommen haben, sind nur 7 oder 8 wieder zurückgetreten. Seit dem 1. Januar d. J. sind noch 27 herzugekommen, was mit den 70 vom v. J. im ganzen 97 Personen ausmacht, die seit dem Erlöschen der Cholera unserer Gemeinschaft beigefügt worden sind. Dies ist eine Folge jener schrecklichen Plage, daher ich sagen darf, sie habe Gutes gewirkt. Der Besuch des Gottesdienstes an den Sonntagen ist auch besser als früher."

Zu New-Carmel wurde anf Anlaß einer Rede am 19. Januar 1845, worin Br. Robbins einen kurzen Bericht von der Mission in Grönland gab, ein Missionsverein von Seiten der schwarzen Brüder und Schwestern gestiftet, dessen erste Zusammenkunft am 11. April d. J. statthatte. Bald waren nahe an 200 Unterschriften zu einem monatlichen Beitrag von 1 ½ Penny (= 15 Pf. neu) beisammen, und die Brüder und Schwestern in New-Bethlehem folgten diesem Beispiele nach.

Mit New-Bethlehem sind 2 Schulen verbunden, die eine an dem Platze selbst, die andere zu Schoolfield, etwa 2 Stunden entfernt am Fuße des Berges, auf dem New-Bethlehem liegt, seit 1842 eröffnet, Mitte 1844 von 35 Schülern besucht. Aus dieser Gemeinde, die gleichfalls ihren Missionsverein hat, sind 7 Glieder mit dem Basler Missionar Riis[1]) nach Westafrika gegangen.

Zu New-Fulneck hatte Missionar Pfeifer 1844 über beträchtliche Abnahme der Schulen seit der Negerbefreiung zu klagen, theils infolge Unvermögens, das Schulgeld zu entrichten, hauptsächlich aber aus Gleichgültigkeit der Eltern, welche die Vortheile der Erziehung nicht zu schätzen wußten.

Die Gemeinde von Nazareth wohnt zerstreut bis auf eine Stunde Entfernung nach allen Richtungen, theils auf den Pflanzungen, theils in schwer zugänglichen Klüften und Schluchten mitten im Walde. Mis-

---

[1]) Es schien die einfachste Art der Mission in dem für Europäer so tödtlichen Westafrika zu sein, wenn man durch bekehrte Neger aus Westindien dort christliches Leben einführte. Der Versuch jedoch, der durch den genannten Missionar mit 24 Personen gemacht wurde, läßt sich keineswegs als gelungen bezeichnen, veranlaßte vielmehr manche Enttäuschung. Von den zu Akropong angesiedelten westindischen Christen finde ich aus späterer Zeit nur die Bemerkung, daß sie bei allen Schwächen immerhin noch das Bild einer christlichen Gemeinde darstellten. Allein gegen das Heidenthum ihrer Brüder etwas auszurichten fehlte ihnen doch, wie es scheint, die Kraft.

sionar Feurig daselbst mußte im Juli 1844 klagen: „In der kurzen Zeit seit unserer Herkunft fand ich mich veranlaßt, 14 Mitglieder auszuschließen, meistens wegen fleischlicher Vergehungen. Ueberdies werden Klagen und Streitigkeiten unter ihnen häufiger, welches deutlich zeigt, wie viel noch zu thun übrig ist, bevor sie geschickt sind, Wohnungen Gottes durch Seinen Geist darzustellen. Die hiesige Schule ist gegenwärtig in einem kümmerlichen Zustande; kaum ein Kind wird von den Eltern zur Schule geschickt, und an einem Vorwande, diese Versäumniß zu entschuldigen, fehlt es nie. Da sie eben selbst in Unwissenheit aufgewachsen sind, so verlangen sie auch für ihre Kinder nichts Besseres."

Bethany, 2000 Fuß über der Meeresfläche, unter mancherlei Schwierigkeiten und mit Hülfe der zur Gemeinde gehörigen Neger, von denen alle 14 Tage einige Hunderte beim Sprengen der Felsen, dem Ebnen des Bodens und dem Bau der Häuser unentgeltlich mit Hand anlegten, gegründet, ist einer der schönsten Missionsplätze der Brüdergemeinde. Sämmtliche Gebäude sind von Stein aufgeführt. Die Kirche, auf der Vorderseite zwei Stockwerk hoch, da sie an den Felsen sich anlehnt, enthält im unteren Stock einige Stuben und ein geräumiges Schulzimmer, ist 175 Fuß lang, 50 Fuß breit, und faßt 8—900 Menschen. Die Kanzel, nebst der auf dieselbe führenden Treppe ist vom schönsten Mahagoni- und Cedernholz gearbeitet. Das sehr geräumige Wohnhaus ist vorn ebenfalls zweistöckig; über demselben befindet sich der Küchengarten. Zu den ursprünglichen 6 Acres sind 1842 noch 20 Acres hinzugekauft worden, auf denen das nöthige Futter für das Vieh gebaut wird; auch werden von den daselbst angepflanzten Kaffee-Bäumen jährlich einige Centner Kaffee geerntet. Als im Jahre 1833 der Bau der Kirche begonnen ward, waren mehrere größere Pflanzungen im blühenden Zustande, und die Bevölkerung belief sich in einem Umkreis von fünf Viertelstunden auf mehr als 1000 Neger. Seit 1838 aber haben die meisten derselben die Pflanzungen verlassen und sich noch tiefer im Gebirge in Dörfern von 4—500 Seelen, 2, 3—3½ Stunden weit, angesiedelt. Einzelne Mitglieder der Gemeinde leben in noch größerer Entfernung, aber obschon der Durchmesser des von der Gemeinde bewohnten Umkreises 8 Stunden beträgt, werden die Gottesdienste ganz regelmäßig besucht, wenn nicht der Regen ein Hinderniß in den Weg legt.

Beaufort, mit einem weitläufigen, in 3 Abtheilungen gebrachten Gemeindegebiet und 2 zu dem Platze gehörigen Schulen, bei deren einer die vier ersten Brodfruchtbäume stehen, welche von den Südsee-Inseln nach Jamaica verpflanzt wurden, zählte Anfang 1845 etwa 653 Gemeindeglieder, die meist sehr zerstreut auf der benachbarten Bergkette wohnen.

New-Hope, an der Seeküste, ein noch junger Platz, zählte 1845 etwa 614 Gemeindeglieder.

Litiz war früher blos von lauter braunen Leuten bewohnt, deren sich die Brüder seit 1829 annahmen. Nach der Freilassung zogen auch Neger hierher. Vom Januar bis Mai 1842 schlossen sich über 100 Seelen, meist braune Leute, der Gemeinde an, die Ende 1845 bereits 1178 Glieder zählte.

Bethabara. Zu der Kirche, deren Grundstein am 16. Jan. 1840 gelegt wurde, gab die Regierung von Jamaica gleichfalls 300 Pfund Strl. Ende 1845 zählte die Gemeinde 1017 Seelen, die Schule 46 Schüler. Unterm 15. April 1855 aber schreibt Missionar Seiler daselbst: „Unsere Tagesschule hat gegenwärtig eine noch nie erreichte Anzahl Schüler. An manchen Tagen beläuft sich dieselbe auf 180 Kinder, so daß wir uns mit ihnen in unserm Schulhaus, dessen Raum nur für 150 hinreicht, kaum Rath wissen."

In neuerer Zeit ist in der Mission der Brüdergemeinde auf Jamaica wohl das bemerkenswertheste Ereigniß die Erweckung von 1860 gewesen, obgleich sich bei weitem nicht die Hoffnungen verwirklicht haben, die sich an dasselbe knüpften. Schon im Jahre zuvor zeigte sich in der Gehülfenschule zu Fairfield eine auffallende geistliche Bewegung. Es wurden Gebetsstunden eingerichtet, da ein neuer Gebetsgeist durch die Gemeinde wehte. Dem Beispiele folgten bald die andern Stationen. Zu Anfang des genannten Jahres aber hielt man nicht nur die vom evangelischen Bunde angeregte Gebetswoche, sondern setzte, ermuntert durch die Berichte von den großen Erweckungen in Amerika und dürstend nach ähnlichen Erfahrungen, die Gebetsversammlungen noch weiter fort. Endlich im September fing es mächtig an, sich zu regen.

Zuerst[1]) in der New-Carmeler Gemeinde am 20. September, wo sich nach der am Morgen gehaltenen Gebetsversammlung eine große Schaar zu Br. Lichtenthäler herzudrängte, um Sündenbekenntnisse abzulegen und Rath und Trost für das geängstete Gewissen zu suchen. Fast alle Orte, wo die Mitglieder dieser großen Gemeinde wohnen, wurden von der Bewegung ergriffen, man ließ alles stehen und liegen, um von dem Einen, das noth ist, zu hören und zu reden. Am 28. zeigte sich dieselbe Erweckung auch in den Nachbargemeinden New-Fulneck und Springfield. Alte und Junge lagen mit einander auf den Knien und schrien zum Herrn um Gnade. Bald war nun keine der 13 dortigen Gemeinden mehr übrig, welche an dieser allgemeinen und gewaltigen, alle Herzen erschütternden Regung nicht Antheil genommen hätte, überall fand man Schaaren von solchen, die in Reue und Buße wegen ihres bisherigen Lebens, nicht selten mit offenem Geständniß auch der vorborgensten Sünden, um Gnade rangen, oder deren Mund von Lob und Dank für erhaltene Vergebung und Gnade überfloß. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Bewegung anfangs hie und da sehr stürmisch, mit großem Geräusch und vielen äußeren Geberden auftrat. Es fehlte nicht an körperlicher Aufregung, krampfhaften Zuckungen, Ohnmachten u. s. w. Der bewährteste der Helfer in New-Carmel, der alte Archy[2]) Monteith,

---

[1]) Ueberblick über das Missionswerk der Brüdergemeinde 1869, S. 24 ff.

[2]) Archibald Monteith zu New-Carmel, ein geborner Afrikaner, schon vor mehr als 45 Jahren erweckt, der wegen seiner ausgezeichneten Gaben als allgemeiner Gehülfe angestellt worden ist und als solcher auf Jamaica umherreist. Dieser originelle Mann ist von ansehnlicher Gestalt, stark und kraftvoll; aus seinen offenen, freundlichen Gesichtszügen und seinen geistvollen Augen leuchtet die Liebe zu Jesu und seinen Brüdern hervor. Ohne fremde Anleitung hat er fertig lesen gelernt, und ist bei jeder Gelegenheit im Stande, ein passendes Beispiel oder einen treffenden Spruch aus der Schrift anzuführen. Dabei besitzt er ein ungemeines Talent, Vergleichungen zu machen, schlagend zu antworten, und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit Gegenfragen zu stellen, so daß wenige ihm widerstehen können. Damit verbindet er viel Klugheit und Anstand, und versteht es, im Umgang mit Gebildeteren und Höhergestellten sich so weislich zu benehmen, daß die ihnen gebührende Achtung auf keine Weise verletzt wird.

war deshalb fast mißtrauisch gegen die ganze Sache. Daß sich aber bei der oberflächlichen, leicht erregbaren und zum Hochmuth geneigten Gemüthsart der Neger auch manches mit eindrängte, was die Realität der Erweckung verdächtig machen konnte, ist wohl kein Wunder. Die Missionare nahmen sich jedoch mit Anstrengung aller ihrer Kräfte der Gemeinden an, um die Bewegung in der rechten Weise zu leiten und allen drohenden Ausschreitungen und Schwärmereien vorzubeugen, was auch mit des Herrn Hülfe allerwärts auf das beste gelang. Allmählich wurde die Bewegung der Gemüther eine stillere, mehr nach innen gerichtete, und es ließ sich um so gewisser eine nachhaltige Segensfrucht erwarten. Es sind zwar nicht alle Hoffnungen, die man wohl damals hegte, z. B. in Betreff der Zunahme unsrer Gemeinden, in Erfüllung gegangen, denn die Menge derer, welche von auswärts kommend an der Erweckung sich betheiligten und dem Drang der gewaltigen Anregung für eine Weile Folge leisteten, ist später meistens wieder zu den vorigen sündlichen Wegen zurückgekehrt; nichtsdestoweniger aber ist es unbestreitbar, daß diese Erweckung eine ganz besondere und außerordentliche Gnadenerweisung von unserm lieben Herrn war, eine kräftige Heimsuchung, welche auch eine reiche und bleibende Frucht des Segens für die dortigen Gemeinden hinterlassen hat, eine Zeit, von der man sagen konnte, daß Er „der Priester Herz voll Freude gemacht und seinem Volk der Gaben Fülle gegeben habe", eine Zeit, deren in der Geschichte der Jamaicanischen Mission nicht vergessen werden wird."

Nach solchen Erfahrungen glaubte man, eine neue Periode der westindischen Mission sei hereingebrochen, die freie farbige Bevölkerung sei soweit erstarkt, die Selbsterhaltung und Bedienung der Gemeinde durch Missionare aus ihrer Mitte zu übernehmen. Zur Anbahnung einer solchen durchgreifenden Veränderung wurde 1862 eine genaue Visitation durch Br. Cunow aus Berthelsdorf und Br. Badham aus London vorgenommen, die bis Mitte des nächsten Jahres dauerte und mit einer allgemeinen Konferenz der westindischen Brüdermissionare auf St. Thomas schloß. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen aber blieben sehr weit hinter den Erwartungen zurück. Obgleich sich auf Jamaica weit mehr Leben zeigt als in den Gemeinden mancher andern Inseln, gilt doch auch dort, was im allgemeinen von der westindischen Mission der Brüder noch 1869 gesagt wurde[1]): „Farbige Missionare und Missionsgehülfen sind auf verschiedenen Stationen angestellt, doch noch nicht in solcher Zahl, daß man sich dem Ziele des Entbehrlichwerdens der europäischen Arbeiter bereits nahe sähe. Es scheint die Erreichung derselben vielmehr noch in weiter Ferne vor uns zu liegen. In den letzten Jahren sind in dieser Hinsicht nur unbedeutende Fortschritte gemacht worden." Dabei war die Bereitwilligkeit, mit der die Gemeinden zu den Kosten für kirchliche Bedürfnisse beitrugen, immerhin anzuerkennen.

Sehr erfreulich aber war es für diese Mission, daß in den schweren Verwirrungen des Aufstandes von 1865, von dem unten ausführlicher zu reden sein wird, die Gemeinden in christlicher Unterthanentreue eine befriedigende Haltung bewahrten. Fehlt es auch bis jetzt nicht an mancherlei Hemmnissen, wie z. B. die auch hier vielfach zu Tage tretende Verarmung der Bevölkerung, so sind dieselben auf der fruchtbaren waldreichen Insel bei weitem nicht so schlimm, wie auf andern Inseln, die durch die Dürre mehrerer Jahre sehr schwerer Heimsuchung aus-

[1]) Ueberblick ff. S. 31.

gesetzt sind, abgesehen von den Verwüstungen der Orkane, die auch in neuerer Zeit bedeutend waren. Das Gebiet der Brüdermission auf Jamaica ist immer noch eines, auf dem trotz mancherlei Mängel und Schwachheiten der Gemeinden denen, die mit Geduld arbeiten, eine reichliche Freudenernte winkt.

Antigua.

Hier hatte die Mission bereits in den ersten Jahrzehnten unsres Jahrhunderts viel Frucht getragen. Die ganze Negerbevölkerung der Insel war bereits so mit dem Sauerteige des Christenthums durchdrungen, daß bei der bevorstehenden Emanzipation auf derselben ausnahmsweise von den Uebergangsjahren der Lehrlingszeit abgesehen werden konnte. Schon damals schien der Dienst des Missionars immer mehr in die Arbeit des Pfarrers überzugehen. Und doch gehört noch lange Zeit dazu, ehe neugewonnene Gemeinden erstarken und einen solchen Halt gewinnen, wie die seit Jahrhunderten bestehenden Gemeinden christlicher Länder. Die Statistik der Brüdergemeinden auf Antigua gibt uns ein Bild von dem eigenthümlichen Entwicklungsgange, den sie nahmen. Es waren dort:

Im Jahre:	In Pflege überhaupt	Kommunikanten
1809	10814	—
1821	15000	—
1827	ca. 12000	—
1840	12292	—
1846	—	4729
1849	8806	—
1856	8200	—
1869	6234	2879
1870	6034	2756
1871	6206	2752
1872	6475	2866
1873	6231	2757
1874	6163	2825

Also zu Anfang des zweiten Jahrzehnts war der Gipfelpunkt; von da ab äußerlich Rückgang. Man möchte geneigt sein, die Abnahme aus dem Anwachsen der Methodistengemeinden zu erklären. Allein auch diese haben hier nie so große Zahlen erreicht, daß dieselben den Ausfall der Brüdergemeinde aufwögen. Wieviel die anglikanische und selbst die katholische Kirche an sich gezogen haben mögen, darüber finden wir keinerlei Anhaltepunkte. Epidemien, Hungersnoth, Orkane und die dadurch verursachte Verminderung der Bevölkerung mögen als wichtige Momente mit in Rechnung gezogen werden, immer jedoch muß uns dieser Rückgang der Gemeinden auffallend bleiben. Die genügende Erklärung findet sich nur in dem Zustande der Neger, die den jetzt jedenfalls höher als früher gestellten Forderungen des Gemeindelebens nicht entsprechen mögen, obgleich äußerlich die ganze Bevölkerung das Christenthum angenommen hat.

Nach der Emanzipation wurden hier übrigens noch 2 neue Stationen gegründet: Lebanon in der Mitte der Insel 1838, und Gracefield an der Nordküste 1840. Endlich ist 1859 der Predigtplatz Greenbay jenseits des Hafens von St. Johns auch zur Station erhoben, so daß die Zahl der Stationen auf 8 gekommen ist. 1847 wurde zu Cedarhall eine Centralschule gegründet, in dem fähige Negerkinder zur Aufnahme in das Schullehrerseminar der Mico Charity-Stiftung[1]) in St. Johns vorbereitet werden sollten. Die Gebäude dieser Anstalt wurden zwar schon im nächsten Jahr durch einen Sturm zerstört, aber wieder errichtet und seither mehrmals vergrößert.[2]) Auch ein Lehrerinneninstitut wurde auf der Insel gegründet.

Hatte die Insel schon immer an Wassermangel gelitten, so steigerte sich zuweilen derselbe zu außerordentlicher Noth, wie 1837, wo das meiste Vieh starb. Auch in neuster Zeit trat wieder Dürre und Trockenheit mit den traurigsten Folgen ein. Ueberall in Westindien war der Plantagenbau seit der Emanzipation zurückgegangen; aber auf den wasserarmen Inseln konnte er vollends nicht gegen die Schwierigkeiten ankämpfen. Die Bevölkerung war ohne Verdienst. Nicht einmal die Lebensmittel, die der Neger bei seinen geringen Bedürfnissen nöthig hat, gab der Boden her. Hungersnoth und Verarmung stellten sich ein. Der Kirchenbesuch wurde vernachlässigt. „Manche Gemeindeglieder entschuldigten sich damit, daß sie für sich und ihre Kinder keine anständige Kleidung mehr beschaffen könnten; andre überließen sich überhaupt der Muthlosigkeit und dem Stumpfsinn. Solche waren denn auch um so mehr dem schädlichen Einflusse der bei der Noth schnell zunehmenden Entsittlichung der Masse des Volkes ausgesetzt.“ Daran knüpften sich viel traurige Erfahrungen. Diese Zustände sind es, die sich auch in den schwankenden Zahlen, wie wir sie für die letzten Jahre gegeben haben, widerspiegeln.

St. Kitts.

Zu den drei bereits vorhandenen Stationen dieser Insel kam 1845 Estridge an der Nordküste als die vierte hinzu, nachdem an dem Orte schon ein paar Jahre früher ein Schul- und Versammlungshaus gebaut worden war. Die Gemeinde zu Bethel schmolz zusammen, da die Negerbevölkerung der Umgegend seit der Emanzipation sehr abnahm. Andre Missionen breiteten sich mehr und mehr aus (wahrscheinlich sind die Methodisten gemeint) und viele von den Gliedern der Brüdergemeinde gingen zu ihnen über, besonders wo die neuen Stationen ihnen bequemer lagen. So finden wir auch hier eine beträchtliche Abnahme, wie folgende Zahlen zeigen: 1826: 5236, 1849: 3905, 1869: 3225. Seitdem schwankt die Zahl der Pflegebefohlenen zwischen 3371 und 3155. Die Zahl der Kommunikanten aber hat sich in den letzten 5 Jahren ziemlich fest auf 1250 gehalten. Auch ist hier durch Orkane, Erdbeben, Epi-

[1]) Vergl. unten, unter Nummer 2.

[2]) 1871 ist sie aufgehoben worden, da sich die Ausbildung in dem erstgenannten Institut in gleicher Weise erzielen läßt.

demien u. s. w. viel Schaden geschehen, unter dem auch die Entwicklung der Mission zu leiden hatte.

Barbados.

Hier nahm die Brüdermission im ersten Jahrzehnt nach der Emanzipation einen wesentlichen Aufschwung. Die Seelenzahl stieg von etwa 1200 auf 3188 (im Jahre 1848), hat sich indessen doch auf dieser Höhe nicht gehalten. In neurer Zeit beträgt sie 2500, wovon gegen 1000 Kommunikanten. Schon 1834 hatte in der Hauptstadt Bridgetown eine Gemeinde gebildet werden können, und 1841 mußte zwischen den beiden älteren Saron und Mount Tabor eine neue, Cliftonhill, errichtet werden. 1847 wurde gelegentlich einer Visitation berichtet: „Wir haben uns überzeugt, daß die Zeit noch nicht da, ja vielleicht noch ferne ist, wo die Gemeinden (hier wie auf den früher besuchten Inseln) sowohl in geistlichen als in leiblichen Dingen auf sich selbst stehen können. Dennoch konnte 1855, nachdem die Cholera verheerend gehaust hatte, bezeugt werden, daß sich mehr Gefühl und Empfänglichkeit und mehr Verlangen nach dem Worte des Lebens kund gab.

Tobago.

Hier hatte die Mission einen ähnlichen Verlauf, wie auf Barbados. Nach geringen Erfolgen blühte sie bald nach der Emanzipation lieblich auf. Hier wurde die höchste Seelenzahl der Gemeinden zu Anfang der Fünfziger Jahre erreicht, hat sich seitdem aber auch bisher mehr als auf den andern Inseln in dieser Höhe gehalten. Bis 1842 war nur die eine Station Montgomery vorhanden, mit der mehrere Predigtplätze verbunden waren. Einer der letzteren, Indian Walk, wurde im genannten Jahre zur Station erhoben und Moriah genannt. Das Land umher ward an Neger verkauft, und so bildete sich bald auch hier wie um manche andere Missionsstation in Westindien ein ordentliches Dorf. 1845 war der Zudrang zur Kirche und Schule besonders stark. Nach den Verheerungen durch einen Orkan 1848 waren die Gemeinden in steter Zunahme begriffen. Später trat auch hier die Dürre mit ihren traurigen Folgen auf. Unter der zunehmenden Verarmung sind auch hier bereits viel Neger nach günstigeren Inseln ausgewandert. Bei den bleibenden zeigt sich namentlich unter der Jugend viel Gleichgültigkeit und leichtfertiges Wesen.

b. Dänisch-Westindien.[1])

Während in Britisch-Westindien schon lange die Schwarzen ihre Freiheit erhalten hatten, bestand auf den dänischen Inseln immer noch die alte Ordnung der Dinge. Es liegt darin kein Vorwurf für Dänemark, zu dessen Ehre es gesagt werden muß (was wenig bekannt zu sein scheint), daß die Dänen, und nicht die Engländer, die ersten waren, die den schändlichen Sklavenhandel abgeschafft haben; und zwar datiren die frühsten Bestimmungen darüber bereits von 1792, konnten jedoch

---

[1]) I. P. Knox, a historical account of St. Thomas. New-York 1852.

erst 1803 zur vollen Ausführung gebracht werden. Auch war die Lage der Neger seit Jahrzehnten in diesen Kolonien eine so wenig drückende, daß, als im Jahre 1847 Maßregeln für die beabsichtigte Emanzipation getroffen wurden, darüber unter der schwarzen Bevölkerung sich wenig Freude kund gab, ja sogar über einige nothwendige Folgen dieser Neuerung, und die Art, in der sie eingeführt werden sollte, viel Unwille entstand. Das betreffende Gesetz verordnete nämlich, daß alle vom 28. Juli 1847 ab gebornen Kinder frei sein sollten, und daß erst nach einer Uebergangszeit von 12 Jahren die Sklaverei gänzlich aufhören solle.

Der Zündstoff politischer Unzufriedenheit, der sich damals überall in Europa angesammelt hatte, fand seinen Weg auch nach Westindien und verbreitete sich unter die Schwarzen. In der geheimnißvollsten Weise wurde auf St. Croix ein Aufstand geplant, der am 2. Juli 1848 ohne entdeckt zu werden zum Ausbruch kam. Eine große Menge Neger drang in Fredriksstadt ein und demolirte mehrere öffentliche Gebäude, ohne daß die geringe Besatzung des Forts, obgleich von den Schwarzen als feige verhöhnt, ihnen Widerstand leistete. Sie forderten die sofortige Erklärung ihrer vollständigen Freiheit. Die Bewohner waren in den größten Schrecken versetzt, obgleich die Neger kein Blut vergossen, sich auch nicht am Privateigenthum vergriffen. Man flüchtete auf die Schiffe; man sandte Boten um Hülfe. Endlich erschien der Generalgouverneur, der ebenfalls den Kopf verloren hatte, und ohne weiteres das vollständige Aufhören der Sklaverei erklärte. Die meisten zogen sich hierauf zu ihren Plantagen zurück, von denen die Besitzer meist geflüchtet waren. Auch auf Christiansted war ein Haufe eingedrungen, auf den aber nach einem nichts wirkendem Schreckschuß ein zweiter scharfer Schuß (eigenmächtig von einem Officier) abgefeuert wurde, der einige tödtete und mehrere verwundete, worauf der Haufen in der größten Hast auseinander stob, ohne einen weiteren Versuch, in die Stadt einzudringen. Einige Tage war die Insel noch sehr unruhig. Abends sah man den Widerschein von zahlreichen Feuern selbst von St. Thomas aus, wo viele Flüchtlinge inzwischen in Verzweiflung angekommen waren und man nichts anders erwartete, als daß sämmtliche Plantagen von St. Croix in Flammen ständen. Es waren jedoch nur Megaßhaufen, die brannten, obwohl in manchen Häusern geplündert und die Möbel zerschlagen waren. Eßwaren, Rum und Zucker hatten die Aufrührer am meisten angezogen. — Nach einigen Tagen kamen 500 Mann spanische Infanterie, die man von Portorico zur Hülfe erbeten hatte. Die Ruhe war bald wieder hergestellt. Es fand sich, daß auf vielen Plantagen die Sklaven ruhig geblieben waren, und sogar das Eigenthum ihrer Herren gegen die Aufwiegler vertheidigt hatten. Einige Anstifter des Aufstandes wurden überführt und hingerichtet. Wie sich die Mitglieder der Brüdergemeinde in dieser Katastrophe stellten, darüber finde ich nichts. Vergleicht man aber diesen Negeraufstand, bei dem die Schwarzen die volle Gewalt in die Hand bekommen hatten, mit jenem auf St. Jan von 1733, wo das Blut der Weißen in Strömen floß, so werden wir hier ein Zeugniß für die großartigen Erfolge der Mission finden, das auch dem

blödesten Auge einleuchten und den Gegner unsrer Sache überführen muß. Aus den wilden barbarischen Heiden war ein christliches Volk geworden, wenn auch noch mit viel Schwachheit behaftet und den Verführungen zugänglich.

Freilich war es noch ein Volk unverständiger Kinder. Nun hatten sie ihre Freiheit, und hätten sie gerne so verstanden, als sei damit alle Arbeit abgeschafft. Die Kolonisten aber, so kopflos sie in der Verwirrung des Aufstandes waren, so geschäftig waren sie, nach Wiederherstellung der Ruhe eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen, die möglichst dem drohenden Ruin der Insel vorbeuge. Schon am 29. Juli wurde eine Verordnung erlassen, wonach die Neger gegen Lohn weiter arbeiten sollten, und wie es scheint, kam sie ohne Schwierigkeit zur Ausführung. Einige Monate später kam der neue Gouverneur an, unter dem ein sehr eingehendes Gesetz zur Regelung der Arbeit erlassen wurde, das sehr gute Erfolge gehabt hat. Jedenfalls haben die dänischen Inseln durch die Emanzipation weniger gelitten als die britischen. Vielfach ist dort der Unterschied in der Lage der Neger von früher und jetzt nicht so bedeutend, weil schon immer eine sehr milde Behandlung geübt wurde, und wiederum jetzt festere Ordnungen den Neger zur Arbeit anhalten. Dennoch blieben auch die dänischen Inseln nicht von übeln wirthschaftlichen und sozialen Folgen der Emanzipation verschont, die immer mehr hervortraten.

Es war von der dänischen Regierung schon vorher durch eine neue Schulordnung auf eine geeignete Vorbereitung der Bevölkerung auf die Freilassung Bedacht genommen. Der Brüdergemeinde wurde der Antrag gemacht, das ganze Schulwesen in die Hand zu nehmen. 1841 wurden 8 Schulen, für die ziemlich großartige Gebäude errichtet waren, auf St. Croix eröffnet. Späterhin stellte sich jedoch manche Unzuträglichkeit heraus, da die Kinder aller Konfessionen gleichmäßig diese Schulen besuchen sollten. In diesem Punkte wurde später das Gesetz geändert. Auch sonst hatte die Regierung schon manche heilsame Einrichtung getroffen, wie z. B. die Abschaffung des Sonntagsmarktes, der auf den Sonnabend verlegt wurde (1843); dagegen erhielten die Neger in der Woche mehr Zeit für die Arbeit auf ihren Kostgründen.

Auch auf den Missionsstationen waren immer noch Sklaven gehalten worden. Ihre ganzen Verhältnisse, ihre Stellung zu ihren Herren u. s. w. war ein rechter Beweis, daß es nicht unter allen Umständen etwas Unchristliches und Unsittliches ist Sklaven zu halten. Dennoch war das Bewußtsein in der Heimat und namentlich in den Missionskreisen diesem Gedanken so entfremdet, daß schon 1844 die Freigebung aller der Brüdergemeinde gehörigen Sklaven erfolgte, wobei die Regierung noch manche Schwierigkeiten machte. Nur wenige dieser Schwarzen erkannten die ihnen ertheilte Wohlthat und bedankten sich dafür.

Eine wichtige Veränderung, die etwa um dieselbe Zeit eintrat, war das Aufgeben des Industriebetriebes durch die Brüder, wie er hier seit alter Zeit zum Unterhalt der Mission geschehen und bis dahin beibehalten war. Von nun an sollte die Mission nur in Predigt, Seelsorge und Schule wirken. Endlich ist auch noch zu erwähnen, daß

das früher auch als Kirchensprache gebrauchte Negerkreolisch, das mehr und mehr, wie wir oben andeuteten, durch das Englische verdrängt war, seit 1840 aufgegeben und durch das letztere ersetzt wurde.

Neue Stationen sind auf diesen Inseln nicht entstanden, nur wurde in der Stadt St. Thomas 1843 eine selbständige Missionsgemeinde eingerichtet. —

Auffallend mag es sein, daß wir auch hier statistischen Abnahmen begegnen. Wir vergleichen folgende Zahlen:

Im Jahre:	In Pflege:	Kommunikanten
1851	10087	2999
1869	5857	2620
1874	3798	2514

„Auf der Insel St. Thomas", sagt der letzte Jahresbericht, „ist leider die einst so blühende Erstlingsgemeinde, Neu-Herrnhut, sehr klein geworden, nachdem der Plantagenbau in der dortigen ziemlich bergigen Gegend fast ganz aufgehört hat, und infolge davon die Bevölkerung meist nach der Stadt, die jetzt (fast allein) der Insel ihre Bedeutung gibt, fortgezogen ist. Auf der kleinen bergigen Nachbarinsel St. Jan sind die beiden Gemeinden ebenfalls infolge der ganz heruntergekommenen Bodenkultur sehr zusammengeschmolzen. Ihren Lebensunterhalt gewinnen jetzt viele Gemeindeglieder nur noch durch den Fischfang. Auf St. Croix ist der Plantagenbau noch mehr in Blüte, und unsre drei Gemeinden konnten sich ungestört erbauen."

Jedenfalls ist mit den angedeuteten Verhältnissen auch hier der sittliche Zustand der Bevölkerung gegen früher gesunken. Sollten die Gemeinden nicht gleichfalls sinken, so mußten sie äußerlich zusammen schmelzen. Schließlich sei auch bemerkt, daß die Katholiken auf den dänischen Inseln in neuster Zeit viel Anhang gewonnen haben.

10. Die Mission der Methodisten bis auf die Gegenwart.

Wenn wir die Berichte der Methodisten im Laufe des ersten Jahrzehnts nach der Emanzipation ansehen, erhalten wir den Eindruck, daß kaum je auf Erden das Evangelium größere Triumphe gefeiert habe als damals in Westindien. Die christlich gesinnten Abolitionisten jubelten nicht mehr blos über den Sieg, sondern über die herrlichen Früchte, die aus demselben hervorwuchsen und durch welche mancherlei frühere Besorgnisse, wie die Sache ablaufen werde, aufs glänzendste widerlegt wurden. Man konnte hinweisen auf die Schaaren wohlgekleideter Neger, die sich überall zu den Kirchen drängten, und keinen Platz fanden, so daß zahlreiche neue Gotteshäuser erbaut werden mußten; und dazu brachte die schwarze Bevölkerung mit einer Freudigkeit Opfer, welche die Gemeinden der alten Christenheit oft beschämen mußte[1]).

[1]) Wobei freilich meistentheils noch eine Bauschuld blieb, die verzinst und allmählich abgetragen werden sollte. Diese Schulden haben sich nun aber vielfach bis auf die neue Zeit hingezogen und lasten wie ein Alp auf den jetzt verarmten Gemeinden.

Die Heiligung des Sonntags war rühmlich. Die Entweihung durch den Markt war fortgefallen; die wüsten Tänze wurden durch Gebetsversammlungen und geistliche liebliche Lieder verdrängt. Die Zahlen der vollen Gemeindeglieder (members) mehrten sich. Darunter versteht man bei den Methodisten die Abendmahlsgenossen, deren Zahl vor der Emanzipation ziemlich niedrig war, wenn auch die Zahl der „Hörer"[1]) (hearers), derer die sich überhaupt der Denomination angeschlossen, vielfach schon damals sehr hoch angegeben werden konnte. Jetzt aber ließen sich fast soviel volle Glieder wie früher Hörer zählen. Sonntagsschulen waren in Blüte. Auch die Tagesschulen, für die in den Zeiten der Sklaverei nur kümmerlich Raum war, gediehen, wenn auch aus Mangel an Mitteln und Lehrkräften (oder weil die ohne Schule aufgewachsenen Eltern noch nicht so recht von der Nothwendigkeit der Schulbildung ihrer Kinder überzeugt waren) das Schulwesen noch etwas hinter dem Wachsthum der Gemeinden zurückblieb. Dennoch bot die freie christliche Negerbevölkerung die hoffnungsvollsten Aussichten dar. Was sich dazwischen noch von ungünstigen Zeichen wahrnehmen ließ, kam auf Rechnung der durch die Sklaverei bewirkten Entsittlichung und ihrer Nachwirkungen.

Man fühlt es den Nachrichten aus jener Zeit ab, daß sie sanguinisch waren, daß sie von Beobachtern mit wenig geübtem psychologischem Blicke herrührten. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Der wirthschaftliche Verfall der Kolonien und seine Rückwirkung auf die sozialen Verhältnisse, die zunehmende Verarmung mit ihren schlimmen Folgen für die Sittlichkeit, und dies gesteigert durch schwere Heimsuchungen mit Epidemien, Orkane, Erdbeben, anhaltende Dürre, Theurung und Hungersnoth, wie sie auch in günstigeren Zeiten die Insel schwer schädigen mußten, — alles dies waren Prüfungen, denen die jungen so schnell aufgesproßten Gemeinden nicht gewachsen waren. Etwa ein Jahrzehnt nach der Emanzipation trat der Rückschritt ein.

Es ist jedoch schwer einzugestehen, daß man sich getäuscht habe. Fast ein Menschenalter hindurch klingen die Berichte (obgleich die Schatten aus dem lichtgehaltenem Bilde sich immer weniger zurückhalten lassen) immer noch günstig. Immer finden sich noch einige Punkte, an die sich schöne Aussichten knüpfen ließen; immer gab es noch treue, fromme Mitglieder in den Gemeinden, mit denen man sich über die Schwachheiten anderer tröstete u. s. w. Erst die neusten Jahresberichte geben ein klareres Bild von den wirklichen Zuständen in Westindien, wie sie schon immer nach einer Vergleichung der statistischen Angaben vermuthen ließen.

Wir wollen auch hier zunächst einmal die Zahlen der vollen Mitglieder reden lassen, u. z. nach den verschiedenen Distrikten.[2])

---

[1]) Dabei bemerke ich, daß in unserm 4. Abschnitt, auch wo von Mitgliedern die Rede ist, der Ausdruck in diesem weiteren Sinn genommen war, da in den betreffenden Quellen sich meistens nur die dahin bezüglichen Zahlen vorfanden.

[2]) Neuere Distrikte sind noch Honduras und Hayti, die weiter unten erwähnt werden sollen.

	Antigua	St. Vincent[1]) mit Demerara	St. Vincent ohne Demerara	Jamaica	Bahama
1845	14850	12836	—	25662	3544
1853	—	—	—	19478	2800
1862	10884	12728	9369	20490	3619
1865	9888	10685	7533	16253	3661
1868	9147	10383	7244	14113	3775
1871	11258	13035	8808	14930	3898
1875	9429	12484	8421	16557	3911

Abgesehen also von den Bahama's, auf denen zum Theil andre Verhältnisse herrschen als auf den übrigen westindischen Inseln, und auf denen der Rückgang schon vor mehr als einem Jahrzehnt einem stätigen Wachsthum Platz gemacht hat, sehen wir im Vergleich mit der Blütezeit eine bedeutende Verminderung der Gemeinden, die wenn hie und da auch einmal wieder eine Vermehrung eintrat, doch noch bedenkliche Schwankungen verursacht.

Vernehmen wir nun aus dem neusten Jahresbericht Folgendes:

„Die Zunahme der Mitglieder gegen das vorige Jahr beträgt 218. In Anbetracht der großen Schwierigkeiten, die aus der chronischen Armuth der westindischen Inseln entspringen, sind wir für dieses Ergebniß dankbar. Die Missionare, die fleißig gegen die mächtigen feindlichen Einflüsse streiten, verdienen unsre Sympathien. Die Abnahme in einigen Distrikten ist mehr scheinbar als wirklich, da der mangelhafte Besuch der Klassen-Versammlungen in weitem Maße von der Armuth eines großen Theils unsrer Zuhörer und Mitglieder herrührt, die nicht im Stande sind, ihren gewöhnlichen Beitrag zu entrichten und deshalb zurückbleiben. Es liegt auf der Hand, daß es in Westindien viele „Kreise" (circuits) gibt und noch für einige Jahre geben wird, die wie diejenigen unsrer Home-Mission mehr oder weniger unsre Hülfe erfordern. Die Bemerkungen unsres vorjährigen Berichtes machen es überflüssig, daß wir uns hier wieder über die gegenwärtige Lage und die Aussichten dieser wichtigen und jetzt so viel geprüften Mission aussprechen. Vor vierzig Jahren waren unsre Erwartungen unvernünftig (unresonable). Wir meinten, die Emanzipation sei das Heilmittel für jedes Uebel in der sozialen Lage der afrikanischen Race. Wir konnten nicht den Wechsel der Politik unsrer Regierung voraussehen, durch den Produkte der Sklavenarbeit mit denen der freien Arbeit rivalisiren durften; auch nicht, daß die Periode des Ueberganges von Sklaverei zur Freiheit eine Zeit so schwerer Prüfungen für alle Theile sein würde. Mögen die Missionsfreunde versichert sein, daß trotz alles äußeren Scheines der Stand der wirklichen Religion in Westindien niemals befriedigender[2]) war, als in dieser

---

[1]) Demerara bildet seit 1863 (?) einen besonderen Distrikt. Es ist zu beachten, daß hier auch die Kuli-Mission mit eingeschlossen ist.

[2]) Darnach beurtheile man also die früheren Berichte. d. Verf.

gegenwärtigen Periode, und daß wir zu seiner Zeit ernten sollen ohne Aufhören, wenn wir nicht müde werden Gutes zu thun."

In dem vorher angeführten Bericht von 1874 aber heißt es nach einer Besprechung der Hindernisse, die der Selbsterhaltung der Kirche in Westindien noch entgegenstehen:

„Mag diese Frage auch richtig sein, so ist jedoch eine andre noch schwerer wiegend, nämlich die, über den wirklichen moralischen Zustand der westindischen Bevölkerung. Es kann nicht geleugnet werden, daß das Urtheil der gelegentlichen Besucher im ganzen ungünstig lautet." Darauf sei indessen nicht viel Gewicht zu legen, weil sich dies Urtheil nur auf die ersten oberflächlichen Eindrücke gründe, die der Reisende von den Haufen träger unordentlicher Leute erhalte, die sich in Westindien so gut wie in London an Landungsplätzen u. s. w. finden. „Aber wenn wir von den besten Freunden der afrikanischen Race Berichte hören oder lesen, die trotz ihres im allgemeinen apologetischen Charakters einen verhältnißmäßig entsittlichten Zustand der Gesellschaft als in Westindien vorhanden enthüllen, der höchst ungünstig für die Bildung und Förderung des christlichen Charakters sei, so sind wir doch gezwungen zu glauben, „daß wo Rauch ist, Feuer sein muß" wie das alte Sprüchwort sagt. Die übertriebenen Angaben, die viele religiöse Blätter durchlaufen, dahin gehend, daß einer von je drei erwachsenen Bewohnern Jamaica's ein Mitglied irgend einer Kirche sei, und daß auf der Insel im Verhältniß zur Bevölkerung eine größere Anzahl bekehrter Personen seien als in irgend einem Theile der europäischen oder amerikanischen Christenheit, haben auch eine Reaktion hervorgerufen, die manche guten Leute, die an der Wohlfahrt der Bevölkerung Westindiens tiefes Interesse haben, dazu führt, die peinlichsten Zweifel über die Aufrichtigkeit des dortigen Christenthums zu hegen.

„Man muß aber nicht vergessen, daß eine neue Generation seit 1834 aufgewachsen ist unter Verhältnissen, sehr verschieden von denen, unter welchen ihre Väter standen. Die Sklavenbevölkerung vor 1834 kannte keine Freunde als die Missionare,[1]) und gebunden je an ihre Plantagen, waren sie leicht zugänglich und im allgemeinen in der Lage den Gottesdiensten beizuwohnen. Ihre Kinder bedürfen nicht die Theilnahme ihrer Religionslehrer, da sie nicht länger unterdrückt sind. Die Bevölkerung ist weit zerstreut, in den zahllosen kleinen Niederlassungen, in denen Fleiß und Gewerbthätigkeit auf ihre Art (native industry) weislich geübt wird. Sie sind infolge davon weit entfernt von der regelmäßigen Aufsicht des Predigers und von dem Unterricht in der Tagesschule, und können selbst die Sonntags-Gottesdienste nur gelegentlich besuchen. Häusliche Zucht, verständig geübt, möchte viel vermocht haben, der ungünstigen Stellung der aufwachsenden Generation entgegenzuarbeiten; aber wenn Energie und Weisheit in der Kindererziehung schon oft in England und Amerika fehlen, um wieviel mehr unter den befreiten Negern Westindiens. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Vernachlässigung der religiösen

[1]) In dieser Allgemeinheit ist die Behauptung wieder nicht zutreffend. Es gab manche Pflanzer, die echte Freunde der Neger waren.

Vorschriften, gefolgt von einem allmählichen Versinken in die Laster und Thorheiten der verderbten Gesellschaft, die sie umgibt, mehr die Regel als die Ausnahme ist bei der Jugend beider Geschlechter, wie es nur zu sehr auch in andern Ländern der Fall. — Wo viele Personen, jung und alt unter religiösen Einfluß in den Revivals gebracht worden sind, mit denen diese Gegenden gesegnet waren, hat der Mangel aller andrer als der oberflächlichsten Elementarbildung die religiöse Festigkeit gehindert. Ohne den Advokaten der Kultur alle ihre Behauptungen zuzugestehen, müssen wir zugeben, daß ohne einige Kultur, sei es durch Schule oder den veredelnden Einfluß einer höheren Gesellschaft, das religiöse Gefühl geneigt ist auszuarten und seinen Duft zu verlieren. Es muß wurzeln und sich fest gründen. Die Jugend in Westindien hat in dieser Beziehung wenig Gelegenheit gehabt, und arbeitet unter einem sehr ungünstigen Umstande[1]). Es ist das Fehlen einer achtbaren Mittelklasse, die auch die unteren Klassen zum weiteren Streben anreizt. Es gibt in Westindien einzelne sehr achtbare farbige und Neger-Familien, sie sind jedoch nicht zahlreich genug um eine Klasse zu bilden, die auf die Masse der Bevölkerung jenen so nöthigen sozialen Einfluß übte. Wir glauben aber, daß sich diese Klasse mehr und mehr bildet, und hoffen, daß aus derselben in Zukunft die Geistlichen, Lehrer und Beamten Westindiens hervorgehen werden. Von dieser Seite hoffen wir auch ein höheres Maß Moralität, namentlich im Verhältniß der Geschlechter und in andern Beziehungen. Die Verschwendung, die mit prächtigen, theuren Kleidern und übermäßigen Ausgaben bei Hochzeiten und Begräbnissen geschieht, zeigt uns nur unsre eignen Thorheiten vergrößert und karikirt". — — — —

„Was Westindien besonders nöthig hat, sind Geistliche, die aus der Bevölkerung selbst hervorgehen. Wir meinen damit nicht Geistliche, die sich der europäischen Race anschließen und ihren Geschmack und ihre Sitten annehmen, sondern die mitten in ihrem Volke stehen, und doch durch Bildung so gehoben sind, daß sie das Volk mit sich heben können. Europäische oder farbige europäisirte Missionare, so schätzbar sie sind, gleichen immer exotischen Pflanzen. Einige akklimatisiren und identifiziren sich mit dem Volk.[2]) Doch das Klima ist ein zu großes Hinderniß für die Naturalisirung des Europäers. Aus dem „Mico-Institut für Lehrer" sind schon Männer hervorgegangen, wie wir sie brauchen. Wir dürfen unsre westindischen Gemeinden nicht einer Geistlichkeit ohne wissenschaftliche Bildung überlassen[3].)"

Reduzirt man die übertriebenen Schilderungen sowohl der urtheilslosen Freunde als auch der Gegner, so bleibt doch als Thatsache, daß es immer noch große Zahlen von wahrhaft frommen Bekennern des Christenthums gibt (besonders unter den weiblichen Mitgliedern). Der Verlust von Mitgliedern ist oft in andrer Beziehung ein Gewinn:

---

[1]) Im Folgenden ist vielfach mit Abkürzung citirt.

[2]) Hierher gehört ein Blick auf die schon erwähnte Methode, die Missionare so oft zu wechseln.

[3]) Hiernach wäre also der Bildungsstand der zahlreichen sogenannten „Lokal-Prediger" zu beurtheilen. Der Bericht von 74 führt in allen Distrikten 410 solche an.

Die Qualität ist wichtiger als die Anzahl. Diese Mission ist jetzt, nach unsrer Meinung, in einem weit gesunderen Zustande als sie während der letzten dreißig Jahre war.

Hierzu deuten wir noch nach anderweiten Berichten an, wie die Anstrengungen der anglikanischen Kirche, die früher die Schwarzen aufs höchste gröblich vernachlässigte, in neuerer Zeit unter ihnen viel Gemeinden gesammelt hat, den Methodisten manchen Abbruch that. Vergl. unten No. 12 c.

In dieser Darlegung möchte der Entwicklungsgang der Methodistenmission von den Zeiten der Emanzipation bis auf die Gegenwart ziemlich klar angedeutet sein. Wir lassen daher nur eine kurze Uebersicht über den neusten Stand derselben in den verschiedenen Distrikten folgen.

I. Antigua.

1. **Antigua** mit 2 Kreisen (circuits). Die Hauptstation in dem ersten zu St. Johns mit 6—8 Außenstationen resp. Predigtplätzen, in dem andern Parcham mit 4 andern Plätzen. Zusammen 1600 Mitglieder — 733 Schüler.

2. **Dominica.** Roseau und 6 andre Plätze, deren einige zu selten von den entfernt wohnenden Missionaren besucht werden und daher vielfach wenig befriedigen, wogegen die sehr eifrigen Katholiken mit einem Bischof und 12 Priestern in der Bevölkerung viel Anhang haben und den Methodisten sehr hinderlich sind. 643 Mitglieder.

3. **Montserrat.** Hauptstation Plymouth mit 3 andern Plätzen. Auch hier sind Katholiken thätig. 539 Mitgl.

4. **Nevis.** Charlestown und 3 andre Stationen. Viel Armuth infolge der Dürre. Einführung von 300 Kuli's, wodurch der Lohnsatz gedrückt; viele Schwarze wandern aus. 1721 Mitgl.

5. **St. Kitts,** der zahlreichste Kreis im Antigua-Distrikt, mit 2902 Mitgl. Hauptstation: Basseterre, daneben 8 andre Plätze. Auch hier ist große Noth durch die Dürre entstanden.

6. **St. Eustatius.** Nur eine Station mit 221 Mitgl.

7. **St. Bartholomews.** Noch kleiner mit nur 74 Mitgl.

8. **St. Martin** und **Anguilla.** In dem niederländischen Theile der ersten Insel liegen die Stationen Great Bay und Cole Bay; in dem französischen Marigot und Quartier d'Orleans. Der ganze Kreis umfaßt 618 Mitgl.

9. **Tortola.** Die Insel selbst hat die Stationen Road Town, West End und East End. Ferner sind besetzt Virgin Gorda (Spanish Town), Jost van Dyk und Anegada, zusammen 1108 Mitgl.

Der ganze Distrikt enthält 46 Kapellen, 20 Predigtplätze, 16 Missionare resp. Gehülfen, 45 Schullehrer, 521 Sonntagsschullehrer, 78 Lokal-Prediger, 9429 Mitglieder, 46 Sonntagsschulen mit 4644 Schülern und 37 Tagesschulen mit 3178 Schülern. Die Zuhörer bei den Gottesdiensten (incl. der Mitglieder) werden auf 32350 angegeben.

II. St. Vincent.

1. **St. Vincent** hat 3 Kreise, Kingstown, Georgetown und Chateaubellair, mit mehr als 3500 Mitgliedern. Armuth, Auswanderung nach dem günstiger gelegenen Trinidad, Gleichgültigkeit, Unsittlichkeit und daneben (die auch anderswo bemerkbare) Anziehungskraft eines bigotten Ritualismus hindern den Fortschritt.

2. **Grenada.** Hauptstation ist St. Georges; daneben 4 andre Plätze. Große Armuth und Noth infolge der Dürre hat die Bevölkerung so zurückgebracht, daß auch nach einem fruchtbaren Jahre viele keine hinreichend anständige Kleidung hatten, um in die Kirche zu kommen. Der Eifer in geistlichen Dingen hat sehr nachgelassen. 645 Mitgl.

3. **Trinidad** umfaßt die beiden Kreise Port of Spain mit 3 und San Fernando mit 4 Stationen. Diese Insel hat bisher weniger gelitten; auch die Berichte über die Mission lauten günstiger. Mitgl. zusammen gegen 700.

4. **Barbados** umfaßt 5 Kreise. James' Street (in Bridgetown), Bethel, Ebenezer, Speights Town und Providence. Die Insel hatte unter dem darniederliegenden Handel zu leiden. Auch von hier sind viele ausgewandert, die Zurückbleibenden vielfach in Noth. Mitgl. in allen 5 Kreisen: 2380.

5. **Tobago.** Scarborough und 7 andre Gemeinden mit 1000 Mitgliedern. Auch von hier viel Auswanderung.

Der ganze Distrikt zählt 48 Kirchen, 67 Predigtplätze, 23 Missionare resp. Gehülfen, 56 Schullehrer, 366 Sonntagsschullehrer, 68 Lokal-Prediger, 8421 Mitglieder, 49 Schulen mit 4342 Schülern, 3902 Sonntagsschüler und 26330 Zuhörer.

Früher gehörte zu diesem Distrikte auch British Guiana, das jetzt einen selbständigen Distrikt bildet und weiter unten zu besprechen sein wird.

III. Jamaica.

Zu **Kingston** bestehen 3 Gemeinden, deren eine mit fast 1500 Mitgliedern die größte des Distrikts ist. Doch gehören meist arme Leute dazu, die immer von den Heimsuchungen (Epidemien, Theurung, Hungersnoth u. s. w.) hart getroffen werden. Auch sind hier einige Außenplätze zu erwähnen, wie Port Royal u. a.

Als zweiter Kreis (circuit) wird der von **Montego-Bay** und **Lucea** im Nordwesten genannt. Auch hier war über Armuth, sowie vor einigen Jahren darüber zu klagen, daß die mancherlei Trübsale viele nur abstumpften.

Von **Spanish Town** und **Linstead** ließ sich von einigen bußfertigen Seelen berichten, die den Weg des Lebens fanden, und man hoffte auf weitere Erweckung.

Morant-Bay im Südosten. Hier fand 1865 der blutige Aufstand statt, von dem weiter unten zu berichten sein wird. Das letzte Jahr war ausgezeichnet durch eine Vertiefung des Werkes der Gnade; auch

traten einige, die sonst nur Hörer waren, in die Zahl der Mitglieder ein.

Watsonville und **Guy's Hill** liegen auf der Nordseite der Insel, südlich von Ocho Rios. Wachsende Armuth; Versuchungen und Unbeständigkeit der jungen Leute; neuerdings günstigere Aussichten.

Grateful Hill (nordwestlich von dem vorigen?). Altes Missionshaus sehr verfallen; neues gebaut.

Falmouth östlich von Montego Bay. Hier sind viele fromme Christen, die treu dem Methodismus ergeben sind u. s. w.

St. Annes Bay (weiter östlich). Einige ausgezeichnete Mitglieder durch den Tod abgerufen. Die Gnadenmittel werden gut gebraucht; wir sehen keinen Grund muthlos zu werden.

Ocho Rios, ebenfalls auf der Nordküste, östlich von dem vorigen Kreise. Der Stand des Werkes Gottes bietet ermuthigende Aussichten dar. — Diese Beispiele mögen genügen, um dem Leser einen Begriff zu geben, wie über die einzelnen Stationen dieser Mission Bericht erstattet wird. Wir führen die übrigen circuits kurz nach Namen und Lage auf.

Beechamville, südlich von der vorgenannten. **Bath**, an einem Flüßchen im Südosten der Insel. **Port Antonio**, auf dem östlichen Theile der Nordküste. **Clarendon** (Four Paths), in der Nähe des nach Süden fließenden Rio Minho. **Manchester**, westlich davon **Mount Wart**,[1]) weiter westlich in der Gegend des Black-River. **Black-River**, am genannten Flusse. **Savanna la Mar**, auf dem westlichen Theile der Südküste. **Browns Town**, im Innern, südwestlich von St. Anns Bay. **Duncans**, südöstlich von Falmouth. **Yallahs**, südöstlich von Kingston, an der Küste. **Mount Fletscher** (?) und **Manchioneal**, auf der Ostküste.

Um 1845 bestand noch eine Mission auf der Insel Groß Cayman, dieselbe ist aufgegeben. Ebenso gehörte früher zu diesem Distrikte die Mission in **Belize**, die jetzt einen besonderen, den

IV. Honduras-Distrikt

bildet. Er umfaßt drei Kreise: B e l i z e, C o r o s a l und R u a t a n, letzteres eine der Inseln im Golf von Honduras. Die Statistik gibt an: 14 Kirchen, 3 Missionare, 1077 Mitglieder, 11 Schulen mit 991 Schülern, 3350 Zuhörer. 1862 waren hier 998 Mitglieder. Die Mission ist hier in manchen Beziehungen von der auf den Inseln verschieden. Wenn auch hauptsächlich wohl die Neger von derselben ins Auge gefaßt werden, so wirkt sie doch auch unter der Kolonialbevölkerung u. z. auch in s p a n i s c h e r S p r a c h e. Daß auch die M a y a - I n d i a n e r von ihr gesucht werden, ist schon im vorigen Hefte angeführt.

[1]) In dieser Gemeinde zeigte sich 1874 eine fanatische Bewegung. Versammlungen wurden gehalten, in denen man unmittelbare Offenbarungen von Gott zu empfangen vorgab, und die in Tanz, Zauberei und Unsittlichkeit verliefen.

V. Bahama-Distrikt.

Auf diesen vom Weltverkehr wenig berührten, daher auch nur wenig bekannten Inseln hat die Methodistenmission, wie oben schon die Vergleichung der Mitgliederzahl in den verschiedenen Zeiten zeigte, eine günstigere Entwicklung gehabt als auf den andern westindischen Inseln. Nur vor etwa 20 Jahren war eine Abnahme eingetreten. Seitdem zeigt sich beständiger numerischer Fortschritt, der allerdings in neuster Zeit (in den oben nicht angegebenen Jahren) etwas ins Schwanken gekommen war. Doch scheint die Bevölkerung zum Theil noch auf einer recht niedrigen Stufe zu stehen. Viele sind arm, gewinnen ihren Unterhalt nur durch Fischerei und leben in einem etwas verkommenen Zustande. Mit diesen Verhältnissen hat denn auch die Mission vielfach zu kämpfen.

Die Hauptstationen sind auf folgenden Inseln: New-Providence, Eleuthera (mit 2 Kreisen), Harbour Island, Abaco Biminies, Turks Island.

Auch gehörten zu diesem Distrikt die Stationen auf Domingo[1]), das in neuster Zeit wieder Republik geworden ist, nachdem es 1861 von den Spaniern erobert worden war. Schon 1834 war die Station Puerto Plata gegründet, zu der später die zweite, Samana, kam. Beide hatten namentlich wegen der Opposition der katholischen Priester nur ein spärliches Wachsthum. Die letzgenannte Gemeinde ist in neuerer Zeit bis auf 225 Mitglieder gekommen. Es sind viele Protestanten in der Stadt, die 4000 Einwohner zählt, jedoch kein Geistlicher für dieselben. Es ist aber in der letzten Zeit auch nicht einmal ein Methodistenmissionar dort stationirt, sondern nur 3 Katecheten, während der Missionar von Turks Island zuweilen herüberkommt.

Der ganze Distrikt zählt 3911 Mitglieder, 31 Kirchen, 8 Missionare, 24 Sonntagsschulen mit 2861 Schülern. Tagesschulen scheinen auf den Bahama's nicht zu sein; nur auf Turks Island und Domingo ist eine solche angedeutet.

VI. Der Haïti-Distrikt.[2])

Im Jahre 1834 wurde auch die Mission auf Haïti wieder aufgenommen, die viel unter den politischen Wirren des Landes und von dem Widerstand der römischen Priester zu leiden hatte, später aber noch vom Kaiser Soulouque die Anerkennung der Religionsfreiheit erhielt und vom Präsident Geffrard, der durch sie Ansiedler ins Land zu ziehen suchte, unterstützt wurde.[3]) Nach und nach entstanden die Stationen Porte au Prince, Jérémie, Cayes, Cape Haïtien und Gonaives. Im Jahre 1853 waren 429 Mitglieder gesammelt. Der Bericht von 1862 gibt jedoch nur noch 239 an. In den folgenden Jahren schwankte die Zahl, und 1869 mußte die Mission wegen des

---

[1]) Der östliche Theil der Insel Haïti, vergl. unten: Abschnitt 11, IV.
[2]) Vergl. unten: S. 158 ff.
[3]) Blumhardt, Handbuch der Missionsgeschichte II, 407.

Bürgerkrieges, in dem später Port au Prince bombardirt und die Missionsgebäude zerstört wurden, abgebrochen werden. Erst 1872 konnte sie durch den Missionar Bird, der lange dort gearbeitet hatte, wieder aufgenommen werden. Obgleich sich die Verhältnisse hoffnungsvoll gestalteten, sind die Wunden, die der Krieg geschlagen hat, bei weitem noch nicht geheilt. Der letzte Bericht zählt 209 Mitglieder, 100 Schüler, 1900 Zuhörer.

11. Die Mission der Baptisten seit der Emanzipation.

I. Jamaica.

Als die Vorkämpfer der Sklavenbefreiung, die wir im 6. Abschnitt kennen lernten, 1834 nach Jamaica zurückkehrten, wurden sie wie im Triumphe empfangen. Burchell wurde in Montego von 4000 Schwarzen umringt. Die Verkäufer hatten ihre Waaren auf dem Markte verlassen, alles drängte sich um den geliebten Prediger; man wollte ihm die Pferde vom Wagen ausspannen, um ihn selber vor sein Haus zu ziehen. „Hi Massa Burchell, und ihr wirklich da?!" so tönte es von allen Seiten. Wer nicht eine seiner Hände ergreifen konnte, suchte ihn sonst wie zu berühren; manche warfen sich vor ihm auf den Erdboden. Knibb landete bei Rio Bueno. Die Neger konnten nicht warten, bis ihn das Boot ans Land brachte. Sie stürzten sich ins Wasser, sie umarmten ihn, sie sangen, sie lachten und weinten, und er mußte mit ihnen weinen. „Er komm', er komm', der König Knibb. Er fecht' die Schlacht und gewinn die Kron'!" so jubelten sie und eilten mit ihm in die Kapelle, um dem Herrn auf den Knien zu danken. Seine Weiterreise nach Falmouth glich einem Triumphzuge.

Nun begann der Bau der zerstörten Kirchen, die bedeutend vergrößert werden mußten. Schon im nächsten Jahre konnte von 10 neuen Gotteshäusern[1]) berichtet werden, während an 5 andern Orten[2]) vorläufig andre Lokale eingerichtet wurden. Auch die erste Schule wurde zu Montego unter einem tüchtigen Lehrer eröffnet. Große Schaaren (im November 50, im Februar 62, im Juni 76 u. s. w.) wurden von Burchell getauft. Auf einer neuen Station, Fletchers Grove, 6 Stunden westlich von Montego, hatte er bald 800 Zuhörer. Ebenso weit östlich von der Stadt übernahm Missionar Dendy die Station Endeavour mit 900 Seelen; während Knibb Refuge bei Falmouth als neuen Arbeitsplatz übernahm. Zu Rio Bueno und Stewarts Town arbeitete Missionar Dexter, der sich bemühte, auch in die Wälder des Innern zu den Maroon-Negern das Evangelium zu bringen.

Ueberall war die Mission in Wachsthum und Blüte. Es war nicht anders zu erwarten, als daß die Neger den Männern, die für

---

[1]) Zu Montego, Salters Hill, Falmouth, Browns Town, Stewart Town, Rio Bueno, Savanna la Mar, Green Island, Jericho und St. Johns.

[2]) Lucea, Gurney's Mount, Fullersfield, St. Anns Bay und Oracabessa.

ihre Sache Märtyrer geworden und den Kampf hatten durchkämpfen helfen, zufallen mußten. Freilich gab es in den ersten Jahren noch viel über die Lehrlingsschaft zu klagen. Namentlich durch Knibbs Bemühungen wurde die Abkürzung derselben auch für die Feldneger bis auf den 1. August 1838 im Parlament durchgesetzt.

Im folgenden Jahre ergaben sich bei einer Ueberschau über die ganze Baptistenmission auf Jamaica folgende Zahlen: 21,337 getaufte Mitglieder und 20,919 weitere Personen, die sich den Gemeinden angeschlossen hatten. Die Tagesschulen zählten 5990 Schüler, die Sonntagsschulen 10,127. In einem Jahre waren 1942 Ehen kirchlich geschlossen worden.

Ueberhaupt wurden damals die Aussichten auf Jamaica als so schön wie möglich dargestellt. Der nach England zurückkehrende Gouverneur Sir Lionel Smith aber bezeugte in seinem amtlichen Bericht: „Die Abschaffung des Lehrlingswesens hat mit erstaunlicher Schnelligkeit alle die Elemente des Wohlstandes entwickelt, und zwar in einem jede Erwartung übertreffenden Grade, den staatsmännische Weisheit von dieser Maßregel voraussah. Dies beweist die Menge von Kapitalien, die seitdem auf der Insel angelegt wurden; der Ankauf von Land in viel höheren Preisen durch hier Ansässige; die vielen und schönern Neubauten für gesellige und Handelszwecke; die Einrichtung und Erweiterung von Kirchen; der bessere Ackerbau; die größere Sorgfalt in Einfriedigung und Abtheilung der Felder; die Vertheilung des Wohlstandes unter die arbeitende Klasse, wodurch ihr Aussehen, ihre Kleidung, ihre geselligen Gewohnheiten und die Sittlichkeit überhaupt sich sehr verbessert haben." —

Unter allen Anstrengungen hatten Burchell wie Knibb ihre Gesundheit untergraben, zugleich aber auch eine große Schuldenlast über sich gebracht, da sie die für die Mission nöthigen Einrichtungen trafen, auch ohne mit den dazu erforderlichen Mitteln versehen zu sein. Die Opferwilligkeit der Neger war zwar rührend, reichte jedoch nicht aus. Daher entschloß sich Knibb zu einer Reise nach England, wo er in glühenden Reden alle Verdächtigungen, die über die befreiten Neger ausgestreut worden waren, widerlegte und nicht blos für Jamaica ansehnliche Summen Geldes zusammenbrachte, sondern auch den Gedanken kräftig anregte, durch Bekehrte von dort aus eine Mission in Afrika zu gründen. Dazu legte er nach seiner Rückkehr das Missions-Seminar Calabar[1]) an, das 1842 eröffnet wurde, das aber, wie wir bald sehen werden (S. 152), schließlich einem andern näher liegenden Zwecke dienen mußte. Inzwischen waren wieder die Gemeinden gewachsen, neue Dörfer angelegt (z. B. Kettering, nach seinem Geburtsort genannt[2])), eine ganze Reihe von Missionaren waren mit ihm gekommen; sie fanden reichliche Arbeit und das Werk war in voller Blüte. — Da mußte Knibb zum drittenmal nach England, nach dem einstimmigen Beschlusse

---

[1]) Im Distrikte Trelawney, $1\frac{1}{2}$ engl. Meile von Rio Bueno.

[2]) Dort baute ihm seine Gemeinde ein Haus für seine Frau, wenn sie Witwe würde; sie hatte dazu 1000 Pfund Sterling aufgebracht.

seiner Mitarbeiter. Die Veranlassung dazu war eine schmerzliche, nämlich: Die Anklagen andrer Missionare (Londoner?) gegen die Baptisten und ihre Gemeinden. Wir können die Sache nicht näher untersuchen. Doch Knibb kehrte auch diesmal wieder zurück, nachdem er seine Sache wohl ausgerichtet hatte.

Im folgenden Jahre hatte er die Freude, daß ein für Afrika bestimmtes Missionsschiff von Falmouth durch eine Schaar von christlichen Kolonisten dorthin abgeholt wurde. 1844 gründete er die Stadt Granville, um einer Zersplitterung seiner Gemeinde vorzubeugen; und mußte im nächsten Jahre nochmals nach England, um der von Geldnoth bedrückten Mission aufzuhelfen. Es war seine letzte Reise. Zurückgekehrt nahm er die ganze Last seiner Arbeit wieder auf sich, mitten aus derselben aber wurde er am 15. November 1845 durch den Tod abgerufen.

Sein Freund Burchell, der ihm die Augen zudrückte, war schon seit längerer Zeit mit Krankheit heimgesucht. Er lebte von 1840 an auf seinem Landsitze Mount Carey und hatte auf jede Besoldung von der Missionsgesellschaft verzichtet; arbeitete aber in seinen Gemeinden soviel ihm die Kräfte gestatteten. 1843 mußte er seine Station Montego mit den Nebenplätzen Watfort Hill und Tottenham seinem jüngern Freunde, dem Missionar Cornhill, übergeben. Am Ende seiner langjährigen Wirksamkeit konnte er schreiben: „Als ich hier landete, da gab es auf 50 Stunden Ferne von Montego Bay keine Station unserer Gemeinschaft. Blicken Sie jetzt auf die Glieder, welche die Kette der westlichen Union bilden. Von ihnen sind Montego Bay, Salters Hill, Shortwood, Gurney's Mount, Mount Carey und Bethel Hill Früchte meiner eigenen Arbeit. Falmouth, Rio Bueno, Savanna-la-mar, Fullersfield entstanden aus Bruder Manns und meinem gemeinsamen Wirken. Lucea fing ich an, und Bruder Hudson setzte die Station fort. Zu Fletchers Grove arbeitete ich seit Februar 1835. Es waren zuerst nur 300 Seelen, die sich da um mich sammelten; sie wuchsen zu 12—1500. Noch ehe ich im August 1836 den Ort aufgab, war eine Gemeinde von 300 Gliedern da.“ Auch Watfort Hill gehört noch zu den von Burchell allein, und Stewart Town zu den mit Missionar Mann gestifteten Stationen, von den Schulen auf den meisten dieser Plätze gar nicht besonders zu reden.

Bald nach Knibbs Tode wurde auch Burchell gefährlich krank. Doch erfolgte sein Heimgang, den er erwartete, noch nicht. Gedrängt von den Aerzten mußte er die Reise nach England unternehmen. Er schrieb noch Briefe voll Heimweh an seine Gemeinden auf Jamaica, bei denen seine Frau ihm zur Beruhigung zurückgeblieben war. Aber bald war seine Kraft gebrochen. Mit Freuden des Textes gedenkend, über den er in Jamaica zuletzt gepredigt: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, ging er heim (1846).

Auf Jamaica aber war die Saat mächtig gewachsen, die auch er so fleißig ausgesäet. Die Angaben von 1843 weisen schon 39 Stationen auf, mit 34,000 Gemeindegliedern, die in jenem einen Jahre

durch die Taufe von 1881 Personen sich vermehrt hatten. In den letzten 12 Jahren hatte sich die Mitgliederzahl mehr als verdreifacht. — Was jedoch am meisten an dieser jungen Kirche auffällt, ist, daß sie sich sobald auf eigne Füße zu stellen wagte. Schon 1842 wurde beschlossen, vom 1. August des nächsten Jahres an auf alle weitere Unterstützung seitens der Missionsgesellschaft zu verzichten. Die Gemeinden waren erbötig, das Gehalt für ihre Geistlichen sowie die andern Ausgaben für kirchliche Zwecke aus eignen Mitteln aufzubringen. Die einzelnen Gemeinden waren bereits in kongregationalistischer Weise organisirt und schlossen sich zu einer Union zusammen, die auf jährlichen Konferenzen, auf denen jede Gemeinde durch ihre Abgeordneten vertreten ist, ihre Verhältnisse ordnet. Mit der Gründung dieser Jamaica Baptist Union war die Mission auf der Insel fertig;[1]) sie hatte ihr Werk gethan — bis auf die eine sogleich zu erwähnende Ausnahme.

Was mag aber die jungen Christenschaaren bewogen haben, sich sobald loszumachen aus der väterlichen Pflege der Denomination in Europa? Würde sie nicht derselben noch recht sehr bedurft haben, um zu erstarken und zu reifen? War es nur die Rücksicht darauf, daß man den Brüdern jenseits des Ozeans nicht mehr lästig fallen wollte — oder spielte hier auch etwas mit hinein von dem Drange nach Emanzipation? Wir finden keine Antwort auf diese Fragen; unsre Quellen geben nichts an über die Motive der Lostrennung.

Woher aber sollte die junge Kirche ihre Geistlichen erhalten, wenn keine Gesellschaft ihnen Missionare mehr senden sollte? Diese Schwierigkeit wurde in willkommener Weise durch das Calabar-Institut gelöst. Die dort ausgebildeten Zöglinge waren auf Jamaica nöthiger als in Afrika; so wurde denn der Zweck der Anstalt demgemäß verändert. Nur ein Missionar für Afrika ging bis 1860 aus derselben hervor. Die Unterhaltung dieses Seminars für eingeborne Prediger behielt die Missions-Gesellschaft bei, und übernahm später auch eine mit derselben verbundene Normalschule und Lehrerbildungsanstalt, die von der Gesellschaft der Quäker dort angelegt war. Eine große Schwierigkeit, die bei der Ausbildung der jungen Leute zu Tage trat, war das Fehlen aller soliden elementaren Vorbildung. Erst durch das Fortschreiten der Elementarschulen konnte man hoffen, derselben mehr und mehr abzuhelfen. Es machte schon viel Mühe, anstatt des elenden Negerenglisch eine gute Sprache zu erreichen. Unter den vielen Gegenständen, die getrieben werden, ist auch Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. Dr. Underhill, der 1860 eine Prüfung abhielt, berichtet darüber ausführlich[2]). Daß Ergebniß war im ganzen befriedigend; doch fehlte die Gründlichkeit; die Kenntnisse waren mäßig und elementar. Es zeigte

---

[1]) Die baptistischen Gemeinden, die von Lisle herstammten, schlossen sich nicht an, sondern werden als native Baptists von der Union wohl unterschieden. Cf. Missionary Herald 1865, p. 186.

[2]) The West Indies, their social and religions condition. London 1862 p. 294 ff.

sich dabei, wie schwierig die Ausbildung von Personen ist, die nicht durch eine höhere Bildungsstufe ihres Volks getragen werden, sondern wo jedes Individuum für sich selbst anfangen muß heraufzusteigen. Daß solche Leute später in ihrem Amte auch wohl manches werden zu wünschen übrig lassen, liegt auf der Hand, wenn auch viele dieser schwarzen Prediger treue Hirten der Gemeinden sein sollten.

Daß die Union gleich von vorn herein einen ruhigen Entwicklungsgang würde beginnen können, wie ihn die Denominationen des Mutterlandes gehen, ließ sich nicht wohl erwarten. Die Gemeinden waren zu schnell und stürmisch gesammelt, als daß nicht hätten mancherlei Erschütterungen und Krisen in ihnen Platz greifen sollen. Die Kirchenzucht mußte oft angewendet werden, um unchristliche Elemente, die mit eingedrungen waren, wieder auszuscheiden. So finden wir denn hier, ähnlich wie in den Gemeinden der andern Missionen, einen bedeutenden Rückgang in den Zahlen. 10 Jahre nach dem Selbständigwerden hatte die Union, (obgleich sie nicht blos die Aufrechterhaltung ihrer Gemeinden, sondern auch die Ausbreitung des baptistischen Bekenntnisses in verschiedenen Gegenden der Insel betrieb) bereits mehr als die Hälfte von der ursprünglichen Mitgliederzahl eingebüßt, denn 1853 betrug dieselbe nur noch 15,353. Aber nicht nur numerisch waren die Gemeinden gesunken. Alle Kirchenzucht vermochte nicht die inneren Schäden zu beseitigen. Es fehlte an Geistlichen, denn das Seminar war nicht im Stande eine ausreichende Zahl von solchen auszubilden; auch fehlte es an jungen Leuten, die für diese Ausbildung fähig waren. Gegen Ende der Fünfziger Jahre waren für 77 Gemeinden nur 36 Geistliche (darunter 16 Eingeborne) vorhanden, und abgesehen von ungünstigen Berichten, die in gehässiger Weise von Feinden verbreitet wurden, regten sich auch bei den Freunden der Sache manche Befürchtungen. 1859 wurde eine Visitation der Baptisten-Missionen in Westindien unternommen (inzwischen waren solche nämlich auf andern Inseln entstanden und dabei auch Jamaica einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. Der Visitationsbericht[1]) sprach sich allerdings in einer für die Missionsfreunde sehr beruhigenden Weise aus, verhehlte aber nicht, daß es dringend nöthig sei, dem Mangel an Geistlichen abzuhelfen, u. z. durch europäische Brüder, wenigstens an allen den Plätzen, die durch den Tod oder Weggang der bis dahin noch vorhandeneu früheren Missionare vakant würden. Uebrigens war damals die Zahl der Mitglieder wieder auf 19360 gestiegen.

Dennoch waren die Zustände der Art, daß die bald darauf in Jamaica auftretende Erweckung von 1860 (vergl. oben, Abschnitt 9), die sich über die ganze Insel verbreitete, auch von den Baptisten als ein Gnadenregen begrüßt wurde, von dem man neues Leben und Wachsthum auf dem dürren Boden erwartete. Vielfach wurden diese Erwartungen übertrieben und nachher enttäuscht. Im Jahresbericht der Baptisten-Missionsgesellschaft von 1864[2]) wird gesagt: „Als die aufregenden Scenen von 1860 und 61 sich ereigneten, waren einige

[1]) Missionary Herald, 1860 p. 23 ff.
[2]) Ebendaselbst p. 55.

sanguinische Geister in den Kirchen nicht allein mit tiefster Freude erfüllt über das Werk, das sie sahen, sondern meinten, für Jamaica sei das tausendjährige Reich nahe herbeigekommen. Aber solche Hoffnungen sind nicht verwirklicht. Während viele sich freuen über alles Gute, das gewirkt ist, trauern sie doch über einen Wechsel, eine Reaktion, die in manchen Kirchen auftritt und zeigt, daß viel Lauigkeit und Rückfall vorhanden ist.“ Die Berichte hatten zugleich über den gedrückten Stand des Ackerbaus und Handels zu klagen. Vielfach zeigte sich eine Armuth, die dem Gedeihen der Kirchen höchst hinderlich sein mußte. Krankheit, Dürre, der hohe Preis der Lebensmittel und aller importirten Gegenstände, sowie das Eingehen vieler Plantagen u. s. w. thaten das Ihrige, um die Zustände recht ungünstig zu machen.

Am schwersten aber wurde die ganze Baptist-Union erschüttert durch den Aufstand, der 1865 in dem Städtchen Morant Bay an der Küste (8 deutsche Meilen östlich von Kingston) zum Ausbruch kam. Eine Spannung zwischen Weißen und Schwarzen hatte sich immer noch auf Jamaica mehr als auf andern Inseln fühlbar gemacht. Die letzteren klagten über die drückenden Steuern, über die gegen sie parteiisch geübte Rechtspflege u. s. w. In jener Gegend, scheint es, war die Erbitterung besonders gestiegen. Bei einer geringfügigen Verurtheilung wurde der Schuldige vom Volkshaufen befreit, die Gerichtsdiener mißhandelt, das Rathhaus gestürmt, die Beamten erschlagen, Häuser verbrannt oder zerstört u. s. w. Der Aufstand wurde bald auf blutige Weise unterdrückt, indem die ganze Insel in Kriegszustand erklärt wurde. Schuldige (oder vielleicht auch Unschuldige) wurden nach sehr summarischem Verfahren in großer Menge hingerichtet. Darunter waren, Leute, die zu den oben erwähnten „native Baptists“ gehörten; ja einer ihrer Prediger, Paul Bogle, war der Haupträdelsführer gewesen. Aber trotzdem, daß die Union in der Gegend des Aufstandes gar keine Gemeinden hatte, wurden die gröbsten Verdächtigungen auf sie und ihre Führer gebracht. Ob, wie damals angenommen wurde, eine über die ganze Insel verbreitete Verschwörung gegen die Weißen bestand, ist nicht klar. Jedenfalls waren die Baptisten nicht die Urheber, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß das Verhältniß der beiden Racen zu einander von dieser Seite vielfach nicht in der rechten Weise aufgefaßt wurde. — Es ist erklärlich, daß die Baptist-Union wieder beträchtlich zusammenschmolz. Im nächsten Jahr zählte sie nur noch 15382 Mitglieder.

In der Folge griff denn die englische Baptisten-Mission aufs neue thätig in die Verhältnisse Jamaica's ein, gründete wieder Stationen (zunächst 1866 Morant Bay, später Wallingford und Mandeville) und stärkte des Calabar-Institut, das nach Kingston verlegt wurde. Nach dem Berichte von 1873 zählte die Union mit den Stationen der Gesellschaft zusammen 23,367 Mitglieder.

Seit der Emanzipation hatte sich die Baptisten-Mission aber auch auf andre Inseln ausgebreitet.

II. Die Bahama Inseln.

Hier waren schon am Schlusse des amerikanischen Krieges, 1813, farbige Baptisten erschienen, als manche Kolonisten aus den Vereinigten Staaten nach Westindien übersiedelten. Es waren Sklaven, die in Nord-Amerika in die Baptistengemeinschaft aufgenommen waren und nun mit ihren Herren auf diese Inseln zogen. Da sie aber nicht lesen konnten, und niemand sie unterrichtete, so verringerte sich, obgleich sie ihre gottesdienstlichen Handlungen fortsetzten, ihre Erkenntniß und ihre Frömmigkeit. So richtete ein Sklave, der Mitglied einer der ansehnlichsten Gemeinden war, sein Gebet an Abraham, Isaak und Jakob. Der erste Baptistenmissionar, Burton, der am 29. Januar 1833 in Nassau, auf der Insel New-Providence, landete, wurde mit großer Herzlichkeit empfangen und konnte mehrere Jahre lang dort und auf den benachbarten Inseln mit großem Erfolg arbeiten.[1]) Gemeinden bildeten sich mit seiner Hülfe, Schulen wurden errichtet, und das Werk wurde von seinen Nachfolgern gedeihlich fortgeführt. Die Bevölkerung der Bahama's betrug damals 16,500 Seelen, darunter 4200 Weiße, 3000 freie Farbige, die übrigen waren Sklaven. „Diese alle wohnen auf einer Anzahl kleiner, weit hin zerstreuter und schwer zugänglicher Inseln, so daß die Missionare oft lange und gefährliche Reisen unternehmen müssen, um den Hungrigen das Brod des Lebens zu bringen." Zehn Jahre später waren 2 andre Missionare, Capern und Rycroft, auf diesem Missionsfelde thätig, die trotz aller Hindernisse von anglikanischer Seite immer mehr Anhang fanden. Von der Turks-Insel konnte Missionar Rycroft im Juli 1848 über neu erwachtes Leben und regen Missionseifer in den Gemeinden Erfreuliches melden[2]), während es in einem Bericht des Missionars Littlewood vom Januar 1850[3]) heißt: „Sie können sich denken, daß ein so ausgedehntes Arbeitsgebiet (die Bahama's), das 46 Stationen umfaßt, beträchtliche Arbeit und Selbstverleugnung erfordert. — Wenn auch der Zustand dieser weit zerstreuten Gemeinden kein gedeihlicher genannt werden kann, so ist er wenigstens friedlich. — Wir haben 6 Nationalgehülfen und 140 Sonntagsschullehrer. Ihre Arbeit vertheilt sich auf 45 Gemeinden mit 1475 Gemeindegliedern und 1226 Schülern, die Gottesdienste werden von mehr als 3000 Personen besucht." — Ein andermal berichtet er von der kleinen Insel Rum-Cay, daß die Kapelle daselbst zu klein geworden und der Bau einer neuen beschlossen sei; auch machten die Sonntagsschulen daselbst viel Freude; mehrere Personen wurden getauft, andere fragten nach der Wahrheit. Nach Missionar Caperns Bericht[4]) endlich einige Jahre später waren 46 Gemeinden mit mehr als 2000 Gliedern über 12 Inseln zerstreut,

---

[1]) Von den Methodisten, die hier wirkten, wird gesagt, daß sie sich neben der weißen Bevölkerung nur um die freien Neger und Farbigen bemühten, die Sklaven aber vernachlässigten.

[2]) Calwer Missionsblatt 1848, S. 101.

[3]) Ebendaselbst 1850, S. 69 ff.

[4]) Basler Missions-Magazin 1856, III, S. 60.

ferner 6 Wochenschulen mit etwa 300 Schülern, und 33 Sonntagsschulen mit über 1800 Schülern. Ferner sagt er: „Seit 4 Monaten ist in der religiösen Bevölkerung von Nassau eine merkwürdige Veränderung eingetreten. Es ist allgemein der Wunsch nach einer Art religiösen Bundes erwacht, und Baptisten, Wesleyaner und Presbyterianer tauschen ihr Kanzeln unter sich aus. Auch das Betragen der Episkopalen gegen andere Gemeinden hat sich sehr verändert." — Auf den Turks Islands[1]) sind 7 Gemeinden mit 478 Gliedern. Die zwei europäischen Missionare werden von 6 eingebornen Predigern, 1 Schulmeister und 57 Sonntagsschullehrern unterstützt. Im letzten Jahr (1855) wurden 15 getauft. Zum Unterhalt der Station wurden von der Gemeinde nahe an 400 Pfund (4800 Fl.) beigesteuert.

Als Dr. Underhill im Jahre 1860 die Inseln besuchte,[2]) fand er auf 18 derselben Gemeinden mit 2656 Mitgliedern. Sie waren in 3 Distrikte getheilt, mit den Hauptplätzen Nassau, Inagua und Grand Cay. Außer den mit der Mission verbundenen gab es sogenannte native Baptists auf vielen Inseln, die unter der Leitung eines Pastors in Nassau standen, wo derselbe eine Gemeinde von 600 Personen hatte. Da die Missionare die andern Inseln wegen mangelnder Reise-Gelegenheit und der Unsicherheit der Winde nur selten besuchen können, so sind die Gemeinden jeder einzelnen Insel unter einen eingebornen Prediger gestellt, deren manche freilich nur eine geringe Bildung haben. Sie werden theils von den Gemeinden und theils durch Sammlungen in den Gemeinden der Hauptplätze erhalten. Nur dann und wann können die Missionare in ihren Distrikten herumkommen, taufen, Fälle der Disziplin entscheiden u. s. w.

Nassau ist eine hübsche Stadt, mit reinlichen Straßen u. z. Th. eleganten Häusern. Es wird im Winter als klimatischer Kurort von Nordamerika aus benutzt. Aber die Insel New-Providence ist arm. Es gibt fast keine Plantagen. Ein Besitzer baut in größeren Maßstabe Apfelsinen zum Export nach den Vereinigten Staaten. Die Bäume müssen fast auf dem reinen Korallenfelsen wachsen. Doch wird noch ein Wald erwähnt, in dem Kohlen gebrannt werden. Manche Neger suchen ihren Unterhalt durch Fischerei. Es wird ein beträchtlicher Handel mit Schwämmen getrieben. Aber der ausgedehnteste Erwerbszweig ist das Bergen der Güter gestrandeter Schiffe. Auf den Riffen der Bahama's kommen unverhältnißmäßig viel Schiffbrüche vor, und es ist ein öffentliches Geheimniß, daß dieselben zuweilen „wohl beabsichtigt" sind, sei es, daß „Schiffskinder" ihre alten unbrauchbaren Schiffe auflaufen lassen, sei es, daß gewissenlose Kapitäne im Einvernehmen mit den betreffenden Bahamabewohnern dies thun, indem sie sich und der Mannschaft einen Antheil an dem nach dem Strandrecht sich ergebenden Gewinn sichern.

Auf San Salvador leben 1900 Personen, darunter nur ein Weißer. Sie sind alle Baptisten. Sie pflanzen da, wo in den Vertiefungen des Felsens sich etwas Humus gesammelt hat, Mais oder süße Kartoffeln, Yams, Ananas und treiben Fischerei. Schweine und Hühner sind mit Ausnahme von etlichen Pferden die einzigen Hausthiere. Das Leben ist mühselig und läßt sich nur bei harter Arbeit fristen. Doch hat das Völkchen gute Häuser und ohne viel Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens zu kennen scheinen sie glücklich, zufrieden und fromm. „Unser ein-

---

[1]) Dazu gehören Grand Cay, Salt Cay und die vielen Inseln der Caicos Bank. Sie stehen unter besonderer Verwaltung.

[1]) The West Indies p. 473 ff.

ziges Vergnügen," sagte einer von ihnen, „ist: zu singen und zu beten". Doch muß nicht selten Kirchenzucht wegen Unsittlichkeit geübt werden.[1])

Auf Inagua befindet sich nur eine Niederlassung: Matthew Town. Die große Insel hat nur 1000 Bewohner. In der Mitte ist eine große Lagune, der Aufenthaltsort großer Schaaren von Flamingo's. Früher wurde auf dem flachen Boden Baumwolle gebaut. Jetzt ist die Kultur aufgegeben. Die Hauptbeschäftigung ist Gewinnung von Salz aus dem verdunstenden Wasser der Salzlagunen. — Neben dem Baptistenmissionar steht hier ein anglikanischer Geistlicher. Beide waren im besten Einvernehmen, wo es sich ums Wohl der Bevölkerung handelte.

Turks Islands zählen nur 3250 Seelen, haben aber eine besondere Verwaltung: einen Gouverneur, Sekretär, gesetzgebende Versammlung u. s. w. Auch hier wird viel Salz gewonnen; nur auf einigen Inseln gibt es Viehzucht. Die Bevölkerung ist arm. — Nach den neusten Nachrichten muß die Noth dort furchtbar sein.

Nach dem Bericht von 1873 gehörten zu dem nördlichen (Nassau) Distrikt folgende Gemeinden: Andros, Grand Bahama, Eleuthera, San Salvador, Exuma und Ragged Island, zusammen mit 2050 Mitgliedern.

Der mittlere oder Inagua-Distrikt umfaßte: Inagua, Long Cay, Mayaguana, Acklin's Island, Long Island, Rum Cay und Watlings Island, mit 668 Mitgliedern. —

Der südliche endlich Grand Cay, Salt Cay, und Caicos sowie drei Nebenstationen auf St. Domingo mit zusammen 587 Mitgliedern.

III. Trinidad.

Auf diese fruchtbare große Insel wurde 1842 die Aufmerksamkeit der Gesellschaft gelenkt. Der erste Missionar, Cowen, fand die Bevölkerung, unter der der Katholizismus herrschte, in einem geistlich höchst verkommenen Zustande. Der Sekretär der Gesellschaft besuchte 1846 Trinidad. Er berichtete: „Wir haben 2 Gruppen von Stationen, die eine in und um Port of Spain, die andre 20 (engl.) Meilen südlicher, in und um Savanna Grande. (Beide Orte liegen auf der Westseite.) In der ersteren sind seit 1843 zwei kleine hölzerne Kapellen gebaut; in einer werden 90 Schüler unterrichtet. Auch 20 (?) Meilen nordwärts[1]) hat Mr. Cowen drei Stationen, wo er mit Selbstverleugnung arbeitet." 1850 klagte der letztere über die Hindernisse: Rum trinken, Aberglaube und etwas Heidenthum, die das Werk aufhielten. Doch hatte er viele Traktate und 1000 Exemplare der Heil. Schrift in einem Jahre verbreiten können. 1853 (?) wurden 80 Kommunikanten, 181 Schüler und 12 Lehrer gezählt unter der Leitung nur eines Missionars.

Im folgenden Jahre wurde die Insel furchtbar von der Cholera heimgesucht. — Zehn Jahr später finden wir über diese Mission folgende Angaben: Port of Spain mit einer Gemeinde von 54 Gliedern. San Fernando, mit einem besonderen Missionar und einer Gemeinde von 259 Mitgliedern, die auf 6 Plätze sich vertheilen, unter denen auch Montserrat genannt ist. Savanna Grande wird nicht mehr erwähnt.

---

[1]) In neuster Zeit ist die Bevölkerung auf 3100 gestiegen; auch hat sich der Wohlstand durch den Ananasbau gehoben. Die Baptisten hatten mit den Ritualisten zu kämpfen.

[2]) Gemeint ist jedenfalls die später erwähnte Station Montserrat, die zwischen den beiden andern liegt.

1873 sind dieselben Plätze wieder genannt. In der Hauptstadt zählte die Gemeinde 97, zu San Fernando mit den Außenplätzen 410 Mitglieder.

IV. Haïti.

Auf Haïti begann die Baptistenmission im Jahre 1845. Zwei Missionare mit ihren Frauen und zwei Jungfrauen landeten kurz vor Weihnachten in Jacmel, wo sie von der Revolution her, in welcher der Präsident Boyer vertrieben wurde, noch alles in Ruinen fanden. Sie wurden indessen freundlich aufgenommen und durften sogar unter dem Schutze der Behörde Gottesdienst halten und eine Schule einrichten. Im März des nächsten Jahres befestigte sich die Ruhe des Landes[1]) mit Eintritt des Präsidenten Riché, nach dessen Tode General Soulouque diese Würde erlangte, der sich 1849 unter dem Namen Faustin I. zum Kaiser erklärte. Jacmel, das von der Hauptstadt Port au Prince durch eine breite bergige Halbinsel getrennt ist — es liegt auf der Südküste — schien für die Mission besonders geeignet. Auch wurde der französische Gottesdienst der Baptisten viel besucht, aber die Zuhörer wechselten, kamen und gingen wie auf einem Jahrmarkte. Die Schule kam bald in guten Gang. Im Juni konnte eine junge Person, die sich einem besonders religiösen Leben widmen wollte (Klöster gibt es nicht auf Haïti), aber durch die Predigt den Unterschied zwischen dem Evangelium und dem dort besonders tief stehenden Katholizismus erkannt hatte, getauft werden. Einige andere Bekehrte wagten sich noch nicht heraus, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung. Die Zustände waren furchtbar. Grobe Gottlosigkeit und Unsittlichkeit herrschte überall. Doch hatte die Mission gute Aussichten. Nur zu bald aber wurde Missionar Francis durch das gelbe Fieber abgerufen, und Miß Harris, die Lehrerin, hatte einen schweren Stand, die Station ein halbes Jahr lang allein zu erhalten. Sie hielt Gottesdienst, indem sie eine Predigt vorlas. Die Schule wurde bei einer Prüfung durch einen Beamten im besten Zustande getroffen, so daß der Präsident Riché 5 seiner eignen Kinder in dieselbe zu schicken beschloß, obgleich Frl. Harris die angebotene Staatsunterstützung abgelehnt hatte. Kurz vor dem Regierungswechsel (1. März 1847) traf Missionar Webley ein, der sofort die erfolgreiche Arbeit aufnahm und bald verschiedene Personen taufen konnte. Aber eine schwere Unterbrechung entstand durch die Schreckenszeit, die der Präsident im April 1848 hervorrief, indem er aus Argwohn seine Räthe und die angesehensten Personen der Hauptstadt in seinem Palaste ermorden ließ, worauf im ganzen Lande Verwirrung und Blutvergießen folgte. Besonders wurden die Braunen verfolgt. Ein farbiger Methodistenmissionar, der damals in „Les Cayes“ westlich von Jacmel arbeitete, konnte nur durch die Flucht sein Leben retten. Die Baptisten blieben als Europäer

[1]) Die bisherigen Kämpfe rührten von der Spannung zwischen der Neger- und Mulatten-Bevölkerung her. Die Letztere war zu wenig zahlreich, um ihre verhältnißmäßige geistige Ueberlegenheit zur Geltung zu bringen.

verschont. Doch erst nach einem Jahre konnten die Arbeiten wieder aufgenommen werden, und nur unter neuen Hindernissen. Der Kaiser förderte den gröbsten Aberglauben und Unsittlichkeit. Die Städte hallten wieder von den nächtlichen Orgien. Dazwischen ließ sich offener Unglaube bei den einigermaßen Gebildeten vernehmen. Dem Missionar wurden enge Schranken gezogen, er durfte die Stadt nicht ohne Erlaubniß verlassen. Doch kam die Schule in guten Gang. Auch fanden sich wieder Zuhörer und Bekehrte. Seitdem begann die Gemeinde langsam zu wachsen, besonders vorbereitet durch die Schule, welche die Missionare in näheren Verkehr auch mit den Eltern brachte, da ihre Leistungen immer mehr anerkannt wurden. Es war daher ein großes Hinderniß, als dieselbe am Schlusse des Jahrzehnts einige Zeit geschlossen bleiben mußte — wahrscheinlich weil Frl. Harris sich zurückzog(?). Erst 1860, als Webley zwei Mitarbeiter, V. Bouhon und W. Baumann erhielt, konnte sie wieder eröffnet werden.

Der Jahresbericht von 1864 zeigt, daß der letztere in der Hauptstadt Port au Prince eine Station eröffnet hatte. Damals war das Konkordat mit Rom durch den Präsidenten Geffrard abgeschlossen, und man hatte von der Stärkung des römischen Einflusses manches für das Gedeihen der Mission zu besorgen. Im folgenden Jahre waren noch ein paar andre Stationen, St. Raphael[1]) und Dondon unter Leitung eines eingebornen Predigers, Metellus Ménard, hinzugekommen, und das Evangelium hatte noch an mehreren andern Stellen Wurzel gefaßt. Der letztere bewährte sich in einem Aufstande, der weiterhin jene Gegend beunruhigte, und blieb unter manchen Verfolgungen standhaft. Da das Feld in Port au Prince zu ungünstig sich zeigte, zog Baumann nach der Nordküste und ließ sich in Grande Rivière nieder (1866), wo schon durch Ménard von dem etwa 5 d. Meilen südlicher gelegenen St. Raphael aus gewirkt war[2]). Indessen ließen es fortwährende Unruhen dort noch nicht zu viel Erfolgen kommen. Geffrard war (1867?) vertrieben, General Salnave zum Präsidenten ausgerufen, er fand aber eine starke Gegenpartei und später einen Gegenpräsidenten, General Dominique, der seine Herrschaft im südlichen Theile der Republik organisirte. Doch das Land wurde furchtbar vom Bürgerkriege zerrüttet. Banden von Negern aus dem Innern, hier Caco's genannt (entsprechend den Maroons auf Jamaica) lagen (angeblich für Geffrard) im Kampfe mit den Truppen Salnave's und drangen immer wieder plündernd an die nördliche Küste vor. St. Raphael stand 1½ Jahre verlassen. Grande Rivière befand sich in den Händen der Caco's, bald nachdem Baumann dort gestorben. Seine Witwe blieb krank in der traurigsten Lage zurück, hielt aber nach ihrer Genesung noch ein paar Jahre muthig bei der Gemeinde aus, bis sie nochmals von schwerer Krankheit erschöpft die Insel verließ. Auch Jacmel war vom Kriege schwer heimgesucht, die Missionsfamilie dort drückender Noth ausgesetzt, da Lebensmittel kaum zu haben waren. Webley kehrte nach längerer

[1]) Im Innern, nördlich von der Hauptstadt.
[2]) Das oben genannte Dorf Dondon liegt dicht dabei, an der Küste.

Krankheit nach England zurück, aber nur um gleich nach seiner Ankunft in die Ewigkeit heimzugehen. Die ganze Mission war schwer geschädigt, die Gemeinden, die 1867 auf 131 Mitglieder angegeben wurden, waren entmuthigt und zum Theil zerstreut. Dennoch hielten sich die Reste unter der Leitung eingeborner Brüder; besonders bewährte sich in dieser traurigen Zeit Metellus Ménard. Erst 1871 konnte wieder ein Missionar in Jacmel eintreten, der bei beruhigter Lage des Landes bald ein fruchtbares Arbeitsfeld fand.

Nach dem Berichte von 1873 waren außer dieser Station folgende mit eingebornen Predigern oder Helfern besetzt: La Grande Rivière, mit 19 Mitgliedern, St. Raphael mit 19, Dondon mit 10, St. Marc mit 14, Port de Paix mit 13 und Cap Haytien mit 5 Mitgliedern. Die beiden vorletzten Orte liegen, wie es scheint, zwischen der letzten und Grandee Rivière.

Auf dem östlichen Theile der Insel war 1852 auch eine Mission zu Puerto Plata (Port au Plat) gegründet, die unter der Republik, die sich seit 1874 von der westlichen getrennt hatte[1]), Duldung erlangte und eine kleine Gemeinde sammelte. Als jedoch 1861 dieser Theil, San Domingo durch einen Aufstand wieder zur spanischen Kolonie wurde, und vier Jahre später die Republik, unter General Buenaventura Baez als Präsidenten, wieder hergestellt wurde, konnte das Werk nicht recht gedeihen, zumal bei den Unruhen und Kämpfen auch Puerto Plata eingeäschert wurde. Dennoch waren auch noch an einigen andern Orten kleine Gemeinden entstanden, die aber nur ein kümmerliches Dasein zu haben scheinen, und wie bereits erwähnt unter der Leitung des Missionars der Turks Islands gehören.

12. Die Arbeiten anderer Missions-Gesellschaften.

a. Die Londoner Gesellschaft.

Indem wir einen bald wieder aufgegebenen Versuch der Londoner Gesellschaft im Jahre 1822 auf Trinidad übergehen, haben wir es hier nur mit der Mission auf Jamaica zu thun, die 1834 infolge der Emanzipation gegründet wurde. Ueber die Anfänge derselben und ihre Entwicklung in den ersten Jahrzehnten lagen uns wenig Quellen vor. In dem genannten Jahre wurden die Stationen zu Kingston und zu First Hill, letzteres nördlich in der Parochie Trelawney, errichtet. Die andern Stationen konzentriren sich auf den mittleren Theil der südlichen Hälfte der Insel, u. z. auf die Parochien Manchester und Clarendon. Dort wurde 1835 Whitefield (Porus), Ridgmount (Mandeville) und Davyton angelegt; 1838 kam Chapelton hinzu.

---

[1]) Man nannte sie die Mulatten-Republik, weil dieses dort gehaßte Element der Bevölkerung hier das Uebergewicht hatte. Auch waren hier nicht die Weißen von dem Rechte des Grundbesitzes ausgeschlossen.

Jede dieser Stationen erhielt bald eine Anzahl von Außenstationen, deren einige zeitweise, wie es scheint auch als selbständige Arbeitsfelder mit europäischen Missionaren besetzt waren.

In den ersten Jahren erfreute sich auch diese Mission ausgedehnter Erfolge. Die weiteren Aussichten erschienen im günstigsten Lichte. Später kam auch hier der Rückschlag. Es liegen uns leider die Zahlenangaben aus den früheren Jahren nicht vor. Vermuthlich waren sie, wie die andrer Gesellschaften, höher als die aus den folgenden Jahrzehnten stammenden.

Bemerkenswerth ist, daß die Londoner Missionare, obgleich von Herzen für die Menschenrechte der Neger eintretend, sich niemals in die politischen Agitationen eingelassen haben, die mit der Emanzipation und deren Folgen zusammenhingen. In diesem Stücke wichen sie völlig ab von den Baptisten, und dies war, wie es scheint, der Grund eines ernsten Zerwürfnisses zwischen den Vertretern der beiden Gesellschaften, das ich aus dem Anfange der Vierziger Jahre angedeutet finde[1]). Ob es lieblose Verleumdungen waren, wie von Seiten der Baptisten behauptet worden ist, darüber habe ich kein Urtheil. Jedenfalls aber hätten die letzteren gewiß zu größerem Segen für Jamaica gearbeitet, wenn sie nicht, was zuweilen in fast fanatischer Weise geschah, in das Getriebe der politischen Parteien mit eingegriffen hätten.

Unsre ausführlichen Quellen beginnen erst mit dem Jahre 1862. Damals war Jamaica tief bewegt von den Erweckungen, die ein Jahr zuvor nach langer geistlicher Dürre wieder ein neues Leben in den Gemeinden angeregt hatten. „Man darf sich nicht wundern", heißt es in dem Londoner Jahresbericht, „daß unter einem so leicht erregbaren Volke, wie die farbigen Bewohner der Insel sind, die allgemeine Erweckung in einigen Fällen ausartete in Ausschreitungen und Unordnung. Vor diesen Uebeln aber blieben unsre Gemeinden durch die Besonnenheit und Festigkeit ihrer Pastoren im allgemeinen verschont." Obgleich menschliche Schwachheit und Sündhaftigkeit dabei vielfach zu Tage getreten war, erwartete man doch einen bleibenden Segen. Die Gemeinden waren auffallend gewachsen; die Gesammtzahl der Kommunikanten betrug über 2000.[2]) Demnach mußten die folgenden Berichte übertriebenen Erwartungen und Vorstellungen entgegentreten. Der Glaube und die Frömmigkeit jener westindischen Gemeinden, wird gesagt, müsse nicht nach Vergleichung des Zustandes der britischen Christen geschätzt werden. Dort seien die christlichen Brüder furchtbaren sozialen Uebeln ausgesetzt, wie sie in der Heimat nicht bekannt seien, dagegen fehlten dort unsäglich viele Vorzüge, deren sich die Mitglieder der christlichen Kirche bei uns erfreuen. Bei rechter Erwägung der Verhältnisse müsse man die Unwissenheit, Unbeständigkeit und andre namenlose Mängel weniger hart zu beurtheilen, habe vielmehr Grund, Gott zu danken für das, was bereits an den armen Menschen geschehen sei. — Immer

[1]) Vergl. oben S. 151.
[2]) Im Jahre 1851 war sie 800.

wieder waren noch manche Rückfälle vorgekommen von solchen, die während der Erweckung die besten Hoffnungen gaben. Andre aber bewährten sich um so treuer. Ein Missionar schreibt, nie sei der Wechsel zwischen Licht und Schatten auffallender und der Abstand von beiden schärfer gewesen: auf der einen Seite die traurige geistliche Mangelhaftigkeit, auf der andern die innere Gediegenheit des christlichen Lebens.

Es war damals übrigens, wie schon mehrfach erwähnt, eine Zeit schwerer Heimsuchungen in Westindien. Auch auf Jamaica herrschte große Noth, sowohl infolge der Dürre, unter der die Kaffee-Kultur besonders zu leiden hatte, als auch infolge der Theurung, die durch den amerikanischen Krieg und das Stocken des Handels herbeigeführt wurde. Dazu lasteten schwere Abgaben auf der Bevölkerung. Dennoch wurden von den Gemeinden in einem Jahre über 2000 Pfund Sterling (40000 Mark) für ihre kirchlichen Bedürfnisse aufgebracht, während die Gesellschaft nur noch kaum 1200 Pfund zur Erhaltung der Mission betrug.

Bei dem Aufstande von 1865 waren die Mitglieder der Londoner Missionsgemeinde in keiner Weise betheiligt, obgleich eine Außenstation unter Leitung eines eingebornen Lehrers zu Morant Bay selbst und nicht fern davon damals auch zu Prospect Penn eine Hauptstation bestand. Am letzteren Orte wurde die Ruhe nicht gestört. Nur 5 von der kleinen Gemeinde an dem erstgenannten Platze wurden unter dem blutigen Schrekensregiment des Kriegszustandes erschossen — doch war es nicht ausgemacht ob schuldig oder, wie so viele damals, unschuldig. Auch nahmen die Londoner Missionare in der politischen Aufregung möglichst wenig Partei. Wir finden von ihnen eine besonnene Beurtheilung der Zustände, in der wohl die Berechtigung der Bevölkerung zu mancherlei Klagen anerkannt wird, doch auch andrerseits das Unrecht der Agitationen gegen die Kolonial-Regierung gezeigt wird. Einer von den Missionaren ging sogar soweit, eine Adresse für den Gouverneur Eyre zu unterzeichnen, ein Schritt, der indessen von den Direktoren der Gesellschaft gemißbilligt wurde. Das Verhalten des Gouverneurs, obgleich vielleicht von andrer Seite nicht richtig gewürdigt, hatte doch durch die unbesonnenen Massenmorde, die er zur Unterdrückung des Aufstandes veranlaßte, ihm jedenfalls die Sympathien der christlichen Kreise entzogen.

Ueber die Bevölkerung im allgemeinen wurde damals etwa Folgendes geschrieben: Wo diese armen Leute unter dem unmittelbaren Einfluß europäischer Missionare stehen, haben sie schnelle Fortschritte gemacht in Bildung und Frömmigkeit. Aber jenseits der Grenzen dieses Einflusses gibt es große Schaaren, die während sie sich dem Namen nach zum Christenthum bekennen, furchtbar verderbt und abergläubisch sind. — Ohne Zweifel waren unsre Erwartungen zu hoch. Wir hofften, daß die erste Generation der Christen sich in aller Schönheit und Herrlichkeit des christlichen Charakters zeigen würde wie er bei uns gefunden wird, während wir nun entdecken, daß sie den eben erst gesammelten Heidenchristen aller Länder und aller Zeiten gleichen. Der Missionar muß viel Nachsicht haben, und mit ihnen wie mit kleinen Kindern umgehen. Aber es gibt einzelne Christen, die solcher Entschuldigung

nicht bedürfen, und die mit ihrer Frömmigkeit jede kleine Gemeinde zieren würden.

Die politische Aufregung, welche die Insel in der folgenden Zeit beherrschte, verbunden mit fortdauernder Dürre, Mißernten und dem Darniederliegen des Handels, wirkte weiter ungünstig auf die Mission. Auch hier wurde geklagt über die einreißende Armuth in den Gemeinden, durch die nicht nur die Geldbeiträge verringert, sondern auch manche sonstige Kirchenbesucher aus Mangel an Kleidung von den Gottesdiensten fern gehalten wurden. Auch war über Gleichgültigkeit, weltliches Wesen und unordentliches Betragen der jüngeren Generation zu klagen, während von einigen Gemeinden doch erfreuliche Berichte erstattet werden konnten. Die Verhältnisse derselben gestalteten sich überhaupt mehr und mehr denen der heimatlichen Gemeinden ähnlich; es ist mehr pastorale Thätigkeit als Missionsthätigkeit, die dort zu üben ist. Auf die großen Massen der Insel, die dem Christenthum entweder ganz fern stehen oder nur den Namen desselben für sich in Anspruch nehmen, scheint in neuerer Zeit wenig Einfluß geübt werden zu können. Leider war die Ausbildung farbiger Geistlicher noch nicht soweit gediehen, daß an eine selbständige Gestaltung solcher Gemeinden bald zu denken sein dürfte. Doch werden in diesem Punkte neuerdings ernstliche Anstrengungen gemacht.

Auf den oben bereits genannten Stationen nebst den dazu gehörigen Außenstationen befanden sich nach dem Jahresberichte von 1874 5 englische und 2 ordinirte farbige Missionare nebst 11 farbigen nicht ordinirten Predigern. Unter ihrer Leitung standen 1798 Kommunikanten und gegen 5800 weitere Anhänger und 1279 Schüler. Die Beiträge für kirchliche Zwecke betrugen 1746 Pfund Sterling.

b. Die Mission der Vereinigten Presbyterianer Schottlands.

Schon im Jahre 1824 war von der Schottischen Missionsgesellschaft eine Mission auf Jamaica begonnen, die sich um 1830 bereits auf sechs Plätze erstreckte. Nach der Emanzipation hatte sie wie die übrigen Missionen eine beträchtliche Ausdehnung erlangt. Es fehlen uns über die ältere Geschichte alle nähere Nachrichten. Als im Jahre 1847 die Mission der Vereinigten Presbyterianer-Kirche (United Presbyterian Church) ins Leben trat, gingen die Stationen auf Jamaica an sie über. Es waren damals folgende 7 Hauptstationen, denen ebensoviel Nebenstationen zur Seite standen: Hampden, einige Meilen östlich von Montego Bay, Lucea, westlich von da, an der Küste, Port Maria, weiter im Osten an der Nordküste, Carronhall, südlich von der vorigen, im Gebirge, Cornwall (?), Green Island an der Westküste und Brownsville, südöstlich von Lucea, im Gebirge. Wie stark die zugehörigen Gemeinden waren, finde ich nicht angegeben. Nach 12 Jahren betrug die Mitgliederzahl 4193. Die Zahl der Stationen war jedenfalls sehr gestiegen. Doch war um jene Zeit der Zuwachs der Gemeinden von Jahr zu Jahr nicht gerade bedeutend. Einen ganz außergewöhnlichen Aufschwung aber erhielt diese Mission durch die Erweckung

1861, die ihr in Jahresfrist 1261 neue Mitglieder zuführte. Im folgenden Jahre war sogar die Zahl auf 5845 gestiegen. Die Geldbeiträge für die kirchlichen Bedürfnisse flossen so reichlich, daß im Durchschnitt auf jedes Mitglied etwa 14½ Mark kamen. Aber auch hier trat der Rückschlag ein, verbunden mit der Noth und Theurung, wie wir sie bereits mehrfach angedeutet haben. So zeigen denn die Berichte eine Reihe von Jahren hindurch eine fortgehende Abnahme der Mitgliederzahl und der Beiträge. Und doch ist es immer noch zu bewundern, daß selbst bei den ungünstigsten Verhältnissen und bei der weit und breit auf der Insel herrschenden bittersten Armuth der jährliche Beitrag im Durchschnitt sich immer noch auf 10 Mark von jedem Gliede belief. Seit 1868 aber hat eine neue Blüte dieser Mission begonnen. Von Jahr zu Jahr wird ansehnlicher Zuwachs der Gemeinden gemeldet und schon ist fast der Gipfel, auf dem die Revivals die Zahl erhoben hatten, erreicht; diesmal in ruhigerer Weise, aber desto nachhaltiger. Die sämmtlichen Gemeinden sind unter vier Presbyterien zusammengefaßt, die zusammen eine Synode ausmachen. Es sind folgende:

Nördliches Presbyterium.	Südliches Presbyterium.	Oestliches Presbyterium.	Westliches Presbyterium.
Hampden	New-Broughton	Kingston	Lucea
Bellevue	Ebenezer	Port Maria	Riverside
Falmouth	Mount Olivet	Carronhall	Stirling
Mount Zion	Victoria Town.	Goshen	Friendship
Montego Bay		Rosehill	Brownsville
Mount Horeb		Cedar Valley.	Greenisland
Mount Hermon			Negril.
Grand Caymna (2 Gemeinden).			

Mit diesen 26 Stationen sind nach dem neusten Jahresberichte (von 1875) 89 Außenstationen verbunden. 16 europäische Missionare und 5 ordinirte Eingeborne werden von 16 eingebornen Katecheten resp. Kolporteuren unterstützt. Mitglieder zählte man 5710 bei einem durchschnittlichen Besuch des Gottesdienstes von 8755. Außer vielen Sonntagsschulen bestanden 59 Tagesschulen mit 5392 eingeschriebenen Schülern, von denen durchschnittlich 3269 den Unterricht besuchten. An Geldbeiträgen wurden gegen 4000 Pfund Sterling aufgebracht, was einen durchschnittlichen Beitrag jedes Mitgliedes von 16 Mark nach unserm Gelde ergibt. Die Synode hatte gute Fortschritte zur Selbsterhaltung gemacht. Aber dennoch soll eine Loslösung von der Missionsgesellschaft in keiner Weise beschleunigt werden, da die europäischen Missionare bisher noch unentbehrlich sind. Zwar ist schon viel grade von dieser Denomination für höhere Schulbildung gethan. Zu Montego Bay und in den letzten Jahren auch zu Ebenezer bestehen sogenannte Akademien, die etwa eine Bildung erzielen wie die Mittelklassen unserer Gymnasien. Einzelne der jungen Leute, die diese Schulen durchgemacht, erhielten eine weitere theologische Bildung, daher bereits mehrere ordinirte Eingeborne im Amte stehen. Aber es werden wei-

tere Anstrengungen gemacht, um die erforderlichen Geistlichen auszubilden. 1874 war das fünfzigste Jahr seit Stiftung dieser Mission. Infolge des Jubiläums wurden Beiträge zur Gründung einer theologischen Fakultät gemacht, für die in einigen Jahren auch ein bedeutendes Legat (5000 Pfund) zur Auszahlung kommen wird. Inzwischen hatte auch die neue Regierung viel zur Hebung des höheren Unterrichts im allgemeinen gethan. Zu Spanish Town ist eine Anstalt zu diesem Zwecke gegründet, unter dem Namen Queens College. Es wurde mit der Regierung verhandelt, die beabsichtigte Fakultät mit derselben zu verbinden. — Eine nähere Besprechung der einzelnen Stationen würde uns zu weit führen. Es sei nur bemerkt, daß die sehr isolirte Insel Grand Cayman, westlich von Jamaica, schon lange von dieser Mission besetzt ist. Früher lauteten die Berichte von dort, vielleicht grade wegen der abgeschlossenen Lage, in manchen Beziehungen günstiger als die von den Stationen auf Jamaica. So z. B. kamen dort nur noch einzelne Fälle von wilder Ehe vor, die auf Jamaica noch immer eine große Ausdehnung hat. Nach den neusten Nachrichten hatten sich Darbysten (Plymouth Brethren) dort eingefunden, die Verwirrung anrichteten.

Außer Jamaica haben wir hier noch Trinidad zu erwähnen, wo die Vereinigten Presbyterianer ebenfalls missioniren. Doch gehört diese Arbeit kaum mit in die Grenzen unsrer Darstellung, da die drei dort gegründeten Gemeinden wenn auch nicht ausschließlich so doch in weit überwiegendem Maße aus Europäern bestehen. Den Stamm derselben bilden Portugiesen von Madeira, die dem evangelischen Glauben sich zugewendet hatten und vor den katholischen Verfolgungen hier eine Zuflucht suchten. Es fehlt uns jede Andeutung darüber, wie weit auch Schwarze und Farbige unter dem Einflusse dieser Mission stehen. Die drei Stationen sind: Port of Spain, Arouca und San Fernando. Im ganzen gehören zu denselben 220 Mitglieder. Die Zahl ist seit längerer Zeit mit geringeren Schwankungen gleich geblieben. Aus der sehr gemischten Bevölkerung, die hauptsächlich unter dem Einflusse der römischen Kirche steht, scheinen nur selten Mitglieder für die Gemeinden gewonnen zu werden. Vor einigen Jahren wurde auch dieser Denomination, wie den übrigen, von der Kolonialregierung Unterstützung angeboten, um die bisher der bischöflichen Kirche zu Theil gewordene Bevorzugung auszugleichen[1]). Die Presbyterianer und Baptisten lehnten alle Unterstützung aus Staatsmitteln ab. Die Gemeinden bringen fast alle erforderlichen Geldmittel selber auf.

Hierbei sei im Vorübergehen erwähnt, daß auch die Vereinigten Presbyterianer Nordamerika's auf Trinidad seit 1843 zu Savanna la Grande eine Station hatten, die, wie es scheint, 1868 mit der schottischen Gemeinde des nahen San Fernando vereinigt wurde.

---

[1]) Auf Jamaica geschah dies in entgegengesetzter Weise dadurch, daß der bischöflichen Kirche die Staatsbeiträge allmählich entzogen wurden.

c. Die anglikanische Kirche und die Ausbreitungsgesellschaft.

Nach der Emanzipation hatte auch die anglikanische Kirche große Massen von Anhängern gewonnen, wozu wohl auch der Umstand beitrug, daß die erforderlichen Geldmittel zur Erhaltung dieser Kirche von den Kolonialregierungen gewährt wurden, also die Gemeinden nicht wie bei den Dissenters selbst die Kosten ihrer kirchlichen Bedürfnisse zu bestreiten hatten. Die ganze Bevölkerung mußte somit für die Staatskirche beisteuern. Gegen 40,000 Pfund Sterling = 800,000 Mark waren z. B. auf Jamaica für diesen Zweck erforderlich, ich weiß nicht ob exclusive oder inclusive eines verhältnißmäßig jedenfalls nicht hohen Beitrages aus der britischen Staatskasse. 3000 Pfund bezog davon der Bischof von Jamaica, der Jahre lang, fern von seiner Diözese, in England lebte. — Gewann die Kirche einerseits dadurch, daß sie ihren Mitgliedern weniger Opfer zumuthete als andre Denominationen, so erzeugten doch andrerseits jene Verhältnisse eine Erbitterung in großen Kreisen der Bevölkerung, die von der politischen Agitation mit Erfolg ausgebeutet wurde. — Betrachten wir die Zustände der anglikanischen Kirche etwas näher nach ihren Bisthümern.

1. **Jamaica** ist, wie wir bereits sahen, seit 1824 ein Bisthum, zu dem in der ersten Zeit aber auch noch die Bahama-Inseln gehörten, welche später als besondere Diözese abgelöst wurden. Hier wurde die Ausbreitung der anglikanischen Kirche eine Reihe von Jahren hindurch von der Society for the Propagation of the Gospel unterstützt. Ich finde nichts darüber ob diese Unterstützung etwa deshalb nöthig war, weil früher die Regierungsgelder weniger reichlich flossen. Bei der im Jahre 1865 erfolgenden Zurückziehung derselben wird wenigstens als Grund erwähnt, daß in neuerer Zeit ausreichend für die Kirche gesorgt sei. Damals hatte die genannte Gesellschaft 7 Hauptstationen mit verschiedenen Nebenplätzen, nämlich: St. Albans, St. John, Portland Bluefields, Porus, Keynsham Providence. Zu denselben gehörten etwas über 3000 Kommunikanten. Die Berichte der betreffenden Missionare lassen etwas schärfere Schatten fallen auf die Zustände der Insel in jener Zeit und den nächst früheren Jahren, als wir sie von andrer Seite gezeichnet finden. Die tiefe sittliche Verkommenheit der Bevölkerung wird hier mehr betont, daneben die jammervolle Unwissenheit und der Fanatismus. Es wird in einem der letzten Berichte das Auftreten falscher Propheten beschrieben, die unter den Augen des Missionars ihr Wesen trieben. Mit unverständlichen Worten verkündeten sie, wie sie vorgaben „die Stimme des Geistes" und erklärten, daß es zu ihrem Berufe auch gehöre, die Geistlichen zu steinigen. Es ist eine schwierige Aufgabe für den Missionar, unter solchen Massen zu arbeiten, und erfordert die äußerste Geduld und Langmuth, mit Beharrlichkeit und Nüchternheit. Die von andrer Seite so hoffnungsvoll begrüßten Erweckungen, deren Erfolge wir freilich auch schon vielfach von den an sie geknüpften Erwartungen weit abweichen sahen, werden hier beklagt, und man ist dankbar, daß der verderbliche Einfluß der sogenannten Revivals erlischt u. s. w. Anfangs hatten die Missionare auch gegen die Baptisten einen schweren Stand, für welche die Schwarzen

nach der Emanzipation sehr eingenommen waren, da sie in ihnen die Vermittler ihrer Freiheit zu sehen meinten. — In den letzten Jahren hatten auch diese Stationen unter den gedrückten Verhältnissen des Landes zu leiden; doch konnte man sich nicht verhehlen, daß eine wachsende Gleichgültigkeit gegen Kirche und Schule sich unter dem Vorwande der Armuth verbarg; sowie daß die Agitation, die mit Eifer der Landbevölkerung vorredete, wie sie bedrückt und verfolgt werde, die ungünstigsten Einflüsse auf die kirchlichen und sittlichen Zustände der Insel ausüben mußte.

Doch waren die Arbeiten der Mission trotz aller angedeuteten Hindernisse nicht vergeblich; es zeigten sich doch Zeichen aufrichtiger Frömmigkeit in dem Bereiche der Gemeinden. Die erst weit und breit vorhandenen wilden Ehen kamen immer seltener vor. Häusliche Andacht wurde von vielen Familien gehalten, und auch die Betheiligung an dem Missionswerk zeigte christlichen Ernst und Eifer. (Vergl. unter Barbados.)

Ueber die Zustände in den anglikanischen Gemeinden finde ich keine Andeutungen. Es sind deren auf der Insel im ganzen 88 mit 135000 Seelen und 25000 Kommunikanten. In diesen Zahlen ist freilich auch British Honduras mit eingeschlossen, das mit zur Diözese Jamaica gehört, aber jedenfalls nur einen kleinen Antheil an jenen Zahlen hat. Bei dem Aufhören der besprochenen Mission war von einer neuen Wirksamkeit der Gesellschaft in jener Kolonie die Rede, und wurden von derselben 100 Pfund jährlich von dem Bischhof zur Verfügung gestellt. Doch ist in den neueren Berichten davon nicht weiter die Rede.

Hier ist übrigens der Ort, wo wir zu erwähnen haben, daß nach dem Aufstande von 1865 die neue Regierung der Insel für die anglikanische Kirche tiefgreifende Folgen hatte. Es wurde dir allmähliche Zurückziehung der bisher gewährten Staatsmittel verfügt, und so soll diese Kirche auf Jamaica den andern Denominationen gleichgestellt werden[1]). Welche Folgen dies auf die Statistik geübt hat, ist uns nicht bekannt geworden.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Colonial and Continental Church Society auf der Insel durch Vermittelung anglikanischer Geistlichen eine Anzahl Schulen erhält, indem sie eingeborne Lehrer besoldet. 1866 waren deren 22 zu erwähnen; zwei Jahre später finde ich nur 11 angeführt, doch mit dem Bemerken, daß eine ausgedehntere Thätigkeit nach dieser Richtung sehr nöthig sei, da das von der neuen Regierung eingerichtete Schulsystem der Kirche Abbruch thun werde. Von andrer Seite wurde diese ausgedehntere Fürsorge für die Schulbildung mit Freuden begrüßt; und jedenfalls war die frühere Vernachlässigung desselben die Veranlassung zu manchem traurigen Zuge in den Zuständen Jamaica's gewesen.

[1]) Kurz vor dem Sturze des früheren Regierungssystems hatte man entgegengesetzte Versuche gemacht; man wollte die Dissenters möglichst beschränken und die Arbeiten ihrer Geistlichen von der Erlaubniß der bürgerlichen Obrigkeit abhängig machen.

2. Von der Diözese Jamaica wurde im Jahre 1861 die **Diözese Nassau** abgezweigt, die die Bahama-Inseln incl. der Turks Islands umfaßt. Den Namen trägt sie von der auf der kleinen Insel New-Providence gelegenen Hauptstadt. Neben Methodisten und Baptisten hatte auch hier schon die Ausbreitungsgesellschaft gearbeitet, wurde aber durch den Bischof Dr. Venables veranlaßt, ihre Arbeiten zu vermehren. Er selber arbeitet rüstig in seinem ausgedehnten Sprengel, indem er mit seinem kleinen Schooner (Message of Peace) die zahlreichen abgelegenen Inseln und Inselchen (Cays) besucht. Die allgemeine Armuth der Bewohner, das Vorurtheil der Weißen, die neben sich auf der Kirchenbank keinen Schwarzen dulden wollen, und endlich die auch hier, wenigstens auf den Turks Islands, schon beginnende Zurückziehung der Gelder aus der Staatskasse erschweren die Arbeit. Die genannte Gesellschaft hat bald mehr bald weniger Missionare auf diesem Felde erhalten. Nach dem Berichte von 1872 waren es ihrer 4, auf den Inseln: Long Island, Long Cay, Eleuthera, Andros. Auch die Colonial Church Society hat hier eine Anzahl Katecheten und Lehrer. Im ganzen sind in der Diözese 16 Pastoren thätig, während die Zahl der Gemeinden sich auf 65 beläuft, von denen manche freilich nur kleine Häuflein auf unbedeutenden Inselchen sind. Von den 44600 Bewohnern der Diözese gehören 10180 der anglikanischen Kirche an. Daß es bei dieser Missionsarbeit nicht ohne Rivalität der Denominationen abgeht ist erklärlich; doch finden sich auch Beispiele von brüderlicher Verträglichkeit derselben.

3. **Barbados** war eine der beiden ältesten westindischen Diözesen. 1842 wurde sie getheilt und Antigua und Guiana zu besonderen Bisthümern erhoben. Bei dem ursprünglichen blieben nur die Inseln Barbados, Grenada, St. Vincent, Tobago Sa. Lucia und Trinidad.

Die Ausbreitungsgesellschaft hatte, wie wir bereits in einem früheren Abschnitte erwähnten, auf Barbados seit 1829 eine Anstalt zur Heranbildung von Eingebornen zu Katecheten und Geistlichen, das Codrington College. Dasselbe hat bisher in reichem Segen gewirkt und eine ganze Reihe von schwarzen Pastoren herangezogen. Schon vor mehreren Jahren konnte berichtet werden, daß von den 69 Geistlichen der Diözese 48 aus jenem College hervorgegangen seien. Die Mittel zum Unterhalt der Anstalt[1]) kommen aus einigen auf derselben Insel belegenen Plantagen, die das Vermächtniß des General Codrington an die Gesellschaft ausmachen. Die Arbeiter auf diesen Plantagen bilden eine christliche Gemeinde, deren Pflege dem einen der Lehrer des Colleges übertragen ist. Der Stand derselben in Bezug auf christliches Leben war im vorigen Jahrzehnte noch ein ziemlich niedriger. — Neben dem College ist eine Missionsbildungsanstalt errichtet. In den anglikanischen Kreisen Westindiens ist nämlich eine Missionsgesellschaft (West-Indian Missionary Association), die in engster Verbindung mit der Ausbreitungsgesellschaft eine Mission in Westafrika am Rio Pongas

[1]) Die jährlichen Kosten der Anstalt belaufen sich auf 1750 Pfund Sterling = 35000 Mark.

betreibt. Für dieselbe werden Missionare dort auf Barbados ausgebildet. Die Gesellschaft hat übrigens ihre Zweiggesellschaften in allen westindischen Diözesen, und in Anbetracht der so allgemeinen Bedürftigkeit flossen die Mittel ihr immer sehr reichlich zu.

Auch ist hier ein besonderes Missionswerk zu erwähnen, das zwar von keiner Gesellschaft, aber von der Kirche selbst betrieben wird u. z. an den Kuli's auf Trinidad. Es waren deren am Anfang dieses Jahrzehnts etwa 20000 vorhanden u. z. weit überwiegend Hindu's. Der Bischof, in namhafter Weise von einzelnen Pflanzern unterstützt, hat sich dieses Theils der Bevölkerung mit vieler Liebe angenommen, mit der Absicht besonders, die heranwachsende Generation derselben unter christliche Einflüsse zu bringen. Es ist zu Orange Hill ein besonderes Waisenhaus für Kulikinder gegründet, sowie eine Anzahl Schulen an verschiedenen Orten für Hindukinder, da die jungen Chinesen sich leichter an das Englische gewöhnen und die englischen Schulen besuchen.

In neuster Zeit (1873) ist Trinidad als besonderes Bisthum abgezweigt worden, da dort die Staatsunterstützung fortgeht, während sie auf Barbados und, wie es scheint, auch auf den andern Inseln nach dem Vorgange Jamaica's allmählich zurückgezogen wird. Die Diözese umfaßte (noch incl. Trinidad) 33 Parochien mit 69 Geistlichen und 13248 Kommunikanten.

4. **Antigua.** In dieser seit 1842 bestehenden Diözese, welche die nördlichen kleinen Antillen begreift, hatte die Ausbreitungsgesellschaft zu Anfang des vorigen Jahrzehnts zwei Missionare: einen auf Montserrat, den andern auf Anguilla, der von hier aus auch die Gemeinden auf St. Bartholomews und St. Saba bediente. Erst in neuster Zeit, infolge der auch hier aufhörenden Staatsunterstützung, finden wir Barbuda, Dominica und die Virgin-Islands als Stationen dazugekommen. Jene Aenderung verursacht manche Verlegenheit, da etliche Gemeinden nicht im Stande sind, das Gehalt für einen Geistlichen aufzubringen. Im ganzen gehören zu Antigua 36 Parochien mit 60000 Seelen, unter denen jedoch (1872) nur 3662 Kommunikanten waren.

d. Die Amerikanische Missionsgesellschaft.

(American Missionary Society.)

Im Jahre 1839 unternahmen 5 kongregationalistische Geistliche von New-York aus auf eigne Hand eine Mission unter den befreiten Negern Jamaica's. Sie hatten keinen Rückhalt an einer Gesellschaft gesucht, sondern meinten, sie würden von den Gemeinden, die sie sammeln würden, schon ihren Lebensunterhalt empfangen. In diesem Stücke hatten sie sich jedoch getäuscht. Sie geriethen in Noth und Entbehrung. Damals bildete sich in New-York eine westindische Missions-Kommittee, die ihnen Unterstützungen zufließen ließ, ohne jedoch ihre Stellung sichern zu können. Auf diese Weise wurde die Mission acht Jahre lang erhalten mit den 4 Stationen Brainerd, Oberlin, Union und Devon-Penn,

die gleich zu Anfang angelegt waren, u. z. alle nördlich von Kingston, zu denen 1842 noch die Station Eliot und 1844 Providence, (gleichfalls in jener Gegend) hinzukamen.

Inzwischen war im Jahre 1846 die American Missionary Association auf Grund des strengen abolitionistischen Prinzips gestiftet. An diese schloß sich im folgenden Jahre die Mission auf Jamaica an, die bereits mehrere Gemeinden gesammelt, nach independentischer Weise organisirt und zu der Jamaica congregational Association zusammengeschlossen hatten. Einige Jahre später finden wir die Zahl der Stationen vermehrt durch Golden Vale, und mehrere Außenstationen. Um 1854 waren 7 Missionare mit 13 weiblichen und 4 eingebornen Gehülfen in 8 Gemeinden mit 433 Kommunikanten thätig. In den Schulen waren 716 Schüler. Später werden auch Chesterfield und Richmond als Hauptstationen erwähnt. An letzterem Orte bestand eine Gewerbeschule, deren Kosten durch die Arbeit der Zöglinge gedeckt wurden.

Trotz der vermehrten Thätigkeit zeigte sich aber auch hier, wie wir dies bei den andern Missionen sahen, in den Fünfziger Jahren eine Abnahme der Gemeinden. Ein Missionar klagt, daß nur wenige der Gemeindeglieder verstehen, wie Christen an der Sammlung von Seelen für das Reich Gottes mitarbeiten sollen. Er fühle oft, daß die Massen in den ewigen Tod hinsinken müßten. In einem andern Berichte heißt es: „Unsre Missionare haben nicht blos gegen die allgemeine Verderbtheit des menschlichen Herzens zu kämpfen, sondern auch gegen falsche Unterweisung und schlechte Sitten derer, die die geistlichen Führer[1]) und Vorbilder der befreiten Neger waren". Die Hoffnungen wenden sich vorzugsweise auf die junge Generation, wenn man sie nur überall in solchen Anstalten, wie die zu Richmond erwähnte, erziehen könnte! Dennoch, bei aller Schwachheit, allen Irrthümern, aller Mangelhaftigkeit der Gemeinden sei doch ein besserer Kern, eine Kirche in der Kirche vorhanden. Ein andrer sagt: Wir brauchen nicht große Gemeinden; es gibt deren schon vielleicht zu viel; sondern einen Kern solcher, die eine reinere Erkenntniß der Religion haben, als sie sich jetzt bei den Massen findet. — Immer wieder ist von Mangel an geistlichem Leben die Rede, und zu berichten von nothwendigen Maßregeln der Kirchenzucht.

Im Jahre 1859 war die Zahl der Kommunikanten auf 369 gesunken, von da an steigt sie wieder, wozu 1861 natürlich die Revivals beitrugen. Der damalige Jahresbericht sagt: Die Insel hatte sich eines interessanten Gnadenwerkes zu erfreuen, an dem auch unsre Missionen theilnahmen. Es war in manchen Fällen vorbereitet durch einen wachsenden Gebetsgeist und das ernste Trachten nach der Belebung des Werkes Gottes und der Bekehrung von Seelen. Die bemerkbareren Zeichen desselben erschienen zuerst in dem westlichen Theile der Insel und verbreiteten sich von da nach Süden und Osten. Die Gotteshäuser waren gedrängt voll, die Rumläden geschlossen; Sündenbekenntnisse, von der qualvollsten Ueberzeugung, waren gewöhnlich; lasterhafter Wandel

[1]) Wohl eine Hindeutung auf die farbigen Baptisten.

wurde aufgegeben, unrecht erworbenes Gut wieder zurückgegeben; Sachen, die nur zu schlechtem Gebrauch dienten, wurden von den Eigenthümern zerstört; viele, die in sündlicher Gemeinschaft gelebt hatten, ließen sich trauen, und viele gaben Zeugniß von Buße und Glauben an den Erlöser." Im folgenden Jahre war die Zahl der Kommunikanten auf 546 gestiegen, während 1080 Personen überhaupt zu den Gemeinden gehörten. — Trotzdem litt die größte der Gemeinden, Brainerd, unter den Spaltungen, die schon seit längerer Zeit in ihr herrschten und die von baptistischem Einflusse benutzt wurden, selbst um das Bestehen der Gemeinde zu bedrohen. Der bekannte Rückschlag der Revivals ist auch hier nicht ausgeblieben. Unter der Noth der nächsten Jahre folgten auch in dieser Mission wieder Zustände, wie wir sie schon mehrfach beschrieben haben. Der eine Missionar schrieb, daß fast alle die 1860 und 61 in seine Gemeinde aufgenommenen Bekehrten sich als unfruchtbare Zweige erwiesen hatten. Dazu kam, daß auch noch in andere Gemeinden denominationale Streitigkeiten und Proselytismus eindrangen, wodurch die Aussichten dieser Mission mehrere Jahre sehr wenig Befriedigendes darboten.

Die Gesellschaft war um diese Zeit aber aufs stärkste beschäftigt und in Anspruch genommen durch die Fürsorge für die Emanzipirten in den Südstaaten. Für Jamaica konnte nicht das Interesse so rege bleiben, wie einst, um so weniger da hier manche Täuschungen zu Tage traten, von denen man sich nicht gern gestehen wollte, daß sie auch in den Vereinigten Staaten nahe lagen. Es ist freilich mit dieser Mission in den letzten Jahren wieder merklich besser gegangen. Die Gemeinden sind wieder gewachsen (521 Kommunikanten) und scheinen auf gründlichere Weise gefördert zu sein als damals durch die Aufregungen der Revivals. Doch die Gesellschaft konzentrirt nun einmal ihre Kräfte so sehr auf die schwarze Bevölkerung der Südstaaten, daß sie neuerlichst beschlossen hat, alle ihre übrigen Missionen aufzugeben. Der Gedanke lag nahe, daß die Gemeinden auf Jamaica nun nach 25 Jahren soweit sein mußten, ihre Geistlichen selbst erhalten zu können, was die Gründer der Mission ja von Anfang an gehofft hatten. Aber es stellt sich heraus, daß es ihnen unmöglich ist. Man hätte gern die Mission einer andern Gesellschaft übertragen wollen; doch fand sich keine, die dazu geeignet wäre. So schwebten denn nach dem letzten Jahresbericht (1874) noch die Verhandlungen darüber, ob diese Mission ganz aufzugeben sei, oder ob sie noch in beschränkterem Maße weiter geführt werden sollte. Es waren jetzt folgende Stationen besetzt: Brainerd, Manning's Hill, Elliot, Chesterfield, Brandon, Providence und Richmond, nebst einigen andern Plätzen, auf denen nur Schulen bestanden. 3 Missionare mit mehreren Gehülfen; 521 Mitglieder, 856 Schüler mit durchschnittlichem Schulbesuch von 564.

e. Die Vereinigten Methodisten-Frei-Kirchen. (United Methodist Free Churches.)

Die Mission dieser Denomination trat erst zu einer Zeit auf Jamaica ein, in der die erste Blüte andrer Missionen dort schon vorüber war, 1856. Dennoch hatte sie bald eine bedeutende Zahl von Anhängern gewonnen und zählte um die Mitte des folgenden Jahrzehnts bereits gegen 2000 Mitglieder. Dieselben waren aber keineswegs aus den vom Evangelio noch unberührten Massen gewonnen. In einem Falle wenigstens wird erwähnt, wie 876 Gemeindeglieder einer andern Denomination mit 3 Missionaren sich dieser Mission anschlossen. Vielleicht waren früher andere Fälle der Art vorgekommen, doch fehlt mir das Material über die frühere Geschichte. Die folgenden Berichte lauteten weniger günstig: Die Lage war düster und fast hoffnungslos. Erst gegen das Ende des Jahrzehntes werden sie wieder erfreulicher. Nach dem Berichte von 1873 bestanden folgende Stationen: Anotto-Bay, Clarendon, Kingston, Mizpeh, Providence, St. Ann's und Montague. Auch wurde zu dieser Mission eine Station derselben Denomination auf dem Isthmus von Panama zu Boco del Toro gerechnet. Mitglieder 1962; Schüler 1054.

Schließlich ist hier noch eine Stiftung zu erwähnen, durch deren Verwendung seit der Emanzipation die Mission in Westindien sehr segensreich unterstützt wurde. Zu Anfang des vorigen (oder vielleicht schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts) hatte eine Dame in England ein Vermächtniß gemacht zur Loskaufung solcher Christen, die in den nordafrikanischen Raubstaaten in Gefangenschaft gerathen und dort als Sklaven gehalten wurden. Als diese Form der Sklaverei aufhörte, sammelten sich die Fonds, welche nach der Stifterin die Lady Mico Charity Funds heißen, bis zu der Höhe von 100000 Pfund Sterling an. Da sich eine anderweitige Verwendung im Sinne des Vermächtnisses nicht darbot, so wurden die Zinsen seit 1836 zur Einrichtung und Erhaltung zweckmäßiger Schulen für die befreite Negerbevölkerung Westindiens angewendet. Besonders finden sich solche auf Antigua, wo auch ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern besteht. Aber auch auf andern Inseln werden solche Mico-Schulen erwähnt. Leider ist es mir nicht gelungen, über die näheren Verhältnisse derselben und ihre Erfolge Näheres zu erfahren.[1])

---

[1]) Als ich im Jahre 1867 in London nach Auskunft über Missionsangelegenheiten umherspürte, fiel mein Auge eines Tages ganz unvermuthet auf ein blankes Thürschild, auf dem der Bewohner des Hauses, ein Herr N. N., in irgend einer Beziehung zu der Mico Charity bezeichnet war. In freudiger Ueberraschung klopfte ich an und hoffte schon die langgewünschte Auskunft sicher zu haben. Mr. N. N. aber war abwesend und die Person, welche mir öffnete, versicherte mich, daß die Mico Charity Funds erloschen seien. Leider beruhigte ich mich damit und vergaß die Adresse zu notiren. Erst kürzlich fand ich jedoch bestimmte Andeutungen, daß die Mico-Schulen noch jetzt in Thätigkeit sind.

Wir stehen am Schlusse. Daß „die eigentliche Missionsarbeit in Westindien schon gethan und die Bevölkerung in geordnete Christengemeinden gesammelt" sei, werden wir kaum sagen dürfen. Auf den hier in Betracht kommenden Inseln macht die Seelenzahl der durch evangelische Missionen gesammelten Gemeinden noch nicht ein Drittheil der ganzen Bevölkerung aus. Fast ein zweites Drittheil wird zur anglikanischen Kirche gerechnet und das letzte wird die katholische Kirche schwerlich beanspruchen können, so daß also immer noch nicht blos Zehntausende sondern mehrere Hunderttausend[1]) „außer dem Schatten der christlichen Kirche leben und sterben". Sie sind nicht grade Heiden in dem Sinn, wie es einst ihre Voreltern in Afrika waren. Bei tiefem Aberglauben und in den Banden der Zauberei gehalten, sind auch sie im äußeren Leben bereits von mancher christlichen Form berührt worden. Aber die Kraft des Evangeliums ist ihnen fremd geblieben. Hier hat die Mission noch ein weites Arbeitsfeld, und ihre Aufgabe ist um so schwieriger, als die äußeren Verhältnisse, das Zerstreutwohnen u. s. w. dem Werke bedeutende Hindernisse in den Weg legen.

Wir dürfen aber auch nicht meinen, daß in den gesammelten Gemeinden die Missionsarbeit gethan sei. Einen schlagenden Beweis liefert uns schon das Verhältniß der Abenmahlsgenossen zu der Seelenzahl der Gemeinden, das sich in Westindien noch nicht wie 1 : 3 stellt, in dem weiten Kreise der anglikanischen Gemeinden aber sogar unter 1 : 6 herabsinkt, während doch bei gesunden kirchlichen Verhältnissen die Zahl der Abendmahlsgenossen auf jeden Fall die Hälfte der Seelenzahl übersteigen müßte. Jede einigermaßen weiter ins Leben eingreifende Schilderung zeigt uns, wie jene westindischen Gemeinden im allgemeinen noch keineswegs auf einer angemessenen Stufe des christlichen Lebens stehen; wie sie in weitem Maße noch an tiefen sittlichen Mängeln leiden, oft der einfachsten christlichen Erkenntniß entbehren und überhaupt noch weit entfernt sind von der Reife, die man nach der Freudigkeit, mit der vor mehr als einer Generation das Evangelium angenommen wurde, zu erwarten berechtigt sein dürfte. Der Raum gestattet es nicht, hier noch eine ausführlichere Schilderung der jetzigen kirchlichen und sittlichen Zustände zu geben, in der diese Mängel konkreter vorgeführt werden könnten. Doch darf ich nach den verschiedensten Zeugnissen sagen, daß unter diesem noch geistlich schwachen, so vielfach kränkelnden und verkrüppelten Geschlechte auch manche Seelen zu finden sind, an denen die volle Wirkung der göttlichen Gnade sich aufs deutlichste offenbart, gediegene christliche Charaktere, treu wie Gold, und geheiligte Herzen trotz der schwarzen Haut. Sie sind ein Unterpfand, daß die Missionsarbeit an diesem armen, schwarzen Volke nicht vergeblich ist, und zu gleicher Zeit ein Antrieb für die Christenheit, nicht müde zu

[1]) Rechnen wir auch Guiana mit hinzu, so dürfte diese Zahl wohl nicht zu hoch gegriffen sein. Die britischen, holländischen und dänischen Kolonien zusammen umfassen etwa 1,386,000 Seelen. Davon gehören 308000 zu evangelischen Missionsgemeinden, etwa 325000 zur anglikanischen Kirche (wovon NB. ein nicht unbedeutender Bruchtheil mit auf die Weißen kommt) und die katholische wird jedenfalls noch nicht 300000 Seelen zählen.

werden und nicht nachzulassen, und ob es noch ein paar Generationen währte, bis der Sauerteig des Evangeliums die ganze Masse durchdringt. Ja wenn die Schwarzen während ihrer Sklaverei soviel Theilnahme in der Christenheit gefunden haben, so sollte man jetzt noch in höherem Maße ihnen dieselbe zuwenden, denn sie liegen großentheils noch immer in Banden, schwerer als die, um deretwillen sie einst bedauert wurden, und bedürfen noch erst der Freiheit, zu der „der Sohn sie frei macht, daß sie recht frei seien".

Anhang.

Der Mission unter den Negern in Nordamerika

sind in der ersten Auflage dieses Werkes ein paar Seiten gewidmet. In der deutschen Missionsliteratur fand sich nicht viel über diesen Gegenstand vor. Aus den Originalquellen eine einigermaßen eingehende Darstellung dieser Missionen zu schreiben, wäre eine höchst mühsame Arbeit und würde über den unserm Werke gesteckten Raum weit hinausgehen. Die Kämpfe über die Sklaverei, die noch zu unsern Zeiten die Vereinigten Staaten bis auf den Grund erschüttert haben, brauche ich hier nur anzudeuten. Schon damals hatte die Mission äußerlich viel ausgerichtet unter den Sklaven in den Südstaaten (die Neger in den nördlichen Staaten waren längst frei). Namentlich die Baptisten und die Methodisten hatten zahlreiche Gemeinden gesammelt, die natürlich aber von den weißen Gemeinden gänzlich getrennt blieben, wie dies trotz aller philanthropischen Sympathien für die Neger übrigens auch mit verschwindenden Ausnahmen in den nördlichen Staaten der Fall ist. Die Methodisten verdanken ihre ausgedehnten Erfolge unter den Schwarzen zum großen Theil den aufregenden Camp Meetings, Versammlungen, die auf freiem Felde unter Zelten, Abends bei Fackelschein u. s. w. gehalten werden und die für jede nüchterne Betrachtung nur zu viel des Bedenklichen darbieten. Daraus läßt sich schon ermessen, daß auch jene Gemeinden nicht auf einer hohen Stufe standen. Auch andre Denominationen hatten Negergemeinden gesammelt, wenn auch keine in dem Umfange, wie die oben genannten. Daß im Jahre 1846 über die Sklavenfrage in fast allen nordamerikanischen Denominationen ein Bruch eintrat, daß nördliche und südliche Baptisten, Methodisten, Presbyterianer u. s. w. sich trennten, ist bereits im zweiten Hefte dieses Bandes bei Gelegenheit der Mission unter den Indianern erwähnt worden. Die Missionen unter den Sklaven blieben selbstverständlich bei den Denominationen des Südens.

Wie plötzlich und unvorbereitet die 4 Millionen Neger ihre Freiheit erhielten, ist bekannt. Es war vorauszusehen, daß diese Art von Emanzipation noch viel größeres Elend herbeiführen mußte als die in Westindien. Folgender Bericht[1]) über die Zustände der nächstfolgenden

[1]) Kl. M.-B. Ergänzungsheft I. S. 109.

Zeit möge hier eine Stelle finden: „Bei weitem die Mehrzahl der Schwarzen folgte dem ersten Rufe der Freiheit, und der genossenen Wohlthaten, der Familienbande und der Heimatsliebe gleich wenig eingedenk, liefen sie davon, die Herrschaft in Verlegenheit, Frau und Kinder in großer Noth und das Land unbebaut hinterlassend. Tausende von diesen sind jämmerlich umgekommen, Tausende leiden Unerhörtes in luftigen Schuppen, von der Fürsorge der Regierung erbaut, wo Noth und Krankheit und Unreinlichkeit täglich zahllose Opfer verlangen. Nicht selten sind ihnen Weiber und Kinder aufs gerathewohl gefolgt, und das Elend, das sie erlitten, können Worte nicht beschreiben. Hier fielen sie erschöpft und sterbend bei der Wegseite nieder, dort deckten die Ueberlebenden unter Waldes Schutz die Todten mit dürrem Laube, und häufig[1]) sah man Mütter ihre hungernden Säuglinge in den Kanal oder Fluß werfen und ruhig weiter wandern. Von den so Entlaufenen kommen wohl manche, wie der verlorene Sohn, zur alten Heimat zurück, und, zur Ehre der Südländer sei es gesagt, sie klopfen selten vergebens an des frühern Eigners Thüre. Die, welche nicht so weit gegangen, begnügen sich damit, den Beweis der Freiheit in dem Wechsel des Herrn zu suchen. Es genügt ihnen, durch wirkliche Erfahrung zu sehen, daß sie gehen können, wohin sie wollen, und bleiben, so lange es ihnen gefällt. Im allgemeinen jedoch ist ihr größter Wunsch durchweg, eine eigne Häuslichkeit zu haben. Wer kann ihnen das verdenken? Hier aber zeigt sich der Fluch der langen Sklaverei und die Thorheit der plötzlichen Freilassung. Von Kindheit auf daran gewöhnt, daß andere für sie Sorge trugen, und da die ersten Bedürfnisse, Kleidung, Wohnung und Nahrung, ihnen stets gesichert waren, gewohnt, ihre kleinen Ersparnisse in Leckereien auszugeben, denken sie natürlich auch jetzt nicht an den nächsten Tag, viel weniger an die Zukunft. Der glänzende Schein der ersten Freiheit ist daher bald verblichen, und die Nahrungssorgen verlangen gebieterisch Berücksichtigung. Dazu kommt, daß sie sich alle nach den Städten sehnen, wo besserer Lohn und glänzendere Verhältnisse die kindischen Gemüther anlocken, wo aber auch die Konkurrenz so viel größer und das Leben so viel theurer ist. So fängt die Noth schon an, sie zu drücken, und wo Geduld fehlt, kommt die Versuchung zum Diebstahl."

Zur Abhülfe der leiblichen Noth geschah viel. Ungeheure Summen wurden nicht blos in den Nordstaaten, sondern auch in England aufgebracht. Aber alles wollte nicht zureichen. Erst allmählich sind die Zeiten der Noth vorüber gegangen und ruhigere Zustände für die freilich sehr zusammengeschmolzene schwarze Bevölkerung eingetreten. Damit hat aber auch die Missionsarbeit, die nun auch wieder von den nördlichen Denominationen getrieben wird, aufs neue beginnen können. Namentlich wird durch Schulunterricht gewirkt. Hervorzuheben sind in dieser Hinsicht die Arbeiten der American Missionary Association, die in neuster Zeit alle ihre Kräfte auf diesem Felde konzentrirt.

[1]) Sollte doch wohl richtiger heißen: „einigemal".

Die politische Stellung der Neger in den Vereinigten Staaten ist noch keineswegs eine gelöste Frage. Sie wird vielmehr immer noch mit Erbitterung und darum wenig zum wahren Wohl der Schwarzen erörtert. Am wenigsten möchte das letztere gefördert werden durch jenen blinden Liberalismus, wie er oft für die Gleichberechtigung der Racen eintritt. Wenn z. B. den Negern nicht blos die Möglichkeit gegeben wird, an einer öffentlichen Schule ein Lehramt zu bekleiden, sondern (wie dies kürzlich vorkam) eine solche Anstalt, die in ihrem Lehrerkollegium noch keinen Schwarzen besaß, gezwungen wird um der Parität willen einen solchen aufzunehmen, so sind dies Maßregeln, die für weitere und schwerere Kämpfe zwischen beiden Racen nur Zündstoff ansammeln können.

B. Die Neger in Südamerika.

1. Die Brüdermission unter den Buschnegern.

Buschneger nennt man in der holländischen Kolonie Suriname die Neger, welche zur Zeit der Sklaverei ihren Herren entlaufen waren und sich in den Wäldern angesiedelt hatten.[1]) Schon im 17. Jahrhundert gab es solche Banden, welche durch die Härte, mit der die ersten, meist jüdischen Kolonisten ihre Sklaven behandelten, und bei der Sicherheit ihrer Zufluchtsörter sich bald mehrten. Vollends geschah dies aber, als 1712 bei einem Einfall der Franzosen viele Besitzer ihre Sklaven, um sie nicht vom Feinde fortführen zu lassen, für eine Zeit in die Wälder schickten; aber sie kamen nicht wieder, auch als die Feinde abgezogen waren; ja andre, wie namentlich die der Plantage Auka an der oberen Suriname, erschlugen ihre Herren und folgten ihren schwarzen Brüdern. Diese Buschneger vereinigten sich nach und nach zu einer Art Gemeinwesen und wurden seitdem der Kolonie höchst gefährlich. Die Regierung that ihr Möglichstes, um sie zu unterdrücken. Es war für europäische Truppen höchst schwierig, auch nur den wohl geschützten Schlupfwinkeln nahe zu kommen. Es floß viel Blut in den langen Kämpfen, die gegenseitig mit höchster Erbitterung geführt wurden. Zuletzt aber wurden beide Theile des Kampfes müde, und am 22. Mai 1761 kam mit Arubba, dem Häuptling der Auka-Neger, ein Friede zu Stande, nicht zu Ungunsten der Neger, wie der Umstand zeigt, daß die christlichen Abgeordneten sich hergaben, den Eid auf negerheidnische Weise abzulegen. Die Regierung erkannte die Buschneger fortan als freies Volk und versprach ihnen jährliche Geschenke an Flinten, Pulver, Decken, Branntwein u. s. w. Die Neger dagegen versprachen die Plantagen nicht mehr zu beunruhigen und alle Sklaven,

---

[1]) Auf Jamaica und andern Inseln hießen sie Maron- oder Maroon-Neger.

die sich zu ihnen flüchten würden, wieder auszuliefern. Dennoch hörten die Unruhen nicht auf, da andre Negerrotten sich an den Vertrag nicht kehrten. Erst ein Cordon von Forts, der bis 1778 mit einem Aufwande von 17 Millionen Gulden angelegt wurde, stellte die Kolonie sicher.

Die Buschneger, deren Zahl man nach den neusten Angaben auf 75000 schätzt, haben sich seitdem immer mehr zu einem besonderen Volke herausgebildet. Man unterscheidet sie leicht an ihrem kräftigeren Körperbau von den Negern der Kolonie. Sie sprechen ein Gemisch aus verschiedenen europäischen Sprachen mit einzelnen Brocken afrikanischer Dialekte. Die verschiedenen Stämme haben sich unter einem Granman (Großmann, wie sie auch den Gouverneur der Kolonie nennen) vereinigt, dem aber nicht viel Gewalt zusteht. Er beruft die Versammlung der Häuptlinge, die über wichtige Angelegenheiten entscheidet, bei der es aber unordentlich herzugehen pflegt. Die Rechtspflege ist auf einer sehr niederen Stufe. Nur Mord wird hart bestraft, Diebstahl nur zuweilen mit der Rückgabe des gestohlenen Gutes. Auch die Kultur im äußeren Leben ist sehr gering. Die Häuser werden aus Stangen und Blätterwerk ohne Anwendung von Nägeln gebaut. Die Dörfer, die mit Pallisaden geschützt sind, werden öfters verlegt. Die Bewohner leben von Jagd und Fischerei. Acker- und Gartenbau treiben sie wenig: nur Kassabi, Welschkorn und Baumwolle bauen sie für den eignen Bedarf, zuweilen etwas Reis und Pinda (Grundnüsse), um dies nach der Kolonie zum Verkauf zu bringen. Die ganze Arbeit liegt den Weibern ob. Hausthiere haben sie nicht außer den zur Jagd abgerichteten wilden Hunden. Das ihnen fehlende Salz ersetzen sie durch Auslaugen von Holzasche. Die Männer sind meist träge; doch beschäftigen sie sich außer der Jagd und Fischerei noch damit, die von den Weibern gesponnene Baumwolle zu weben. Aus dem Safte des Zuckerrohrs bereiten sie ein berauschendes Getränk. — Vielweiberei ist allgemein, doch so, daß ein Mann seine Weiber an verschiedenen Orten hat; aber er kann sich nach Belieben auch von denselben wieder trennen.[1])

Die Religion der Buschneger ist ein finsteres Gewebe von rohem Aberglauben und ungereimtem Fetischdienst. Sie glauben an ein höchstes Wesen, Gran Massa Gaddo, von dem sie die Entstehung und Erhaltung des Weltalls ableiten, ohne ihm besondere Verehrung zu erweisen. Die Luft nennen sie den Teufel, das Wasser bevölkern sie mit einer Menge Götter, an welche sie sich in Krankheiten und Unglücksfällen, beim Ackerbau, der Jagd und dem Fischfang wenden, zu ihnen beten und Opfer darbringen. Ihre Götzenfeste finden unter Tanz und Musik und mancherlei Abscheulichkeiten statt. Ihren verstorbenen Eltern, deren Seelen nach ihrer Meinung auf eine unsichtbare Art unter ihnen weilen und ihnen beim Jagen und Fischen helfen, bezeigen sie gleichfalls eine

[1]) In neuerer Zeit sind die Verhältnisse der Buschneger übrigens in manchen Stücken dadurch anders geworden, daß manche von ihnen zeitweise als freie Arbeiter in die Kolonie zu kommen pflegen, von wo sie dann nicht nur den ersparten Verdienst, sondern auch manches von europäischer Kultur mitbringen.

Art Verehrung. Eigentliche Priester haben sie nicht, aber Männer und Frauen, die mit der Geisterwelt in Verbindung stehen und allerlei Zauberei vollbringen. Sie werden auch hier, wie auf den westindischen Inseln Obiahleute genannt. Bei ihren Beschwörungen gerathen sie in furchtbare ekstatische Zustände, zum Theil durch berauschende Kräuter herbeigeführt, in denen sie von einem Geist (Winti) besessen zu sein vorgeben, der durch ihren Mund redet. Solche Winti's sollen sich auch in gewissen Thieren aufhalten, und diese werden göttlich verehrt. So hat ein jeder seine Schutzgottheit: den Kaiman (Krokodil), den Jaguar, eine Schlange u. s. w., oder irgend einen Fetisch (ein roh geschnitztes Bild, einen mit Jaguarzähnen behangenen Stock und dergl.), in dem der Geist wohnend gedacht wird. In jedem Dorfe aber pflegt ein Gaddo- oder Winti-Haus zu sein, eine Hütte, die dem Götzenwesen dient. Auch hier wird die Zauberei oft angewendet, um bei Todesfällen den vermeintlichen Mörder des Verstorbenen zu ermitteln, der dann durch schwere Martern zum Geständniß gebracht und grausam getödtet wird. Ueberhaupt ist der Charakter des Buschnegers wild und grausam, dabei auch stolz und selbstgerecht.

Die erste Veranlassung zu einer Mission unter diesen Leuten ging vom Gouverneur Crommlin aus, der schon im Jahre 1760 die in Paramaribo arbeitenden Brüder aufforderte, sich doch auch der Buschneger anzunehmen. Das war freilich nichts Leichtes. Die unerträgliche Hitze der senkrechten Sonnenstrahlen erzeugt in den undurchdringlichen, von austretenden Gewässern durchströmten Waldungen häufige und für Europäer tödtliche Krankheiten. Nur zu Wasser kann man von Paramaribo in jene Gegenden gelangen, und die schäumenden und tobenden Wasserfälle der obern Suriname machen die Fahrt selbst auf den leichten, für dieses Unternehmen zweckmäßigst gebauten Kähnen, welche aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehen und Korjars heißen, sehr gefährlich. Dennoch ließ sich die Unitäts-Aeltesten-Konferenz, nachdem der Friede mit den Aukanegern geschlossen war und diese Missionare aufzunehmen versprochen hatten, bereit finden ein paar Brüder auszusenden. Es vergingen aber noch mehrere Jahre, bis Rudolf Stoll und Th. Jones, unter Führung des schon oben[1]) genannten Bruder L. C. Dähne nach Surinam kamen und durch einen Regierungsbeamten einer Anzahl von Häuptlingen vorgestellt wurden. Bei dem Oberhäuptling Abini am Senthea Creek fanden sie freundliche Aufnahme (2. Febr. 1766). Wenige Tage später erlag Jones einer tödtlichen Krankheit. Dähne kehrte später nach Europa zurück, und Stoll hatte unter Mühen und Beschwerden mit der Erlernung der Sprache zu thun. Wurden ihm auch noch mehrmals Gehülfen gesandt, so blieb er doch die Hauptperson in dieser Mission. Als sein Beschützer Abini in einem Gefechte fiel, folgte demselben sein Sohn Arabi, der die Freundschaft gegen die Missionare als ein Vermächtniß seines Vaters treu bewahrte.

Sobald Stoll soweit der Sprache mächtig war, daß er anfangen konnte das Evangelium zu verkündigen, erhob sich jedoch ein Sturm

[1]) Vergl. Heft II. B. 2.

der Obiahleute gegen dasselbe. Sie drohten mit dem Zorn der Geister und suchten das Volk auf alle Weise gegen die Brüder einzunehmen. Diese durften sich zuletzt nicht mehr aus ihrer Hütte wagen; doch hielten sie ihre Abendandacht bei offener Thüre: ob vielleicht einer der nahe wohnenden Neger dadurch einen Eindruck empfange. Die Zeiten der Gefahr gingen vorüber. Aber alles Predigen und Lehren schien umsonst. Bei allen Greueln und Lastern waren die Neger die selbstgerechtesten Leute. Ein alter Götzendiener sagte den Brüdern ins Gesicht: „O ich habe keine Sünde; mein Inwendiges ist ganz klar und rein, sonst wäre ich nicht so alt geworden.“ Betrübt über die Verstockung der Alten fing Stoll mit zwei Knaben, Schippio, den ein Schwiegersohn des verstorbenen Abini ihm brachte, und Grego, zu denen bald noch drei andere sich gesellten, eine Schule an. Sie wollten etwas lernen und hörten aufmerksam auf Stolls Erzählungen von der Liebe des Heilandes, und als feindselige Mütter die andern zurückhielten, setzten wenigstens Schippio und Grego ihre Besuche fort. Sie lernten beten und singen mit den Brüdern, und Stoll übersetzte mit ihrer Hülfe einige Liederverse und Stücke aus dem Neuen Testament.

Von Senthea Creek wurde die Station 1769 nach Quama weiter stromabwärts verlegt. Hier traf auch bald der Missionar Kersten mit seiner Frau als Mitarbeiter ein, nachdem ein paar andere Brüder schon früher dem Klima erlegen waren. Arabi übrigens hatte sich immer mehr zu den Brüdern geneigt, obwohl er von seiner Großmutter darüber verspottet wurde. Er trat immer entschiedener für das Evangelium auf, ließ Stoll öffentlich predigen; und obwohl einige andre, die zuerst seinem Beispiel folgten, von den Obiahleuten wieder abwendig gemacht wurden, blieb er fest, und konnte am 6. Januar 1771 getauft werden. Er selbst hatte den Namen Johannes gewählt.

In den folgenden Jahren zeigte sich wenig Frucht; aber der Erstling blieb treu. 1774 mußte die Niederlassung abermals verlegt werden u. z. einige Tagereisen weiter stromabwärts an den Wasserfall Quaffe, wo der Wohnplatz Bambey angelegt wurde, in dessen Nähe die Buschneger 4 Dörfer bauten. Im folgenden Jahre konnte Stoll die oben genannten Schüler und ein paar andre Neger taufen. Damals übersetzte er für seine kleine Gemeinde die Lebensgeschichte Jesu in die Negersprache. Schon war seine Gesundheit gebrochen; doch arbeitete er unermüdlich weiter, bis ihn am 15. März 1777 der Herr heim rief. Zu Bambey waren damals die Brüder Kufud und Lehmann, denen nun Chr. Ludwig Schuman, Sohn des Arawaken-Apostels (vergl. Heft II. B. 2) zu Hülfe gesandt wurde. Derselbe wußte sich durch sein Geigenspiel die Neigung der Neger zu erwerben. Bald stand auch er alleine auf dem schweren Posten. Er schreibt in seinem Tagebuche:

„Den 16. August gefiel es dem Heiland, meinen lieben Mitarbeiter, den Bruder Michael Lehmann, von seinen langen und schweren Leiden zu erlösen. Am 17. hielt ich das Begräbniß unter großen Schmerzen des Gemüths und Leibes und mußte mich wegen großer Schwäche bis zum Grabe führen lassen. — Abends gingen alle hiesigen Neger wieder ihren Geschäften nach in den Busch, daher ich die ganze folgende Woche einsam lebte. Die schmerzhaften Schwären an meinem Körper und ein bösartiger Negerausschlag, mit dem ich vom Scheitel bis auf die Fußsohlen be-

deckt war — eine Folge schlechter Nahrung — und wobei man nur dadurch Ruhe finden kann, daß man sich mit einer Scherbe oder einem großen Messer schabt, machten, daß ich alle Nächte schlaflos verbringen mußte. Dazu kamen noch innerliche Krankheit und heftige Magenkrämpfe. Schwere Versuchungsstunden einer andern Art drückten mich vollends sehr nieder. Es fiel mir nicht nur sehr auf, daß die Predigt des Evangeliums hier schon seit langer Zeit keine Früchte mehr zu bringen scheint, sondern daß auch unsere wenigen Getauften und Lehrlinge laß zu werden scheinen. Das preßte mir unzählige Thränen vor dem Heiland aus. — Anfangs Oktober sah es wieder sehr bedenklich um mich aus. Meine Hände und Füße wurden voll Blutschwären. In einer Nacht, da ich nach einem starken Fieberparoxysmus in einen festen Schlaf gefallen war, erfüllte ein ganzes Heer Zugameisen die ganze Hütte, und ich erwachte nicht eher, als bis ich von denselben über und über bedeckt war. Ich eilte, so gut ich konnte aus der Hängematte und retirirte mich in ein anderes Haus. Aber das empfindliche Beißen der Ameisen und die Beschädigung der Schwären beim Abstreifen eingebissener Thierchen verursachte mir unsägliche Schmerzen, wozu sich noch eine starke Verkältung gesellte. Demungeachtet konnte ich am folgenden Tage, wiewohl in der Hängematte liegend, die Versammlung mit freudigem Herzen besorgen."

Im folgenden Jahre erhielt er an Br. Hans und Frau Mitarbeiter; doch sanken beide bald ins Grab, und unter zunehmenden Drangsalen mußte auch Schumann endlich sich nach Paramaribo zurückziehen. Von den in den nächsten Jahren eintreffenden Brüdern blieben die meisten auch nur kurze Zeit auf diesem Arbeitsfelde voller Mühsale. Die Erfolge der Mission waren gering. Zwar schien manchmal unter dem Volke ein größeres Verlangen nach dem Heil in Christo zu erwachen, und die kleine Gemeinde wuchs ein wenig. Dann aber folgten wieder Rückfälle und das Volk schien wieder ganz verstockt. Nur Arabi blieb fest. 1785 wurde der bisherige Wohnplatz von den Negern aus abergläubischer Furcht aufgegeben. Sie zogen wieder einige Meilen den Fluß hinab und siedelten sich in Neu-Bambey an. So mußten ihnen die Brüder wieder nachziehen. Es waren damals namentlich Bruder Wietz und Andreas Christoph Randt, die längere Zeit unter den Buschnegern wirkten. 1789 war die Zahl der Getauften und Taufkandidaten auf 24 angewachsen. Die Heiden hatten sich allmählich an das kleine Gemeindlein gewöhnt und zeigten eine gewisse Duldsamkeit.

Ums Jahr 1790 war die Kunde vom Evangelio auch zu den weiter oben am Flusse lebenden Buschnegern gelangt. Der dortige Kapitän Gran Adama wollte seine Leute nicht an der Bekehrung hindern, obgleich er selbst an der heidnischen Zauberei fest hielt. Sein Bruder Pikinkoyo mit mehreren andern machten einen Besuch in Neu-Bambey und sprachen das Verlangen nach einem Lehrer für ihre Heimat aus. Die Brüder machten mehrere Reisen den Fluß hinauf. Aber der Anlage einer Station in jener Gegend standen die größten Schwierigkeiten entgegen. 1792 kehrte Randt nach Europa zurück, und Br. Wietz blieb allein in Neu-Bambey. Von hier sandte er diesmal Arabi und Grego zu den oberen Buschnegern, die überall großes Verlangen nach Unterricht empfanden. In den folgenden Jahren war wieder viel Krankheit auf der Station. Auch raffte der Tod neue Missionare hin.

Zur Wahrung des Freundschaftsbündnisses mit den Buschnegern hatte die Regierung bisher einen besonderen Beamten (Posthalter oder Residenten) angestellt. Dieses Amt wurde 1796 dem Br. Wietz über-

tragen, der durch dasselbe mehr mit den verschiedenen Stämmen in Berührung kam, ohne jedoch etwas Nachhaltiges unter ihnen ausrichten zu können. Ihm zur Seite stand Br. Mähr, der nach Rückkehr seines Gefährten nach Europa unterstützt von Br. Lange, der auch zugleich Resident wurde, ferner auf dem immer weniger hoffnungsreichen Boden aushielt. Die Gemeinde war zwar auf 50 Seelen angewachsen. Doch es fehlte mehr und mehr an Leben; selbst die meisten Getauften fielen wieder in heidnisches Wesen zurück. Aus den Heiden kam schon lange kein Zuwachs mehr. Endlich bat Mähr, die Station verlassen zu dürfen, und nachdem er Einrichtungen zur Pflege der noch vorhandenen wenigen Christen getroffen hatte, wurde 1813 die Buschnegermission nach 48jährigem Bestehen aufgegeben. 9 Brüder und 6 Schwestern hatten in derselben ihren Lauf vollendet.

Die beiden treuen Nationalgehülfen Joh. Arabi und Christian Grego hielten das Häuflein der treugesinnten Seelen im Buschlande zusammen, machten auch zuweilen Besuche in Paramaribo, um sich zu stärken, baten auch wiederholt, daß man ihnen wieder Lehrer senden möchte. In Arabi's Auftrag schrieb Grego im August 1818 dieserhalb selbst an den Bruder Hans Wied in der Unitäts-Aeltestenkonferenz, der jenem persönlich bekannt war. Da jedoch diese Bitte nicht wohl erfüllt werden konnte, nahm sich Johannes der wenigen Getauften, die beständig blieben, bis an sein seliges Ende im Jahre 1821 getreulich an. Kurz vorher sagte er zu Grego: „Wenn ich sterbe, so fahre fort, meine Kinder den Weg des Heilandes zu lehren; denn sie sollen in Seiner Hand bleiben.“ Auf Christ. Grego's Befragen trugen ihm die Getauften auf, an die Brüder in Paramaribo zu schreiben: „Wir wollen den Weg des Heilandes, unsers guten Herrn, nicht verlassen, und so lange wir auf dieser Welt leben, wollen wir dem Herrn leben. Wir wünschen, daß Er uns Kraft gebe, Seinen Willen zu thun und bei Ihm zu bleiben, bis wir Ihn dort im himmlischen Reiche sehen werden.“ Grego selbst setzte das Werk Gottes unter Seinen Landsleuten treulich fort und unterhielt durch Besuche und Briefe mit den Brüdern in Paramaribo eine herzliche Gemeinschaft. Er mußte aber immer große Klage führen über das widersetzliche, abergläubische und abgöttische Wesen seiner hartherzigen Nation; auch der Gang der Getauften machte ihm viel Kummer. Kurz vor seinem im Juli 1824 erfolgten Heimgang sandte er durch seinen Landsmann Simon Aduka den Lehrern in Paramaribo seinen herzlichen Gruß. „Ich werde sie in diesem Leben nicht mehr sehen,“ fuhr er fort. „Ich wünsche nicht länger auf der Erde zu leben, sondern mich verlangt, zu meinem Heiland zu gehen, an den ich glaube. Ihr habt nun keinen Lehrer mehr, der euch ermahnt, aber betet zum Herrn; Er kann alles thun, Er kann euch allen helfen.“

Trotzdem, daß die Buschnegergemeinde bald verwilderte, blieben doch noch manche deutliche Spuren des Christenthums übrig, und ein Verlangen, nach der Verkündigung des Wortes Gottes. Einige der Getauften, auch ein paar Söhne Arabi's, die übrigens tief in Sünde und Laster gerathen waren, kamen dann und wann nach Paramaribo und

besuchten die Missionare. Da wachten denn die Erinnerungen an bessere Zeiten wieder auf, und der Wunsch regte sich, daß wieder Brüder ins Buschland kommen möchten. 1835 wurde zum erstenmale wieder eine Reise dahin unternommen von Br. Voigt, der namentlich im Dorfe Gingee, nicht weit von der verwilderten Stätte der früheren Station, einen Krüppel, Frederik, fand, der dem Worte Gottes treu geblieben war, und der von da ab manchmal seine Volksgenossen versammelte und ihnen aus der Leidensgeschichte vorlas. Auch Hiob, ein Sohn Arabi's, war seit seinen Besuchen in der Stadt auf bessere Wege gekommen. Er baute in Gingee ein Kirchlein, wo sich nun wieder ein kleines Häuflein von Christen sammelte. Obgleich 1837 noch eine Besuchsreise durch Br. Jacobs gemacht wurde, kam es doch erst 1840 zur Wiederaufnahme der Mission, in der in den folgenden Jahren ein besonders eifriger und treuer Arbeiter wirkte: Rasmus Schmidt. Acht Jahre hatte er bereits in der Kolonie gearbeitet, als er sich durch eine Reise ins Buschland überzeugte, daß dort eine ständige Mission nöthig sei. Er hatte dabei die kleine Gemeinde zu Gingee organisirt, einige der 16 Getauften zu Helfern ernannt, 50 Erwachsene als Taufkandidaten eingeschrieben, auch angefangen Schule zu halten, als ihn Krankheit noch einmal nach der Stadt zurücktrieb. Um Weihnachten 1840 aber siedelte er mit seiner Frau nach Gingee über, das nun wieder mit dem Namen Bambey benannt wurde. Man nahm ihn mit Freuden auf, aber es entstand bald ein Kampf zwischen dem Heidenthum, dessen Vertreter unten im Thal, und zwischen den Anhängern des Evangeliums, die auf dem Hügel an der Kirche wohnten, unter denen sich aber bald auch viel Unlauterkeit, namentlich Fleischessünden und Reste von Aberglauben zeigten. Obwohl aber Schmidt dagegen mit aller Entschiedenheit auftrat, mehrte sich doch die Gemeinde nach Jahresfrist auf 85 Seelen. Er schrieb damals: „Unser Häuflein hier ist mit einem Stück Land zu vergleichen, wo zwar einmal der Wald gefällt und abgebrannt worden, aber das Gesträuch wieder so aufgewachsen ist, daß es noch Zeit und Geduld bedarf, bis alles wieder gereinigt und bepflanzt werden kann, und sich durch Gottes Segen die Früchte zeigen."

Diese Geduld war insbesondere nöthig, als im folgenden Jahre ein Streit zwischen den Christen und Heiden entstand, bei dem auch die ersteren sich bereit zeigten zu der Entscheidung nach heidnischer Weise durch einen Faustkampf, der aber durch ein dazwischen tretendes Zeichen verhindert wurde. Dagegen wurde die Feindschaft der Heiden auch durch den zu Gingee wohnenden Regierungs-Residenten in Schranken gehalten, der es nicht zuließ, daß jemandem von seinen heidnischen Volksgenossen der Kirchenbesuch verwehrt werde, und der das Lärmen und Trommeln während des Gottesdienstes verbot. Durch Erdbeben und Träume erschreckt, wurde mancher der Heiden dem Evangelio geneigter. — Einige der Nationalhelfer bewährten sich und waren eine rechte Hülfe für den Missionar. Dieser selbst aber ward schon 1845 mitten aus seiner Arbeit durch einen plötzlichen Heimgang abgerufen. Fast ein Jahr lang blieb die Witwe allein bei der schwarzen Ge-

meinde. Hiob leitete die Versammlungen. Missionar Tank konnte anf einer Besuchsreise nur zwei Wochen in Bambey verweilen Wir fiuden aus dieser Zeit von ihm folgende Schilderung.

„Das Oertchen ist auf dem Rücken einer mäßigen Anhöhe angelegt; zwischen beiden Reihen der kleinen Häuser führt eine breite Straße zur Kirche und den Missionsgebäuden, deren Dächer und Wände aus zierlich geflochtenem Blätterwerk bestehen; nur die Kirche hat Bretterwände von Cedernholz. Ein schöner, zum Missionshaus gehörender Garten, und ein ungleich größeres Stück Land, mit Zuckerrohr, Kaffeebäumen, Bananen und verschiedenen anderen Früchten bepflanzt, ist mit einer dauerhaften Einzäunung von gespaltenen Baumstämmen umgeben. Die breiten Wege, welche zum Fluß, zum Bach, aus dem das Trinkwasser geholt wird, und um den Gottesacker führen, waren so wie letzterer sehr rein gehalten. — An dem Platz, wo Alt-Bambey gestanden, sieht man noch im Busche die Gräber der daselbst entschlafenen Brüder; auf jedem derselben sind zwei Steine aufgerichtet. Die meisten Baustellen aber sind mit dichtem Busch bewachsen. Am meisten zeugen noch die vielen Obstbäume davon, daß einst Europäer hier gewohnt haben, denn die Neger, die selten lange an einem Platz wohnen, pflanzen fast gar keine Obstbäume. — Das jetzige Bambey ist schon der fünfte Wohnort unserer Brüdermissionare. — Bei Tagesanbruch versammeln sich sämmtliche Mitglieder des Gemeinleins, nett angezogen, in der Kirche. — Die Loosung und auch der Text des Tages wird gelesen, bisweilen auch eine kurze Ansprache gehalten und einige Verse gesungen. Des Abends ist täglich eine Erbauungsstunde, und außer den sonntäglichen gottesdienstlichen Versammlungen sind noch besondere Betversammlungen, Missionsstunden und Gesellschaften eingerichtet, in welchen offen und ernstlich gesprochen wird. — Der Gesang der Negergemeinde ist ungemein melodisch und lebhaft, und die meisten Melodien werden von ihnen mit vieler Fertigkeit gesungen. Unsere Bambeyer Neger sind ein munteres, fröhliches, lebhaftes Völkchen, und es gewährt ein ganz eignes Vergnügen, zu beobachten, wie sehr sie durch harmlosen Frohsinn vor ihren Landsleuten sich auszeichnen, und in ihren Disputen mit denselben durch diese Waffen meistens den Sieg davon tragen. — — Die Heiden dringen unabläßig darauf, daß durch Zweikampf oder ein allgemeines Gefecht entschieden werden solle, welcher Gott der rechte sei, was unser lieber Herr jedoch stets in Gnaden abgewendet hat. — Die Christen in Bambey gehen zur Arbeit und kommen wieder zurück unter Anstimmung von Liederversen. Selbst die Kinder kommen alle Abende vor dem Schlafengehen zusammen und singen aus freiem Antriebe lieblich mit einander."

Im Jahre 1846 kam Br. J. Gottfried Meißner nach Bambey, begleitet von Br. Treu, der ihn mit der Witwe Schmidt, die bis dahin auf dem einsamen Posten ausgehalten hatte, traute. Die Gemeinde war erfreut, nun wieder einen Seelsorger zu haben. Aber schon nach Jahresfrist mußte derselbe, an allen Gliedern gelähmt, zuerst nach der Stadt und endlich nach Europa zurückkehren. Nun mußte wieder Hiob, unterstützt von seinem Bruder Johannes, die Pflege der Gemeinde übernehmen. Um sich den Belästigungen der Heiden zu entziehen, beschloß dieselbe nunmehr, sich näher bei der Kolonie anzusiedeln. 1848 zog sie nach Gansee in die Nähe der ersten Wasserfälle. Beim Umzug drohte Streit und Zersplitterung, wurde jedoch durch Hiobs Bemühungen verhütet. Bald darauf kehrten auch die Geschister Meißner nach Suriname zurück, und es wurde an jenem Orte eine Station eingerichtet, die nun den Namen Neu-Bambey erhielt. Indessen auch diesmal war dem Missionar keine ungestörte Wirksamkeit beschieden. Seine Frau erkrankte so heftig, daß sie nach Paramaribo gebracht werden mußte; er selbst war leidend. Am Charfreitag 1849 traf die Gemeinde der schwere Verlust, daß ihr Hiob durch den Tod entrissen ward. Meißner hatte zwar noch einige Reisen zu den Dörfern andrer

Buschneger gemacht, besonders an den Saracreek, und auch etliche Personen dort getauft. Im Sommer aber wurde er so ernstlich krank, daß er mit seiner inzwischen genesenen Gattin nach Europa zurückkehren mußte.

Für Bambey ward nun Missionar Barsoe, der bisher zu Charlottenburg in der Kolonie gearbeitet hatte, bestimmt. Auch er erlag in wenigen Monaten dem Klima. Man wagte kaum noch einen Missionar in dies Todtenland zu schicken. Da erbot sich Schwester Hartmann, die bis dahin in Berg en Dal gearbeitet hatte, ins Buschland zu gehen und in der Gemeinde die Ordnung aufrecht zu erhalten, bis wieder ein Missionar käme. Bis gegen Ende 1851 hielt sie dort unerschrocken und eifrig aus. Nach Ankunft des Missionar Sand mit seiner Frau, kehrte sie in die Kolonie zurück, wurde aber zur Unterstützung zurückgerufen; bald war auch Sand vom Fieber hingerafft. Schwester Hartmann aber hielt weiter in Bambey aus. Im folgenden Jahre sollte Missionar Bauch dahin ziehen; aber mehrmals wurde seine Abreise durch Krankheit verhindert. Schwester Hartmann war selbst auch krank u. z. an der Elephantiasis, die sie in ihrem treuen Dienste bekommen hatte. Sie ließ sich nach Koffykamp bringen, wo sie die Ankunft der Geschwister abwarten wollte. Dabei aber hielt sie trotz ihrer Krankheit immer noch Schule. Da lag sie denn 4 Wochen lang ohne Pflege und ohne die nöthigsten Lebensmittel in einer von zwei Seiten offenen Hütte, bis die Brüder in Paramaribo Nachricht davon erhielten und sie in einem Boote abholen ließen. Bald darauf ging sie selig heim.

Das genannte Dorf Koffykamp ist von christlichen Aukanegern bewohnt. Man hoffte die Gemeinde von Bambey dazu bewegen zu können, daß sie hierher ziehe; aber dies zerschlug sich an der Eifersucht der beiden Stämme. Johannes Arabi (ein Enkel jenes Erstlinges gleichen Namens) und der thätige Helfer Jeremias suchten weiter das Leben in der kleinen Schaar zu erhalten. Nach dem Tode dieser Männer (1858 und 59) zerstreute sich die Gemeinde, doch blieb Neu-Bambey immer noch ein Mittelpunkt, wo Gottesdienst gehalten wurde. Auch wurde von der Plantage Berg en Dal aus, wo schon eine christliche Gemeinde war, manchmal jene Gegend besucht. 1860 setzten ein paar Brüder auf solcher Besuchsreise wieder Nationalhelfer ein. Trotz aller ungünstigen Verhältnisse erhielt sich das Christenthum unter jenem Völkchen. — In jener Zeit aber sollte sich unter einem andern Stamme der Buschneger eine Thür erfolgreich aufthun.

An der oberen Saramacca nämlich wohnen die Matuari-Neger, denen bisher das Evangelium noch ganz fern geblieben war. „Es war daher etwas sehr Ueberraschendes, als sich dort durch des Herrn unmittelbares Wirken im Jahre 1858 eine große Veränderung anbahnte. Ein Mann, Namens King, im Dorf Maripastoon war, durch Träume angeregt, sich seines elenden heidnischen Zustandes bewußt geworden. Er kam in die Stadt zu den Missionaren, die sich seiner in herzlicher Liebe annahmen. Nach seiner Rückkehr trat er als muthiger Zeuge gegen das Heidenthum und seine Greuel unter seinen Stammes-

genossen in Maripastoon auf, machte auch bald Reisen zu den in andern Kamps wohnenden Heiden, um auch sie, namentlich den Oberhäuptling Kalkoen, aus ihrer Finsterniß zu erwecken. Sein Auftreten machte großen Eindruck, so daß sie es sich gefallen ließen, als er 1858 alle Götzenhäuser in Maripastoon zerstörte und die abgöttischen Sachen in den Fluß warf. Es kamen nun viele seiner Stammesgenossen ebenfalls zu den Missionaren in die Stadt und hörten dort von denselben das Evangelium. Am 11. Aug. 1861 wurde jener Erstling, der indessen lesen gelernt und weiteren Unterricht empfangen hatte, der heiligen Taufe theilhaft, bei welcher er Johannes genannt ward. Maripastoon wurde nun von den Missionaren besucht, so oft es möglich war, diese beschwerliche Reise in Ausführung zu bringen. Die erste Reise dahin machten die Brüder von Calker und Bramberg im Oktober desselben Jahres, bei welcher Gelegenheit das dort inzwischen von den Negern gebaute Kirchlein eingeweiht und des Johannes Frau mit einigen Kindern getauft ward. Johannes wurde als Helfer angestellt. Am 2. Osterfeiertag des nächsten Jahres wurden wieder 6 Personen aus Maripastoon in der Stadt getauft".[1])

Johannes aber fühlte einen besonderen Eifer, das Evangelium auch weiter zu verbreiten, wozu er sich durch die ihm bei seiner Bekehrung gewordenen Träume angeregt fand. Zuerst[2]) und wiederholt ging er zu den heidnischen Matuaris, welche etwa 8 Tagereisen oberhalb Maripastoon ihre Wohnsitze haben, und durchzog das Land bis zu dem letzten Kamp derselben, fand aber wenig Eingang und von Seiten der Götzenpriester besonders entschiedenen Widerstand. Unter den Saramaccanern an der oberen Suriname trat ihm eine betrübende Verstockung entgegen. Der Teufel, sagten sie, habe das Land nun einmal schon in Besitz genommen. Im Jahre 1864 unternahm er, von einigen andern Getauften aus Maripastoon begleitet, eine noch weitere Missionsreise nach der Marowyne zu den Aukanegern. Diese nahmen ihn fast durchgängig gut auf und hörten seiner Verkündigung mit Aufmerksamkeit zu; doch zeigte sich bei wenigen ein tieferer Eindruck. — Nachdem King zurückgekehrt war, fand in Maripastoon am 3. Oktober 1864 die Taufe des Oberhäuptlings Kalkoen statt, eines bejahrten verständigen Mannes, der sein Verlangen Christ zu werden zu wiederholten malen mit großem Ernst an den Tag gelegt hatte. Br. Drexler taufte ihn; er erhielt den Namen Josua. Mit einer Botschaft von ihm wurde im nächsten Jahre eine zweite Reise nach der Marowyne unternommen, bei welcher Johannes King wieder die an dem Nebenflusse Tapanahoni und dem Küstenflüßchen Cottica wohnhaften Aukaner und weiter hinauf die Bony-Neger an der Lawa aufsuchte. Die letzteren nahmen seine Predigt am willigsten und dankbarsten auf und einige verlangten von ihm das bestimmte Versprechen, daß er bald wiederkommen und Lehrer mitbringen wolle, damit auch sie von den Banden des Teufels erlöst würden.

---

[1]) Ueberblick über das Missionswerk der Brüdergemeinde 1869, S. 41.
[2]) Daselbst S. 43.

Die Besuchsreise der Missionare wurde indessen durch verschiedene Gründe noch längere Zeit hinausgeschoben. Es herrschte wieder viel Krankheit und Sterblichkeit unter den Geschwistern. Später starb auch der Oberhäuptling der Aukaner Namens Beymann, und es war zu erwarten, daß dies Ereigniß von den Heiden mit den Besuchen Kings würde in Zusammenhang gebracht werden. Man mußte längere Zeit zur Beruhigung der Gemüther vorübergehen lassen. Erst im Februar 1868 konnte endlich die beabsichtigte Reise von den Br. Bamberg und Lehmann, begleitet von King, ausgeführt werden. Die Heiden zeigten gegen den letzteren jedoch einen großen Unwillen, so daß die Brüder ohne viel Erfolg zurückkehren mußten. Seitdem ist es nicht möglich gewesen, jene abgelegenen Gegenden, die von Europäern nur mit den äußersten Schwierigkeiten und unter Lebensgefahr bereist werden können, von Missionaren besuchen zu lassen. Doch ist die Verbindung mit denjenigen Auka-Negern, die der Kolonie näher, an der oberen Comewyne und Cottica wohnen, von der nächsten Station Charlottenburg aus aufrecht erhalten worden, jedoch ohne daß es bisher gelungen wäre, viel sichtbare Erfolge zu erzielen.

Die Gemeinde zu Maripastoon aber wuchs je mehr und mehr. Johannes King steht dort noch jetzt in gesegneter Thätigkeit. Auch sein Bruder Noah, der Häuptling jenes Stammes, ist ein getaufter Christ, wenn auch jenem an christlicher Erkenntniß und im Ernste des Wandels nicht gleichkommend. Ueberhaupt leidet jenes Häuflein ja noch an so manchen Schwächen. Es ist dies bei der Seltenheit der Besuche durch Missionare nicht verwunderlich. Doch zeigte sich immer wieder, daß auch dort das Wort Gottes seine Früchte bringt. Als Bruder Jensen 1873 dorthin kam, war das Kirchlein zu eng für die Menge, die sich zu den Versammlungen einfand. Es konnten außer den kleinen Kindern 26 Erwachsene getauft werden, die sich herzlich danach sehnten.

Die älteren Gemeinden im Buschland hatten denn auch manchen Fortschritt gemacht, besonders seitdem die frühere Holzplantage Berg en Dal an der oberen Suriname, die letzte innerhalb der Kolonie, von der Brüdergemeinde angekauft und in eine feste Station verwandelt war. Es hatte dort schon längere Zeit eine Gemeinde bestanden. Von da aus konnte denn nicht blos das nahe Koffykamp, sondern auch das 2 Tagereisen weiter entfernte Gansee (N.-Bambey) regelmäßiger besucht werden. Missionar Lehmann versieht dieses nicht leichte Amt. Die letztgenannte größere Gemeinde zählte (1869) 174 Seelen (60 Kommunikanten). Sie machte dem Missionar viel Freude.[1]) „Daß die sie rings umgebende heidnische Finsterniß noch gelegentlich einen nachtheiligen Einfluß auf den inneren Gang derselben ausübt, ist nicht zu verwundern. Es gibt aber dort noch wenige treue und bewährte Mitglieder. Gottes Wort wohnt reichlich unter ihnen, es werden täglich gemeinsame Morgensegen gehalten. Die Sonn- und Festtage werden in lieblicher Weise gefeiert. In der Schule werden die Kinder im Lesen und Schreiben, im Katechismus und in der biblischen Geschichte

[1]) Uebersicht S. 45. ff.

unterrichtet. Es herrscht ein kindlicher, einfältig gläubiger Geist unter den Leuten, sie sind anhänglich an ihre Missionare und gehorchen ihnen als denen, die über ihre Seelen zu wachen haben. Die Freude ist allemal groß, wenn Brüder hinkommen sie zu besuchen."

Im folgenden Jahre wurde dort eine neue größere Kirche gebaut. Bei der feierlichen Einweihung derselben wurden 6 Erwachsene getauft. Auch viele Heiden nahmen an dem Feste Theil. Ein Streit über die Häuptlingswürde wurde schließlich doch noch ohne ernsteren Schaden für die Mission beigelegt. — Tief im Innern, an der oberen Suriname, liegt Goejaba, woselbst sich ebenfalls ein Christenhäuflein findet, das dann und wann besucht wird. Die Gemeinde zu Koffykamp liegt der Kolonie am nächsten. Sie zählte (1869) 59 Seelen mit 23 noch Ungetauften. Im ganzen aber umfassen die Gemeinden im Buschlande nach dem letzten Bericht 735 Seelen. „Wenn man weiß und bedenkt", schreibt Br. Lehmann, „wie vielen Gefahren und Versuchungen zum Abfall unsre Negergeschwister im Buschlande, besonders die noch unter den Heiden lebenden, ausgesetzt sind, und wie wenig ihnen bisher von unsrer Seite durch die Besuche an ihren Orten hat geboten werden können in Lehre und Pflege, so muß man staunen und anbeten über die Hirtentreue und Gnade, mit welcher der Herr selbst seine Heerde sammelt und sich ihrer annimmt, wie er die Herzen erweckt, und was sich will bewahren lassen, vor dem Argen bewahrt."

2. Die Brüdermission unter den Negern in der holländischen Kolonie Suriname.

Größere Erfolge als unter den Buschnegern hat die Brüdermission unter den Negern der Kolonie gehabt. Schon im Jahre 1754 wurde in Paramaribo eine Missinsökonomie mit Schneiderei und Bäckerei durch die Brüder Dähne und Ralfs angelegt. Es war damit für die Arawaken-Missionare eine Zwischenstation gebildet. Allmählich erwarben die Handwerker-Brüder, die zunächst mit Vorurtheilen empfangen waren, sich das Vertrauen der Bevölkerung. 1767 konnten sie ein eignes Grundstück kaufen; ihre Gewerbe kamen in Flor. In der Schneiderei arbeiteten 10—12 gemiethete Lehrlinge und Gesellen, denen dabei das Evangelium nahe gebracht wurde. Sonntags hielten die Brüder Versammlungen für die Neger. Doch erst 1776 konnte der erste Bekehrte, Christian Cupido, getauft werden, dem aber in demselben Jahre 8 andre folgten. Zwei Jahre später bauten sie in ihrem Garten eine Kirche. Einige angesehene Einwohner (und selbst der Gouverneur) interessirten sich so für ihre Bemühungen, daß sie in ihre Versammlungen kamen. Diese waren auch von Schwarzen so besucht, daß die Kirche bald erweitert werden mußte. Freilich wurden manche Sklaaven von ihren Herren wegen des Kirchenbesuchs bestraft. Im Jahre 1779 bekamen die Brüder von der Regierung auch Land zu einem Begräbnißplatz für die Neger angewiesen. In demselben Jahre that sich den Brüdern eine Thür auf, den Negern

auf den Pflanzungen das Evangelium zu verkünden, indem der Besitzer der 10 Stunden von Paramaribo an der Comewyne gelegenen Pflanzung Fairfield sie dahin einlud, um seinen 150 Negern das Wort Gottes zu predigen. Als Bruder Kersten während der drei Ruhetage, die ihnen dazu gegeben wurden, ihnen die Liebe des Versöhners anpries, hoben diese armen Sklaven die Hände auf und dankten Gott mit lauter Stimme, daß Er auch sie sein süßes Wort hören lasse. Solche Besuche wurden dann auf dieser und einigen benachbarten Plantagen fortgesetzt. Zwar ließ ein Sklavenbesitzer in Paramaribo 1784 den Missionaren sagen[1]), sie sollten seinen Negern den Zutritt zu den Gottesdiensten verbieten, sonst werde er sie bei der Behörde verklagen; die Missionare ließen ihn aber wissen, daß sie solchem Ansinnen weder entsprechen könnten noch wollten.

Um nun der gläubig gewordenen Neger auf den Pflanzungen sich besser annehmen zu können, bedurften die Brüder in der Nähe derselben eines Missionsplatzes, und die Regierung wies ihnen dazu im Jahre 1786 ein Stück Landes an der Comewyne an, welches von einer ehemals daselbst gelegenen Festung den Namen Sommelsdyk behalten hatte. Hier wurden die nöthigen Gebäude aufgeführt, allein auf dem morastigen, dicht verwachsenen Platze fielen die beiden ersten Misssonare als Opfer der ungesunden Lage. Doch schien der Ort für eine ausgebreitete Wirksamkeit geeignet. Neger von mehreren Pflanzungen fanden sich ein, und Ende 1786 zählte die Mission daselbst bereits 164 Seelen unter ihrer Pflege. Da die Neger von den Pflanzungen indeß nur zu Wasser nach Sommelsdyk kommen konnten, was nicht ohne Gefahr war, wie denn auch einmal 3 Negerinnen auf einer solchen Fahrt ertranken, so ertheilten die Herren und Verwalter nur ungern ihre Erlaubniß dazu, und die Brüder sahen sich deshalb genöthigt, so viel als möglich selbst auf den Pflanzungen sie zu besuchen.

In der Stadt selbst fehlte es auch um diese Zeit nicht an einzelnen Herren, die den Kirchenbesuch ihrer Neger nicht gern sahen, wie denn einer im Jahre 1786 seine Sklaven deshalb mit den Worten anfuhr: „Ihr durchtriebenen Schurken! Ihr wollt bessere Christen werden als eure Herren sind, ihr Teufelskinder! Ich kenne euch besser.“ Zudem schien unter den Negern selbst der erste Eifer wieder zu erkalten, und manche geriethen gar in sündliche Abweichungen, da der Hang zur Unkeuschheit und der Reiz starker Getränke für die Neger gar zu verführerisch ist. Doch arbeiteten die Brüder unverdrossen fort, und Bruder Liebisch aus der Unitäts-Aeltesten-Konferenz, der sie im Jahre 1790 besuchte, konnte über die Lage der Mission u. a. berichten: „In der Kolonie und bei der Regierung sind die Brüder als ehrliche Leute und gute und nützliche Bürger bekannt. Niemand legt ihnen etwas in den Weg. In den Versammlungen der zahlreichen Negergemeinde in Paramaribo wird man die Nähe des Heilandes inne; es herrscht darin Andacht und ehrfurchtsvolle Stille. Obschon diese aus den Sklaven gesammelte

---

[1]) Wullschlägel, Lebensbilder ꝛc. III, S. 53. cf. S. 54.

Gemeinde von der ruchlosen Welt mit Verachtung angesehen wird, so wird sie doch auch von vielen Menschen sehr geschätzt."

Zu den bisher betriebenen Handwerken kam nunmehr auch die Uhrmacherei. In Sommelsdyk wurde gleichfalls eine Schneiderei eingerichtet. — Leider fand sich unter den Negern der Stadt selbst mancher Widerstand, ja es bildeten sich ordentliche Bündnisse, um den Beitritt zur Gemeinde zu verhindern. Dennoch wurde dadurch der Fortschritt der Mission nicht verhindert. Seit 1793 fand dieselbe eine bedeutende Stärkung durch Bildung einer besonderen Missionssozietät zu Zeyst in Holland, die sich des Werkes in Suriname besonders annahm. Freilich war damals durch Kriegsunruhen der Verkehr des Mutterlandes mit der Kolonie sehr erschwert. 1799 wurde die letztere von den Engländern besetzt bis 1802 und dann noch einmal von 1804—1816. Die Mission wurde jedoch durch diesen Wechsel der Herrschaft nicht unterbrochen. Die Zahl der Getauften und Taufkandidaten belief sich um 1800 auf 315.

Von Sommelsdyk aus wurden die Besuche auf den Pflanzungen in der Comewyne und Cottica, so weit es die Umstände erlaubten, fortgesetzt, und die Brüder hatten daselbst 96 Personen in Pflege, von denen 55 zur Plantage Fairfield gehörten. Doch war der Verkehr zwischen den Missionaren und ihren Kirchkindern nicht blos dadurch erschwert, daß sie, wie schon bemerkt, blos zu Wasser die Pflanzungen erreichen konnten, sondern die öfters wechselnden Verwalter derselben zeigten sich auch der Arbeit der Brüder abgeneigt und suchten ihnen weitere Hindernisse in den Weg zu legen. Dennoch erhielt man, da die Verkündigung des Evangeliums unter den armen, hartgedrückten Negern nicht ganz ohne Frucht blieb, diese Niederlassung aufrecht, bis sie endlich im Jahre 1817 durch einen Beschluß der Aeltesten-Konferenz gänzlich aufgehoben wurde. Die Getauften in Fairfield wurden alle acht Wochen von Paramaribo aus besucht und mit Wort und Sakrament bedient, indem der gutgesinnte Verwalter den Missionar auf seinem Boote abholen ließ und selbst den Versammlungen mit Andacht beiwohnte. Die wenigen Getauften von einem andern Platze, Breukelwaard, wo nicht mehr gepredigt werden durfte, hielten sich nach Fairfield. Dagegen wurde seit dem Januar 1819 auch den Negern der Plantage Kleinhoop auf ausdrückliches Verlangen ihres Besitzers das Evangelium verkündigt.

Bald darauf wurde die Kolonie von einer schweren Blatternseuche heimgesucht, die über 2000 Personen hinraffte. Die Brüder hatten viel mit Werken der Barmherzigkeit zu thun. Dabei konnten sie bemerken, wie unter den Schrecken dieser Zeit doch mancher Neger nach dem lebendigen Gott fragen lernte. 1820 war die Zahl der Gemeindeglieder schon auf 1154 angewachsen. Im folgenden Jahre wuchs sie wieder bedeutend, da die Gemüther durch eine furchtbare Feuersbrunst erschreckt waren, die einen großen Theil der Stadt in Asche legte, während die Missionsgebäude wie durch ein Wunder verschont blieben.

Auf den Pflanzungen regte sich ebenfalls ein neues Leben, und von mehreren Besitzern ergingen freundliche Einladungen. Auf Breukelwaard wurde eine Negerkirche errichtet und im Jahre 1825 eingeweiht;

Molhoop, Vlaardingen, Lustryk und andere Plantagen mehr wurden nun regelmäßig besucht.

„Da diese Besuche", bemerken die Missionare, „nur alle acht Wochen wiederholt werden können, und es auf den Plantagen an zuverlässigen Nationalgehülfen fehlt, so hält es schwer, sich der einzelnen Personen ihren Bedürfnissen gemäß anzunehmen und mit ihnen in Bekanntschaft zu kommen. Sie bleiben daher auch in Absicht auf die Erkenntniß sehr weit zurück. Ein Neger auf Molhoop sagte: „„So lange der Lehrer redet, verstehen wir das Vorgetragene, und unser Herz freut sich über dem, was wir hören; aber wir sind zu dumm, etwas davon zu behalten, oder das Gehörte wieder in Worte zu fassen."" Mit sichtbarer Bekümmerniß äußerte ein anderer: rer: „„Wir haben nun wiederum, wie schon so oft, Gottes Wort gehört, und haben den festen Entschluß gefaßt, uns gründlich zu bekehren; leider wird es aber auch wohl diesmal gehen, wie gewöhnlich, wir werden das Gehörte bald wieder vergessen und in kurzem auf unsere alten Abwege gerathen.""

Der 21. Juli 1826, als der Tag, an welchem vor 50 Jahren der Erstling unter den Negern in Paramaribo getauft worden, ward von der Negergemeinde daselbst, unter lebhafter Theilnahme vieler Stadtbewohner, festlich und in Segen gefeiert. Es waren bis dahin 2477 Personen von den Brüdern getauft worden, und zur Zeit des Jubelfestes befanden sich 1800 in ihrer Pflege[1]). Diese zahlreiche Vermehrung machte den Bau einer geräumigen Kirche nothwendig, die am 21. Juli 1828 feierlich eingeweiht wurde. In demselben Jahre bildete sich mit Genehmigung der Regierung, sowohl in der Kolonie als im Mutterlande, mit dem Hauptsitz in Haag, ein Holländisch-Surinamischer Verein zur Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den Negersklaven, der fortan die Brüder kräftig unterstützte und sie dadurch ermuthigte und in den Stand setzte, sich der Neger auf den Pflanzungen noch mehr anzunehmen. Und so konnte denn Bruder Genth in Paramaribo[2]) im Januar 1829 schreiben:

„Auf dieser Kolonie sind nunmehr fünf verheirathete Missionare unter den Negern angestellt, und unsere ganze Missionsfamilie besteht mit Einschluß der Kinder aus 15 Seelen. Das uns anvertraute Werk nimmt von einem Jahr zum andern zu, und erfordert immer größere Thätigkeit von unserer Seite. Wir sind darum dem Herrn von Herzen dankbar für die Gesundheit, welche wir mit weniger Ausnahme genießen durften, und dies um so mehr, da das Klima von Suriname eben nicht das gesundeste in Westindien ist. — Unsere Negerheerde bestand im Anfang d. J. aus 1633 Personen, von denen 970 Abendmahlsgenossen sind. Zu der Klasse der neuen Leute und Taufkandidaten gehören etwa 400 Neger, so daß die ganze Seelenzahl, welche in dieser Stadt und ihren Umgebungen unserer Pflege anvertraut ist, sich über 2000 beläuft. Obgleich wir große Ursache haben, dieses Wachsthums uns dankbar zu freuen, und ermunternde Beweise eines wahren Werkes des heiligen Geistes in den Herzen unserer Neger wahrnehmen dürfen, so fühlen wir uns doch gedrungen, inbrünstig zu beten, daß sie ein reicheres Maß des göttlichen Lebens empfangen, und gestärkt werden mögen, die Früchte des Geistes, welche den Sinn und Wandel eines wahren Nachfolgers Christi beurkunden, noch reichlicher hervorzubringen. — Unsere neue Kirche ist vollendet; sie ist 95 Fuß lang, 60 breit und 22 hoch, und mit Gallerien versehen. Die Baukosten belaufen sich über 22000 holl. Fl., wovon bei 15000 Fl. von den Bewohnern dieser Kolonie beigesteuert wurden. — Unsere Tagesschule für Negerkinder geht regelmäßig und in Segen fort. — Unsere Wirkungskreise auf den zahlreichen Pflanzungen um uns her breiten sich immer weiter

[1]) cf. Uebersicht der Missionsgesch. der ev. Br. K. rc. III, S. 62.
[2]) Basler Missions-Magazin 1830, II, S. 325 ff.

aus. Wir besuchen gegenwärtig 16 dieser Plantagen, und haben reichliche Gelegenheit, tausenden von Negern das Evangelium zu verkündigen. Auf diesen Missionswanderungen, welche jedesmal vier Wochen einnehmen, begegnen uns viele ermunternde Beweise, daß die Gnade Gottes unseres Heilandes noch immer kräftig genug ist, die Herzen auch der unwissendsten und verworfensten Sünder zu erweichen.— Es läßt sich hoffen, daß durch die Errichtung von Central-Stationen, auf welchen die Missionare wohnen, und zu denen die Neger freien Zutritt haben, dieser heilsame Entzweck erreicht werden wird. Bis dieser Plan zur Ausführung gebracht werden kann, fahren wir wie bisher fort, nach unsern besten Kräften den entfernteren Pflanzungen mit dem Evangelio zu dienen." —

Im Jahre 1829 wurde auf der Regierungsplantage Voorzorg an der Saramacca ein Versuch gemacht. Aber die Neger, Befreite von einem genommenen Sklavenschiff, waren wenig zugänglich, und als die Regierung nach einigen Jahren diese Plantage aufgab, ging auch die Station wieder ein. Dagegen wurden, gleichfalls infolge einer Aufforderung der Regierung, von den Brüdern regelmäßige Besuche und Predigten in dem Fort Neu-Amsterdam, wo sie zugleich die Seelsorge der Gefangenen bekamen, angefangen; auch Neger der benachbarten Pflanzungen fanden sich dazu ein. Durch den obenerwähnten Verein wurden sie in den Stand gesetzt, auf ein Jahr die erforderlichen Bootsneger zu den Wasserfahrten auf die Plantagen zu miethen. Auch auf der 18 deutsche Meilen von der Stadt entfernten Holzplantage Berg en Dal an der obern Suriname zeigte sich unter den Negern ein Verlangen nach dem Evangelium, von dem sie durch einen Enkel des Joh. Arabi die erste Kunde bekommen. Nachdem sie durch Besuche in der Stadt Verbindungen mit den Brüdern angeknüpft, wurden diese Neger auf ihr Verlangen im November 1830 von Bruder Genth besucht, der den Erstling aus ihrer Mitte taufte. Wechselseitige Besuche unterhielten die Verbindung.

Ein sehr wichtiges Geschenk für diese Mission war die Uebersendung des durch die britische und ausländische Bibelgesellschaft in Druck gegebenen negerenglischen Neuen Testaments, dessen sich die Brüder bis dahin handschriftlich hatten bedienen können.[1]) Da die große Masse der Neger keine andere Sprache versteht, so wurde dadurch dem Worte Gottes der Weg in die Hütten derselben gebahnt. Die Kinder, welche in der Schule lesen lernten, waren nicht selten die Werkzeuge, wodurch ihre Eltern mit der Heil. Schrift bekannt gemacht wurden. Kaum hatten sie erfahren, daß solche Bücher zu haben waren, so kamen viele Neger und kauften; nahe an 30 Stück aber wurden an solche Schulkinder vertheilt, die fertig lesen konnten. Die Schule ward von 130 Kindern besucht, mit denen von Zeit zu Zeit Prüfungen angestellt wurden; an den Sonntagsschulen nahmen auch Erwachsene Theil. Ende 1831 aber zählte die Negergemeinde zu Paramaribo 3089 Seelen; auf den Pflanzungen standen 264 Neger in der Pflege der Brüder. Von den bewährten Nationalhelfern, die ihnen bereits lange zur Seite standen, wurden ihnen ein paar bald durch den Tod entrissen.

---

[1]) Nur eine kurze Evangelien-Harmonie war schon etwa seit zehn Jahren gedruckt vorhanden.

Am Schlusse des Jahres 1835 konnte die evangelische Brüder-Unität über diese Mission berichten:

„Durch die Unterstützung des Surinamischen Vereins zur Ausbreitung des Christenthums unter den Negern, bei dessen Mitgliedern sowohl in Holland als in Paramaribo Br. Curie (der in diesem Jahre die Surinamsche Mission visitirte) die freundschaftlichste Aufnahme fand, hat sich der Besuch unserer Brüder auf den Plantagen so sehr erweitert, daß nunmehr 46 derselben von ihnen bereist werden, da noch vor 5 Jahren nur 20 besucht werden konnten. Auch hat genannter Verein nunmehr durch Uebergabe der Gebäude auf der von ihm angekauften Plantage Charlottenburg an unsere Brüder denselben nicht nur zu einer zweiten festen Niederlassung verholfen, sondern auch schon früher durch Gewährung eines zweiten Bootes mit Ruderneger jene Besuche gar sehr erleichtert. — Bruder Curie hatte bei seinem achtwöchentlichen Aufenthalt, während dessen er auch mehrere Reisen auf die Plantagen machte, Gelegenheit, mit dem innern und äußern Zustande des dortigen Missionswerkes genau bekannt zu werden und sich von dem großen darauf ruhenden Segen zu überzeugen."

Außer dem eben erwähnten Charlottenburg an der Cottica, das am 3. März 1836 von den Brüdern bezogen wurde und sehr bequem im Mittelpunkte der Pflanzungen dieses Gebietes liegt, daher auch die zwei von dem Missionsverein unterhaltenen Boote mit 10 Ruderern hier stationiren, ward um diese Zeit (1837) noch eine weitere Niederlassung zu Worsteling Jakobs (Kampf Jakobs) begründet, doch bereits im Jahre 1843 wegen unpassender Lage wieder aufgegeben. Von Charlottenburg aus wurden schon 80 Pflanzungen besucht.

Das Auftreten eines angeblichen Propheten, das eine gefährliche Bewegung unter den Negern um diese Zeit hervorrief, die jedoch rechtzeitig unterdrückt wurde, machte die Regierung der Mission noch geneigter, in der man das beste Gegenmittel gegen solche Vorkommnisse sah. Einige Jahre später wurde in der Nähe des damals beunruhigten Distriktes die Station Salem eingerichtet, einige zwanzig Meilen westlich von Paramaribo, für die Neger der dortigen Baumwollenplantagen. In demselben Jahrzehnt war die verwitwete Schwester Voigt öfter auf verschiedenen Plantagen, namentlich von 1845 an auf der Holzplantage Andresa an der Copename unter den Negerkindern thätig. — Im Jahre zuvor war die Station Rust en Werk an der untern Comewyne von Br. Wünsche bezogen, der den ersten Versuch machte, junge Neger zu Schullehrern auszubilden. Es waren jetzt nämlich Aussichten auch den Schulunterricht, der bisher Sklavenkindern nicht ertheilt werden durfte, weiter auszudehnen. Schon vorher war Beekhuizen, eine Plantage dicht bei der Stadt, angekauft, von der aus die städtischen Missionsfamilien zum Theil mit Lebensmitteln versorgt werden sollten, das selber aber auch zum Missionsplatz eingerichtet werden sollte.

Die nächste Station, die hinzukam, war Leliendal an der untern Comewyne, nicht weit von Rust en Werk, aber an dem andern südlichen Ufer des breiten Stromes. Sehr schnell entstand zu diesem Platze eine christliche Gemeinde von 127 Getauften, mit den Taufbewerbern aber wurden 780 Personen gezählt. Auch die Abendschule für die Erwachsenen war in gutem und erfreulichem Gange. Neun Negerknaben, die zu Schullehrern ausgebildet werden sollten, wohnten nun schon ein Jahr lang bei den Missionsgeschwistern, und berechtigten fast alle zu guten Hoffnungen.

Am Gründonnerstag, den 5. April 1849, kamen die Brüder R. und E. Lehmann und Zielke in Paramaribo an. In ihrem Schreiben heißt es:

„Es machte einen herzbeweglichen Eindruck auf uns, als wir am folgenden Tag in der Charfreitagspredigt eine Menge von 3 bis 4000 Menschen, Neger, Mulatten und Weiße, dicht zusammengedrängt in unserer Kirche versammelt sahen, auch erstere weiß und reinlich gekleidet. Am Ostermorgen fanden sich die Neger zum Frühgottesdienst in der ersten Morgenstunde so zahlreich ein, daß schon eine Stunde vor Eröffnung desselben ein Gedränge vor den Kirchthüren war. Wir wurden bei demselben durch ein Posaunenchor, das von Negern sehr gut geblasen wurde, sehr überrascht. — Am zweiten Feiertag wurden 15 Erwachsene in Jesu Tod getauft."

Gegen Ende April dess. J. war Bruder Jürgensen auf seinem neuen Posten Mynvermaak bereits in Thätigkeit; die Neger zeigten Eifer und Lust zum Lernen, und die Kinder kamen fleißig in die Schule. — In Leliendal, einer neu angelegten Predigtstation, war der Bau in raschem Fortgang, und das Werk wuchs dergestalt, das Br. Stanke zu Ostern die Zahl der Zuhörer in der Kirche auf 2000 schätzte. Das Gemeinlein daselbst stieg noch in demselben Jahr auf 127 Getaufte und 11 Kommunikanten, mit den neuen Leuten 780 Personen. — Schwester Hartmann war seit einiger Zeit auf der Plantage Juliane und Magarethe, um eine Schule daselbst einzurichten, und die Neger zeigten auch dort Geneigtheit. — Bruder Jansa hatte kürzlich eine Reise in der Gegend des Charlottenburger Distriktes, Matappia genannt, gemacht, welche ein siegreicher Feldzug und Vernichtungskrieg gegen den Götzendienst unter den dortigen Heiden war. Neue Plantagen in jener Gegend wurden für die Predigt des Evangeliums zugänglich und öfter besucht. — Zu Salem an der Nickerie wurden im April an einem Sonntag 9 Erwachsene getauft.

An der untern Nickerie, nahe an der Grenze des englischen Guiana, wurde in demselben Jahr 1849 eine neue Station angelegt. Bruder Räthling, der von Salem aus dort verschiedenemale dieselbe besuchte, fand die Neger sehr willig, das Evangelium zu hören, und Herr Kirk, der Eigenthümer der Plantage Waterloo, bot in Uebereinstimmung mit andern Pflanzern $2^1/_2$ Acres Land zur Anlegung eines Missionsplatzes an. Nahe um Waterloo wohnen gegen 900 Neger, und in den Wäldern herum gibt es auch viele freie Indianer, denen von hier aus das Evangelium gebracht werden kann. — Von Charlottenburg aus wurde das Evangelium jetzt auf 92 Plantagen mit gesegnetem Erfolg verkündigt, und die Zahl der von dort aus an der Cottica und Comewyne, der bebautesten und volkreichsten Gegend der Kolonie, bedienten Seelen belief sich 1849 auf 5484, darunter 1248 Getaufte. — Die in der Hauptstadt Paramaribo aus der schwarzen und braunen Bevölkerung gesammelte Gemeinde zählte 4861 Personen, darunter 1709 Kommunikanten. Sie war im verflossenen Jahre um 300 Personen gewachsen. — Auf den von der Stadt aus besuchten Plantagen an der Suriname, Saramacca und bis zur Copename hin bestanden 3150 Neger in der Pflege der Brüder, darunter 126 im vorigen Jahre getaufte Erwachsene. — Auf der Plantage Rust en Werk belief sich das Negergemeinlein auf 326 Seelen. — Uebrigens hatten die Brüder in diesem Jahre den

Schmerz, auf ihren Plantagenreisen an der Suriname und Para auf 12 Plantagen von den Verwaltern abgewiesen zu werden. Die Zahl sämmtlicher in der Kolonie von den Brüdern mit dem Worte Gottes bedienten Neger[1]) belief sich Ende 1849 bereits auf 17,000, von denen über 5000 zur Stadtgemeinde gehörten. — Auf den Wunsch der Brüder hatte die Regierung schon im Jahre 1846 sämmtliche zum Missionshaushalt gehörige Sklaven zur Freigebung eingeschrieben, die ihnen nach einer sogenannten Lehrlingsschaft zu Theil werden sollte. Für eine Anzahl derselben war diese Lehrlingsschaft jetzt bereits beendigt, und sie wurden nun völlig frei. Mehrere andere Umstände trugen seit einigen Jahren dazu bei, die Brüdermission in Suriname zu fördern. So die Verordnung der Regierung, daß kein Heide mehr als Staatsbürger anerkannt werden, kein Sklave die Freiheit bekommen sollte, wenn er nicht entweder Christ oder Jude würde. Außerdem wies die Regierung alle von ihr abhangenden Sklaven, sowie alle schwarzen Soldaten den Brüdermissionaren zu. Endlich wirkte auch der Umstand stark mit ein, daß die im Heidenthum Verstorbenen ohne alle Feierlichkeit begraben, dagegen die in der Pflege der Brüdermission Stehenden auf die in den Brüdergemeinden übliche Art zur Ruhe bestattet wurden. Mit diesen begünstigenden Umständen waren freilich der Natur der Sache nach auch mancherlei Nachtheile verbunden[2]). Schon daß der Beitritt zur christlichen Kirche mit äußern Vortheilen verknüpft ist, führt ihr manche Schein- und Namenchristen zu, deren Zahl ohne die Kirchenzucht noch größer sein würde. Ueberdies fehlt es bei dem großen Zuwachs der Gemeinde an einer hinlänglichen Zahl zuverlässiger Gehülfen und damit an hinreichender Kenntniß und Anfassung der einzelnen Gemeindeglieder, deren viele, schon als Kinder getauft, da ihre Eltern bereits Christen waren, sich mit dem Christennamen begnügen ohne den Christenwandel. Mit der Zahl der Gemeindeglieder mehrte sich daher auch, vornehmlich in der Stadt mit ihren mannigfachen bösen Beispielen und Versuchungen, die Zahl derer, die wegen unchristlichen Betragens wieder von der Gemeinde ausgeschlossen werden mußten. Dennoch bleibt unter der Menge eine schöne Anzahl solcher übrig, die in Einfalt des Herzens, wenngleich oft bei sehr beschränkter Erkenntniß, dem Evangelio durch ihren Wandel Ehre machen, und der wohlthätige Einfluß der Mission überhaupt ist auch in Suriname von der Obrigkeit stets anerkannt worden. So ging sie denn auch ferner ihren gesegneten Gang.

Weiter ist die Einrichtung von Sonntagsschulen auf mehreren Stationen sowie die Gründung der lange schon beabsichtigten Gehülfenschule zu Beekhuizen zu erwähnen. Die Plantagen an der Warappa und Matappica Creek, die früher zu Charlottenburg gehörten, wurden zu einem besondern Missionsdistrikt abgezweigt und erhielten ihre Station zu Annaszorg. Dort hatte sich bisher noch viel Götzendienst gehalten. Der Missionar Jansa aber räumte bald tüchtig auf und vernichtete alle

---

[1]) cf. Ev. luth. Missionsblatt 1850, S. 348 ff.
[2]) Calwer Missionsbl. 1853, S. 10 ff.

Götzen, deren er habhaft werden konnte. Im ersten Jahre wurden hier 184 getauft; Ende des folgenden Jahres hatte sich bereits die Hälfte der gesammten Bevölkerung in jener Gegend (auf 21 Plantagen) der Kirche angeschlossen.

Von den Besuchen der Pflanzungen überhaupt heißt es im Missionsblatt der Brüdergemeinde vom März 1853: „Während ein Theil unserer Brüder in Surinam, auf festen Stationen wohnhaft, seine Negergemeinden bedient, deren Mitglieder auf den umliegenden Pflanzungen leben, sind andere beständig auf der Reise, um solche Pflanzungen, welche keine Station in der Nähe haben, auf denen aber dem Missionar der Zutritt gestattet wird, zu besuchen und den Negern christlichen Unterricht zu ertheilen.“

Zur Fahrt den Fluß hinauf muß die Flut benutzt werden, die etwa 8—10 Meilen landeinwärts in die Flüsse hineindringt; abwärts kann man, ohne zu große Anstrengung der Ruderer, nur mit der Ebbe fahren. Man ist daher oft genöthigt, einen Theil der Nacht hindurch zu reisen. Die Boote, in denen man fährt, sind gedeckt und gewähren hinlänglichen Schutz gegen die Hitze sowohl als gegen die Platzregen. Es gibt im Lande keine Wirthshäuser; überhaupt reist nicht leicht jemand, der nicht auf den Pflanzungen Geschäfte hat, und auf diesen wird man von den Verwaltern sehr gastfrei aufgenommen. Um ihnen indeß nicht ohne Noth zur Last zu fallen, versehen die Missionare sich mit Lebensmitteln und einer kleinen Haushaltung, zu welcher auch Hängematten gehören, so daß es zum Nachtquartier nur einer Kammer bedarf, in der sie ausgespannt werden können. — Die Fahrt geht abwechselnd bald an dem einen, bald an dem andern Ufer dicht am Walde hin. Sie gewährt zwar, da das Land zunächst der Küste sehr flach ist, dem Auge keine Abwechselung der Landschaft; aber der Wald, der, je weiter man kommt, desto mehr noch unberührter Urwald ist, gibt einen anziehenden, von dem unsrer europäischen Wälder ganz verschiedenen Anblick, schon wegen der unendlichen Mannigfaltigkeit der Bäume, besonders aber wegen der zahllosen Rankengewächse, die alles umschlingen u. s. w.

Von den vielen derartigen Wasserstraßen, auf denen die Brüder ihrer Arbeit nachzugehen hatten, war eine, an der bisher die letztere fast erfolglos zu bleiben schien, obgleich einige Plantagenbesitzer der Predigt des Evangeliums geneigt waren. Es war dies die Para Creek, ein Nebenfluß der Suriname im Westen. Namentlich auf der Holzplantage Hannover hatten die Neger am Heidenthum festgehalten und dem neuen Glauben Trotz geboten. Im Jahre 1853 aber gelang es dem Bruder Menze, das alte Götzenhaus dort zu zerstören und viele Heiden zur Buße zu bringen. Aehnlich ging es auf der Pflanzung La Prosperité.

Das Jahr 1855 zeichnete sich durch Einrichtung von 2 neuen Stationen, Catharina Sophia und Herrendyk, aus. Die der Regierung gehörige große Holzplantage Andresa an der Copename, wo Schwester Voigt sich des Unterrichtes der Neger angenommen hatte, wurde von der Regierung vor längerer Zeit aufgegeben, und sämmtliche „Negermacht“ nach Catharina Sophia, einer Zuckerplantage an der Saramacca, versetzt. Die Neger gingen ungern, und nur das Versprechen, daß Schwester Voigt bei ihnen bleiben und wo möglich auch ein Missionar bei ihnen wohnen werde, tröstete sie. Letzteres verzögerte sich indeß von Jahr zu Jahr, während Schwester Voigt schwach und krank nach Europa zurückkehrte. Endlich gab die Regierung nicht nur die Erlaubniß,

sondern beschaffte auch die nöthigen Gebäude für die neue Station zu Catharina Sophia, und sagte sogar eine jährliche Unterstützung von 500 Fl. für den Unterhalt des Missionars zu. So zogen denn die bereits unlängst zu diesem Zwecke von Charlottenburg abberufenen Geschwister Dobler dahin, und am 22. April 1855 wurde die Kirche daselbst feierlich eingeweiht. „Um Catharina Sophia herum liegen 10—12 Plantagen, deren Sklaven, so viel die Herren dazu ihre Erlaubniß geben, an den regelmäßigen Gottesdiensten werden theilnehmen können; zu den weiter hinauf an demselben Fluß (der Saramacca) gelegenen Pflanzungen sollen so oft als möglich Besuchsreisen vorgenommen werden. Von der Stadt aus kann man diese Plantage ohne Seefahrt vermittelst eines Kanals, der die Suriname mit der Vanika, einem Nebenflüßchen der Saramacca, verbindet, in zwei Tagereisen erreichen." — Eine weitere Thüre that der Herr der Brüdermission in diesem Jahre auf, indem sie noch eine neue Station auf der Pflanzung Nut en Schadelyk, am rechten Ufer der Comewyne, etwas weiter den Fluß hinauf, als die am linken Ufer liegende Station Leliendal, anlegen konnten, die den Namen Heerendyk erhielt. Die Neger der Umgegend waren sehr erfreut, einen besonderen Seelsorger zu erhalten. Ein neues Feld wurde den Brüdern in der Seelsorge an dem Lepra-Krankenhause zu Batavia an der Copename angewiesen. Endlich konnte auch 1858 auf der schon genannten Plantage La Prosperité an der Para Creek eine Station eröffnet werden, Bersaba genannt, und zwei Jahre später wurde nach vieljährigen Verhandlungen, auch ganz im Westen der Kolonie, im Distrikte Nickerie ein Missionsposten angelegt u. z. auf der Plantage Waterloo, nachdem zuvor auch die Plantage Clevia an der untern Suriname eine besondere Station geworden war. In neuster Zeit ist dann noch die schon erwähnte Station auf der Holzplantage Bergen Dal dazugekommen, sodaß dort jetzt 13 Missionsplätze der Brüdergemeinde bestehen.

Schon zu Anfang des vorigen Jahrzehntes hatte sich die Mission über das ganze Land ausgedehnt. Fast alle Plantagen standen ihr offen. Nur solche, auf denen durch den Einfluß katholischer Besitzer die römische Kirche Fuß gefaßt hatte, waren ihr verschlossen. Aus jener Zeit lauten die Berichte folgendermaßen:[1])

„Auf allen Stationen in der Kolonie nahm in diesen Jahren die Zahl der Pflegebefohlenen in erstaunlicher Weise zu. Ueberall meldeten sich neue Leute zum Anschluß, wogegen allerdings auch viele Ausschließungen solcher, die nicht von den alten sündlichen Gewohnheiten lassen wollten, nöthig wurden. Auch die Pflanzer bewiesen sich geneigt, es war keine Plantage mehr dem Worte Gottes ganz verschlossen. Die Gesammtzahl der Pflegebefohlenen belief sich schon auf 27,000 Seelen, mehr als 2 Drittel der ganzen farbigen Bevölkerung. Nun brachte denn auch endlich das Jahr 1863 die schon längere Zeit erwartete und ersehnte Emanzipation der Sklaven."

Der 1. Juli 1863 war der denkwürdige Tag, an welchem das Gesetz vom 8. Aug. 1862, welches die Sklaverei aufhob, in Ausführung gebracht wurde. Dieser Tag wurde in allen unsern Kirchen mit Gottes-

[1]) Ueberblick ff. S. 42.

diensten gefeiert als ein Tag des Segens, der Freude, des Lobes und des Dankes. In der Stadt, wo unsre Kirche festlich geschmückt worden war, wohnten auch der Gouverneur und die hohen Beamten der Kolonie dem Abendgottesdienst bei.

Unter den Negern herrschte eine festliche Stimmung. Sie begrüßten die Freiheit als eine Gabe, ja als ein Wunder Gottes, sie strömten und drängten sich zu der Kirche und verhielten sich den ganzen Tag so, daß manche Herren ganz erstaunt waren und kaum ihren Augen trauen wollten. Am folgenden Tag herrschte in der Stadt mehr laute Fröhlichkeit, die sich in Umzügen mit Fahnen u. s. w. kund gab; doch blieb alles in den Grenzen der Ordnung und des Anstandes. Ebenso wie in der Stadt war es auch auf andern Plätzen. Die Neger stömten in Schaaren von den Plantagen zu unsern Kirchen herbei, selbst nach Bersaba an der Para, wo die Neger in der Erkenntniß noch am weitesten zurück waren und die Plantagen sehr fern von einander im Wald liegen. Auf manchen Plantagen hielten sie auch untereinander Gottesdienst mit Gesang, Bibellesen und Gebet. Von Annaszorg, wo Br. Jansa thätig war, begab sich eine Deputation aus der Zahl unsrer Neger zum sogenannten Bürger-Kapitän des Distriktes mit der Bitte, dem Gouverneur und Sr. Majestät dem König ihren demüthigsten Dank auszusprechen. So wurde überall mehr Gottesfurcht und christlicher Sinn an den Tag gelegt als selbst die Missionare erwartet hatten. Es wurde Gott die Ehre gegeben und der Tag des Anbruchs der Freiheit Ihm geheiligt.

Die ehemaligen Sklaven blieben übrigens noch auf 10 Jahre unter Staatsaufsicht gestellt. Sie waren gemäß derselben verpflichtet, Arbeitskontrakte zu schließen, wobei es ihnen aber freigegeben war, sich zu vermiethen, wo und an wen sie wollten, während ihnen dabei das persönliche Recht jedes freien Staatsangehörigen zuerkannt wurde. Zur Abschließung dieser fürs erste auf Jahresfrist geltenden Kontrakte waren 3 Monate Zeit gegeben. Diese Zeit ging nun auch ohne erhebliche Schwierigkeiten vorüber und die Kontrakte wurden allerwärts zu Stande gebracht. Natürlich hatte dies aber viele Umzüge der Neger zur Folge, die auch jetzt noch jährlich sich wiederholen und der Missionsarbeit mancherlei Schwierigkeiten bereiten. Uebrigens aber trat durch diese Veränderung der Verhältnisse keine Umwandlung in der Art und Form derselben ein, in der Stadt und auf den Außenplätzen ging alles in der gewohnten Ordnung fort und die zerstreut liegenden Plantagen wurden ebenso wie früher durch reisende Missionare mit Wort und Sakrament bedient.

Freilich kamen allmählich doch manche Besorgniß erregende Zeichen zu Tage. Fleischliche Ungebundenheit mehrte sich besonders bei den jüngeren Theilen der Bevölkerung. Die Erlaubniß, einen beliebigen Ort zur Arbeit wählen zu dürfen, benutzten manche, um sich der unbequemen Aufsicht der Missionare zu entziehen. Andre, die in das Gebiet einer andern Station kamen, vergaßen in Gleichgültigkeit, sich als Kirchenglieder anzumelden und blieben den Missionaren fern, vielleicht auch in dem Gedanken, daß sie doch bald den Platz wieder

verlassen würden. Dazu aber verbreitete sich von den verhältnißmäßig wenigen Plantagen, auf denen noch Götzendienst und Zauberei in Blüte stand, dieses Unwesen durch den Wechsel der Wohnplätze wieder über die ganze Kolonie, und viele schwache Christen ließen sich von ihren heidnischen Landsleuten verführen. Auch die jetzt eingeführten Kuli's gaben manche Veranlassung zu Lastern, die sich schnell verbreiteten, wie namentlich das Hazardspiel mit Karten und Würfeln.

Unter diesen Verhältnissen ist es erklärlich, daß man mit mancher Besorgniß dem 1. Juli 1873 entgegen sah, an dem die Uebergangszeit der Staatsaufsicht über die Neger aufhören und ihre unbeschränkte Freiheit eintreten sollte. Die Unitätsältesten-Konferenz forderte vor diesem ernsten Ereignisse die christlichen Kreise der Heimat zur Fürbitte auf. Durch Gottes Gnade ist denn diese Krisis in günstigerer Weise als man erwartete vorübergegangen. Bei der Feier jenes von der Negerbevölkerung so herbeigesehnten Tages gab es sich in der deutlichsten Weise kund, wieviel durch die Verkündigung des Evangeliums an diesem Volke schon geschehen ist. Soweit sich der Einfluß der Mission erstreckt, wurde dieser Tag kirchlich gefeiert. Manche Neger legten eine tiefe Rührung und Dankbarkeit gegen Gott und die Obrigkeit an den Tag, und auch die Schwächeren versäumten wenigstens nicht, sich an der Feier zu betheiligen. Von Ausbrüchen der Ausgelassenheit und Roheit war an diesem Tage nichts wahrzunehmen. In der Stadt hatte man die große Kirche festlich geschmückt. Vormittags und Abends war sie gedrängt gefüllt. Auch der Gouverneur nahm an dem Gottesdienst Theil. Es war ein rechter Tag des Lobens und Dankens.

Ueber die Folgen der Emanzipation für die Kolonie und ihre Plantagen liegen uns keine näheren Mittheilungen vor. Nur sehen wir aus Andeutungen, daß schon während der Staatsaufsicht manche Plantagen aus Mangel an Arbeitskräften verlassen wurden. Jetzt, wo vollends keine Nöthigung der Neger zur Plantagenarbeit vorliegt, wird dies noch in weiterem Umfange geschehen sein. Für die Mission aber scheinen die Folgen weniger schwer zu werden. In der ersten Zeit freilich war die Arbeit der Missionare fast eine aufreibende. Der Wechsel der Wohnplätze fand in viel größerer Ausdehnung als in den letzten Jahren statt. Von den eingehenden Plantagen mußten die Neger abziehen. Auf andern forderten sie höheren Lohn und gingen, wenn ihrem Verlangen nicht entsprochen wurde. In diesen Fällen versäumten die Missionare nicht, sie ernstlich zurecht zu weisen und zur Genügsamkeit zu ermahnen, was auch vielfach guten Erfolg hatte und wobei die besser Gesinnten treulich zu ihnen standen. Eine große Menge strömte in die Stadt, in der Hoffnung, dort leichteren Verdienst zu finden, worin sich aber manche getäuscht sahen und aufs Land zurückkehren mußten. Bei diesem Hin- und Herziehen wurde der ruhige Gang der Gemeindepflege sehr gestört. Die eine nahm zu, die andre nahm ab, je nachdem die Bevölkerung in der Gegend wuchs oder geringer wurde. Viele der Neger suchten sich auch ein Stück Landes zu verschaffen, um auf demselben nur für ihren Unterhalt zu arbeiten. Auch dadurch zerstreute sich die Bevölkerung und es wurde schwer, den bis-

herigen Mitgliedern nachzugehen; ja viele entzogen sich auf diese Weise geflissentlich der Aufsicht und Pflege der Brüder. Sehr niederschlagend war es in dieser Zeit, das Heidenthum in besonderer Weise wieder sich erheben zu sehen. Demselben stehen übrigens in einigen Punkten zweckmäßige Landesgesetze entgegen.

Im ganzen aber ist nach dieser ersten Unruhe doch bereits eine stillere Zeit eingetreten. Die Zahl der in Pflege stehenden Personen, die vor der Emanzipation schon 27000 betrug, ist zwar auf 23500 heruntergegangen. Doch scheint die Arbeit von nun an wieder in ruhigen Gang zu kommen. Von jenen 23500 sind freilich nur 5590 Kommunikanten, 6340 sind weitere bereits getaufte Erwachsene, 5985 getaufte Kinder, 1372 Taufkandidaten, 1775 neue Leute, 2514 Ausgeschlossene.[1]) Auf den 13 Stationen arbeiten 32 verheirathete Missionare, 1 unverheiratheter Bruder und 2 unverheirathete Schwestern, 33 Versammlungshalter, 192 Nationalhelfer und 183 Helferinnen. In 20 Schulen erhalten 2079 Schüler Unterricht von 32 Lehrern und 6 Lehrerinnen. Möge es nun endlich gelingen, das Schulwesen, das verhältnißmäßig noch weit zurück ist, weiter zu entwickeln. Die oben erwähnte Gehülfenschule (Centralschule) ist jetzt von Beekhuizen nach Paramaribo verlegt und wird von 14 Schülern besucht. Die dortige Gemeinde zählt übrigens an 6000 Mitglieder. Auch werden dort noch immer die Handwerke betrieben, deren Ertrag zum Unterhalt der Mission nöthig ist. In neuerer Zeit ist auch eine Buchdruckerei und Buchbinderei hinzugekommen.

Ein ganz neues Feld ist der Mission in Suriname übrigens durch die Einführung von Kuli's aus Ostindien und China eröffnet. Die Sprache bildete zwar zunächst ein großes Hinderniß. Doch gewöhnen sich die Fremdlinge allmählich an das Neger-Englische. Der Mission zeigten sie sich wohl im ganzen sehr unzugänglich, doch wurde schon ein Chinese, der um eines Mordes willen zum Tode verurtheilt war, durch den seelsorgerlichen Dienst der Brüder im Gefängnisse zur Buße und zum Glauben gebracht. Er konnte getauft werden und erhielt den Namen Paulus. Ehe er das Schaffot bestieg, warnte er seine Landsleute mit rührenden Worten vor dem Laster des Spiels, daß ihn ins Verderben gebracht habe. Auch bezeugte er die Vergebung und den Frieden, der ihm im Glauben an den Heiland geworden sei. Seine Hinrichtung aber wurde durch zweimaliges Zerreißen des Stranges vereitelt und später in 20jährige Festungsstrafe umgewandelt. In dieser ist er bisher seinem Bekenntnisse treu geblieben.

Auch haben sich schon hie und da manche Chinesen an den Gottesdiensten betheiligt, und zu Waterloo meldete sich zu Anfang des vorigen Jahres (1874) eine ganze Gesellschaft chinesischer Kuli's, geführt von einem bereits getauften Landsmann Namens Samuel, mit der Bitte um Aufnahme in die christliche Kirche. Um die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung

---

[1]) Der inzwischen erschienene Bericht von 1875 gibt folgende Zahlen: 22471, Kommunikanten 5413, getaufte Erwachsene 5979, getaufte Kinder 5827, Taufkandidaten 1294, neue Leute 1585, Ausgeschlossene 2375.

zu beweisen, haben sie schon unter sich Geld gesammelt und für kirchliche Zwecke beigesteuert. — Mögen denn fernerhin auch in Suriname aus allerlei Volks dem Herrn Seelen gewonnen werden!

3. Die Mission unter den Negern in Britisch-Guiana.

a. Anfang und Fortgang der Mission bis um die Mitte unsres Jahrhunderts.

Im Westen grenzt an Suriname das Britische Guiana. Das in nordwestlicher Richtung sich hinziehende Küstenland, welches von den drei Strömen Berbice, Demerara und Essequibo durströmt wird, bildet allein den kultivirten Theil des Gebietes, auf dem, wie in den übrigen westindischen Kolonien, eine verhältnißmäßig geringe weiße Bevölkerung[1]) mit einer 13 mal stärkeren farbigen Plantagebau treibt. — Die Londoner Missionsgesellschaft war die erste, welche auf die Negersklaven dieser Kolonie ihr Augenmerk richtete, indem sie bereits im Jahre 1807 den Missionar Wray dahin sandte, der auf der Plantage Le Resouvenir in Demerara unter 500 Sklaven seine Arbeit begann. Er fand so viel Erfolg unter den Negern, daß schon im folgenden Jahre ihrer 24 getauft werden konnten. Die Bekanntschaft mit dem Evangelium verbreitete sich reißend schnell auch da, wo das Volk nie Gelegenheit hatte, es aus dem Munde des Missionars zu hören. Wray legte den Grund zu noch anderen Stationen und wirkte seit 1812 auch im Distrikt Berbice. Wie überall in Westindien, so traf auch er unter den Plantagenbesitzern verschiedene Stimmungen, und einmal wollte sogar die Kolonialregierung es auf gänzliche Unterdrückung der religiösen Versammlungen der Neger anlegen. Da wandte sich denn Wray an die englische Regierung, und diese nahm sich entschieden der Mission an.

Ein Nachfolger Wray's auf Le Resouvenir war der durch sein unglückliches Ende berühmte, treffliche Missionar Smith[2]). Er war dort im Jahre 1817 eingetreten, und hatte bald unter dem Segen des Herrn eine ansehnliche Negergemeinde gesammelt. Fünf- bis sechshundert derselben besuchten jeden Sonntag die Kirche mit größter Andacht, obgleich manche derselben sich dabei den Peitschenhieben ihrer Herren aussetzten.

Schon am Ende des ersten Jahres konnte Smith 150 Neger taufen; bald mußte auch die Kirche vergrößert werden, und die Negersklaven steuerten dazu von ihrer Armuth bei 2500 Gulden bei, wie sie denn auch ansehnliche Beiträge der Missionskasse zusandten. Im Jahre 1819 konnte er an seine Committee schreiben:

---

[1]) 1861 wurden 11000 Weiße und 143000 Schwarze und Farbige gezählt; unter den letzteren waren jedoch damals schon 24000 indische und chinesische Kuli's. Dieser Theil der Bevölkerung hat in neuerer Zeit noch bedeutend zugenommen, und war 1871 auf mehr als 55000 angewachsen, worunter 6000 Chinesen. Im ganzen zählte die Kolonie 193000 Einwohner.

[2]) cf. Basler Missions-Magazin 1824, IV, S. 620 ff.

„Gibt es in dieser Welt irgend etwas, das dem Herzen des Missionars eine Fülle von Freuden bereiten kann, so besteht dies darin, wenn er sehen darf, wie ganze Familien von Heiden das Evangelium Christi dankbar und begierig ergreifen, und zur Verherrlichung Gottes von nun an ihre Zeit zubringen. — Dies ist ein herrlicher Zins für das Kapital, das die britischen Christen auf die Negerwelt verwenden, denn es ist köstlich, auch nur eine Seele aus dem Verderben gerettet zu haben. — Es gewährt mir ein hohes Vergnügen, Ihnen berichten zu dürfen, daß unsere bekehrten Neger sich sehr anständig betragen. In allen meinen Nachfragen nach dem Verhalten der Neger, welche die Kirche besuchen, die ich bei den Pflanzern anstellte, habe ich keinen einzigen derselben sagen hören, daß der Religionsunterricht sie verderbt habe, obschon mehrere derselben, die dem Sklaven-Unterricht völlig abhold sind, uns versichern wollen, daß dieser Religionsunterricht sie verderben werde."

Smiths Wirkungskreis unter den Negern ward immer ausgedehnter und segensreicher. Ende 1823, in welchem Jahr er nicht weniger als 320 Neger taufte, und 61 Abendmahlsgenossen zählte, bestand die Gesammtgemeinde auf Le Resouvenir und den benachbarten Pflanzungen in nicht weniger als 2000 Seelen, die besonders durch eine christliche Sonntagsfeier sich auszeichneten, das Wort Gottes lieb hatten[1]) und einen christlichen Wandel führten.

Nur zu bald aber sollte der treue Knecht Gottes seiner gesegneten Wirksamkeit durch die Feinde des Evangeliums entrissen werden. Die im Jahre 1823 gefaßten Beschlüsse des englischen Parlaments zur Verbesserung der Lage der Negersklaven waren auch nach Demerara gelangt, wurden aber den Schwarzen geheim gehalten. Ja, die armen Sklaven wurden noch härter gedrückt als zuvor. Dennoch verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, der König und das Parlament hätten ihre Freilassung genehmigt, und da sie nichts Gewisses erfahren konnten, ward ihre Ungeduld und Unruhe immer größer, bis sie endlich in offnen Aufruhr ausbrach. Das gab den Feinden eine willkommene Gelegenheit, den Missionar, der vielmehr die Sklaven stets zur Ruhe und Geduld ermahnt hatte, der Theilnahme an diesem Aufstande zu beschuldigen. Er ward ins Gefängniß geschleppt und auf Grund falscher Zeugnisse von einem parteiischen Gericht zum Galgen verurtheilt. Zwar ward er von dem Könige von England begnadigt und durch die überzeugendsten Beweise seiner Unschuld vor seinen Landsleuten glänzend gerechtfertigt; aber er starb in seinem elenden Gefängnisse, ein Opfer der ihm widerfahrenen Mißhandlung, am 6. Februar 1824, von seiner trauernden Gattin und von allen Freunden der Mission schmerzlich beklagt. Noch 20 Jahre nach seinem Tode ward er von seiner Gesellschaft dadurch geehrt[2]), daß die an Stelle der früheren, zu klein gewordenen, neu erbaute Kirche zu Georgetown, wo bereits seit 1809 Missionare der Londoner Gesellschaft arbeiteten, nach seinem Namen Smith-Chapel (Smithskirche) genannt wurde.

Eine andere Station dieser Gesellschaft ist Ebenezer[3]), auf der Westseite des Demeraraflusses, dicht am Meeresufer. Sie wurde im Jahre 1819 angelegt, infolge der herzlichen und vereinigten Einla-

---

[1]) cf. Missionsbl. f. K. 1849, S. 108.
[2]) Basler Miss.-Mag. 1845, I, S. 129.
[3]) Calwer Missionsbl. 1850, S. 61.

dungen von Pflanzern und Negern, und die Arbeit des ersten Missionars, Richard Elliot, war so gesegnet, daß bei seiner Rückkehr nach England im Jahre 1822 die Zahl der Personen, welche regelmäßigen Unterricht genossen, auf nicht weniger als 1000 gestiegen war, und die Zahl der eigentlichen Gemeindeglieder auf 200. Unter den beklagenswerthen Folgen des Aufstandes im Jahre 1823 war auch das Aufhören dieser viel versprechenden Mission. Erst im Jahre 1829 wurde sie wieder aufgenommen, und durch treue Knechte Christi für ihre Wiederbelebung Sorge tragen. Im Jauuar 1832 wurde die Pflege derselben von Missionar Scott übernommen, und durch Gottes Gnade ist sein Dienst am Evangelium für viele ein Führer zum Leben geworden, so daß er selbst bei einem Jahresfest in London über die Mission in Guiana sich öffentlich aussprechen konnte:[1])

„Es sind in dem Britischen Guiana 100,000 Einwohner, von welchen jetzt 50,000 christlichen Unterricht empfangen und gewöhnliche Zuhörer bei den öffentlichen Gottesdiensten sind. Etwa 18,000 stehen unter der Leitung der Londoner Agenten. Obgleich die aufgenommenen Neger nicht alles sind, was wir wünschen können, so besitzen sie doch viele Eigenschaften, welche Christen unter besseren Umständen wohl anstehen würden. Namentlich zeigen sie einen Eifer, den Missionaren im Werke des Herrn beizustehen, der für diese in hohem Grade ermunternd ist. Es gab eine Zeit, da es den Missionaren nicht gestattet war, die Häuser der Leute zu besuchen; nun aber können sie, Gott sei Dank, in die Hütten, Gefängnisse und Wohnungen der Sterbenden gehen. Es ist dort ein junger Mann, der von Dorf zu Dorf das Wort Gottes gepredigt hat, und auf einem Landgute sind 74 Personen, deren Bekehrung großentheils den Arbeiten dieses junges Mannes, nächst Gott, zuzuschreiben ist. Viele Erwachsene können lesen, und bemerkenswerth ist ihr Gebetseifer. Auf einer Station haben die Neger zu deren Unterhaltung in dem letzten Jahre 325 Pfund Sterling beigetragen, und eine andre erhält sich ganz aus eignen Mitteln; die übrigen Stationen beeifern sich des Gleichen, und meine Untergebenen unterschrieben nahe an 200 Pfund Sterling. Der friedliche Geist besteht in der Kolonie unter Predigern und Leuten aller Gesellschaften."

Ueber die Emanzipation und ihre tiefgreifenden Folgen in Br. Guiana geben unsre Quellen zu wenig Nachrichten, als daß wir darüber Ausführlicheres sagen könnten.

Nach derselben nahm sich auch die anglikanische Kirche der Schwarzen eifriger an. Im Jahre 1841 ward Guiana zu einem Bisthum[2]) erhoben, mit den 3 Distrikten Demerara, Berbice und Essequibo. Die Regierung steuerte für Erweiterung und Ausbesserung von Kirchen, so wie für den Unterhalt von Geistlichen reichlich bei; die Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums aber bestimmte 500 Pfund Sterling zu einer in Demerara zu errichtenden Hochschule für die Erziehung von Jünglingen in den Lehren der Kirche.

Bei alle dem setzten auch die Missionare der Londoner Gesellschaft ihre segensreiche Thätigkeit fort und freuten sich ihrer Erfolge.[3]) Eine neue Kapelle Freedom Chapel ward im Juni 1842 eröffnet; in Ebenezer eine neue Kirche gebaut und im September 1843 feierlich eingeweiht u. a. Die neue Kirche in Georgetown (1844) haben wir bereits

---

[1]) Calwer Monatsbl. 1839, S. 173.
[2]) Basl. Miss.-Mag. 1824, IV, 193. cf. III, S. 168.
[3]) Calwer Monatsbl. 1850, S. 157.

erwähnt. Ende 1845 hatte die Londoner Gesellschaft in **Demerara** 7 Stationen: Smith-Chapel in Georgetown, Ebenezer Chapel, Freedom Chapel, Canal Nr. 1, Montrose, Lusignan, Leguan-Insel; in **Berbice** aber 9, nämlich: Neu-Amsterdam, Lonsdale, Ithaca, Hannover, Rodborough, Fearm Chapel, Orange-Chapel, Brunswick Chapel, Albion Chapel.

Denn auch in **Berbice** waren die Missionare dieser Gesellschaft thätig, seit Missionar Wray 1812 diesen Distrikt betrat und zunächst in der Hauptstadt Neu-Amsterdam unter den Negersklaven zu wirken begann. Wray war im vollen Sinne des Wortes „der rechte Mann am rechten Orte zu rechter Zeit". Kühn, vorsichtig und beharrlich überwand er jedes Hinderniß und legte den Grund zu einer soliden und ausgedehnten Wirksamkeit.[1]) Im Jahre 1837 ging er nach beinahe dreißigjährigem Wirken, zu gleicher Zeit mit Missionar Howe in Hannover, zu seiner Ruhe ein, und hinterließ in der Stadt Neu-Amsterdam eine wohleingerichtete Kirche mit etwa 250 Gemeindegliedern, und außerdem etwa ein halb Dutzend anderer Gemeinden in den Landdistrikten umher, deren Vater und Gründer er gewesen. Das schönste Zeugniß von dem Erfolge seiner Arbeit enthält der Brief[2]), in welchem ein bekehrter Neger, Thomas Lewis (der später selbst als Prediger angestellt wurde), die Trauerbotschaft der Gesellschaft meldete und um einen ähnlichen Diener des Evangeliums bat.

Der nachfolgende Missionar Harris wurde leider schon nach wenigen Monaten ein Opfer des klimatischen Fiebers. Im Jahre 1839 aber zog Missionar Davis aus, um die Prediger- und Seelsorgerstelle in der Gemeinde zu Neu-Amsterdam zu übernehmen. Die Aufnahme, welche er dort gefunden, schildert er selbst[3]) in folgender Weise.

„Am Sonntag nach meiner Ankunft trat ich mein Amt in diesem Orte an; ich kann nicht genug beschreiben, wie freudig und dankbar sich die Leute zeigten, daß sie jetzt wieder einen Prediger hatten. Die Versammlung war sehr zahlreich und aufmerksam; und am Schluß des Gottesdienstes kamen fast alle herbei und wollten ihrem neuen Massa die Hand reichen. Der größere Theil dieser Vormittagsversammlungen besteht aus Landleuten von den verschiedensten Pflanzungen umher. Da es zu weit für sie ist, um in die Stadt zum Abendgottesdienst zu kommen, halten sie selbst unter sich Versammlungen in den kleinen Kapellen, die sie auf den verschiedenen Pflanzungen erbaut haben. Diese Versammlungen werden von einer Art von Gemeindehelfern geleitet, die man Obermänner heißt. Zwei von ihnen, die sich durch Erkenntniß und Frömmigkeit auszeichnen, haben die Aufsicht über die kirchlichen Angelegenheiten auf jeder Pflanzung zu führen. In diesen kleinen Versammlungen repetirt der Obermann die Predigt, die sie am Morgen gehört haben, und „bricht sie in Stücke", wie sie es heißen; sie verstehen darunter das Verdeutlichen und Kleinmachen, das auch den Unwissendsten unter ihnen die Sache verständlich machen will. Und dies ist auch, wie man mich versichert, dem Volke allezeit viel lieber, als wenn diese Obermänner eine Ansprache hielten oder etwas von ihrem Eigenen hervorbrächten. — Vor 14 Tagen ging ich eines Abends zum erstenmal auf eine dieser Plantagen, um den Leuten zu predigen. Ihre kleine Kapelle, die 2 bis 300 Menschen faßt, war gedrängt voll. Am Schluß der Versammlung dankten sie

[1]) cf. Basler Missions-Magazin 1828, II, S. 330.
[2]) Calwer Monatsbl. 1839, S. 173 f.
[3]) Calwer Missionsblatt 1842, S. 85.

mir alle laut und einstimmig, daß ich gekommen sei, und ihnen die guten Dinge gesagt habe, und fingen an, das Lied zu singen: „O das wird Freude sein ɛc.“ wie wenn sie ihrem von Liebe und Dankbarkeit überfließenden Herzen Luft machen wollten.“

Ueber seine Wirksamkeit in Berbice, dessen tödtlichem Klima so mancher Missionar zum Opfer gefallen, wo auch er samt seiner Gattin mehrmals an der Pforte des Todes stand, über die Leute, mit denen er es zu thun hatte, und über das, was das Evangelium an ihnen ausgerichtet, sprach Missionar Davis nach fünfjährigem Aufenthalte daselbst in einem Vortrag,[1]) den er 1845 in der Festversammlung der Londoner Missionsgesellschaft hielt, sich aus.

„Der größte Theil der Gemeinde in Neu-Amsterdam,“ sagt er in demselben, „besteht aus freigelassenen Negern. Diese Neger dachte ich mir als sehr häßliche, sehr schmutzige und sehr alberne Leute. Statt dessen fand ich sie, obwohl schwarz, angenehm aussehend, reinlich und verständig. Ich bin der Ansicht, daß sie sowohl dem Leibe als dem Geiste nach die Anlagen haben, das beste Volk unter der Sonne zu werden. Sie sind, um mich des schönen Ausdruckes von dem seligen Dr. Mason Good zu bedienen, „Gottes Ebenbild in Ebenholz geschnitzt“. Adams Kinder sind sie freilich, das gebe ich zu, und ihre „fleischliche Gesinnung ist Feindschaft wider Gott“. Selbst bei denen, die nach unsrer Ueberzeugung durch die Gnade Gottes erneuert sind, gibt es noch viel, worüber wir zu trauern haben. Unwissenheit, Eigensinn und ein widerwärtiges Wesen finden sich oft neben den größten Vorzügen. Es kommt oft bei ihnen vor, daß die Extreme sich berühren, ihr Charakter ist voller Widersprüche. — Dagegen aber legen sie als ein christliches Volk so liebliche und auffallende Beweise von einem christlichen Charakter an den Tag, daß es wohl der Mühe werth ist, diese Züge etwas näher zu schildern, da dieselben ihre wahre Frömmigkeit ganz außer Frage stellen. — Was den christlichen Sinn meiner Gemeinde im allgemeinen betrifft, so denke ich, er steht eben so hoch, als der irgend einer Kirche, die ich jemals gesehen habe ɛc.“

In demselben Jahre 1845 wurde eine neue Kapelle[2]) zu Brunswick fertig. Etwa 8 Stunden von Neu-Amsterdam aufwärts am linken Ufer des Berbiceflusses ward hier im August 1834 das erste Kirchlein errichtet. Dasselbe war aber allmählich fast ganz verfallen, und nachdem die Neger 1843 ein Wohnhaus für ihren Missionar zu Stande gebracht, machten sie sich auch an den Bau einer neuen Kirche, und als die monatlichen Unterzeichnungen und Einsammlungen immer noch nicht zu der erforderlichen großen Summe hinanreichten, da kam einer von den Leuten nach dem andern mit einem Säcklein voll Geld und sagte: „Massa, ich habe dieses Geld zusammengespart, um für mich ein neues Haus zu bauen; aber vielleicht wird das alte Haus nicht zusammenfallen, ehe die Kapelle fertig ist, da will ich es lieber zum Bau herleihen.“ Der Thätigste beim Bau war der Missionar selbst; aber als die Außenseite endlich fertig war, so daß man die Kapelle im November 1845 einweihen zu können hoffte, da ward er, der von Kindheit an gesund gewesen, vom Fieber ergriffen, und am 1. August, dem Jahrestag der Negerbefreiung, ging er zur ewigen Ruhe ein. Am nächsten Morgen früh wurden seine sterblichen Ueberreste von hunderten trauriger Neger in die neue Kapelle begleitet, und gerade an dem Orte beigesetzt, wo die Kanzel errichtet werden sollte, und von wo sie so

[1]) Calwer Missionsbl. 1845, S. 94 ff.
[2]) Calwer Missionsbl. f. K. 1849, S. 2.

sehnsüchtig gehofft hatten, ihn reden zu hören. Dies war der erste Gottesdienst, der in dieser Kapelle gehalten wurde. Der zweite war die Taufe seines hinterlassenen Kindes. Kein Marmordenkmal erwähnt den Namen des seligen Alexander Mac Kellar, aber er ist tief eingegraben in die Herzen seiner Gemeinde und seiner Bekannten. — Der verwaisten Gemeinde zu Brunswick nahm der benachbarte Missionar Dalgliesch sich an, der erst wenige Jahre vorher die durch lange Verlassenheit von einem Seelsorger in Verfall gerathene Station Lonsdale unter dem Segen Gottes zu neuem Leben erweckt hatte, und ward dabei von einem Nationalgehülfen, James France,[1]) unterstützt.

Am 11. Mai 1854 feierte die Londoner Missionsgesellschaft ihr sechszigstes Jahresfest in Exeter-Hall. In dem Bericht derselben über das Jahr 1853—54 heißt es:[2]) „In Britisch-Guiana erhalten sich mehrere Gemeinden bereits selbst, und andere sind auf dem Wege dazu. Die Beiträge der Gemeinden im Demerara und Berbice allein betrugen im letzten Jahre 4429 Pfund. — In unsern Schulen in Berbice sind 1200 Schüler, und in denen von Demerara etwa 1400. — Ueber den trefflichen Unterricht in diesen Schulen sind unsere Brüder von der höchsten Kolonial-Behörde belobt worden."

Im nächsten Jahre wurden folgende statistische Angaben gemacht:

	Missionare.	Eingeb. Lehrer.	Kommunikanten.	Tagesschüler.	Sonntagsschüler.
Demerara	4	10	1661	1260	2283
Berbice	7	—	1492	1199	2522

Nicht lange nachdem die Londoner Missionsgesellschaft ihre Thätigkeit in Britisch-Guiana begonnen, erstreckten auch die Methodisten ihre Missionsarbeiten in Westindien auf Demerara, welches zu dem St. Vincentdistrikt geschlagen wurde[3]). Von Georgetown dehnten sie ihre Wirksamkeit bald auf das 15 Stunden davon entfernte Mahaica und weiter auf Arabian-Coast aus, und die Negergemeinden, welche sie sammelten, zählten im Jahre 1822 bereits 1240 Seelen, welche die Versammlungen zahlreich und aufmerksam besuchten, und von denen die Missionare schon im Jahre 1819 schreiben konnten: „Es ist eine Wonne, diese schwarzen Sklaven so umsichtsvoll und richtig von der Schrift und den Erfahrungen ihres Herzens sprechen zu hören. Dies muntert uns auf, in der Arbeit im Weinberg des Herrn nicht zu ermüden."

In dem Bericht der Methodisten-Missionsgesellschaft vom Jahre 1826 heißt es u. a. über Demerara[4]): „Wir können von dieser Mission in Wahrheit sagen: Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. — — Unsere Versammlungen sind im verflossenen Jahre zahlreich, geordnet und aufmerksam gewesen. — Eine große Anzahl Neubekehrter, besonders junger Neger, wurde zu der Gemeinde hinzu-

[1]) Calwer Missionsbl. 1855, S. 21.
[2]) cf. Basler Missions-Magazin 1855, I, S. 130 f.
[3]) Ebendas. 1822, II, S. 192. 194 ff.
[4]) Basler Miss.-Mag. 1828, II, S. 234.

gethan; und für viele unserer alten Neger ist es hohe Wonne, sehen zu dürfen, wie ihre Kinder, für die sie so lange und inbrünstig gebetet, dem Herrn sich übergeben. — — Seit der letzte Negeraufruhr (1823) gestillt ist, haben unsere Versammlungen sehr zugenommen, das Verlangen nach Religionsunterricht ist ungemein groß. — Unsere Gemeinden bestehen hier in 9 Weißen, 182 freien farbigen Leuten und 1392 Negersklaven; und unsere Schule wird von etwa 426 Schülern besucht.

Auch in den folgenden Jahren ging die Arbeit der Methodisten in Demerara, besonders zu Mahaica, wo die Gemeinde im Oktober 1827 bereits 1200 Seelen zählte, in reichem Segen fort,[1]) und das Evangelium brachte auch hier eine große Umwandlung in den sittlichen Zuständen der Neger hervor.

Stürme und Verfolgungen, wie sie im Anfang der dreißiger Jahre über die westindische Mission überhaupt ergingen, blieben auch in Demerara nicht aus, wurden aber überstanden und dienten auch hier nur dazu, das Werk des Herrn zu befestigen und ihm später nach der erfolgten Freilassung der Neger ein desto gedeihlicheres Wachsthum zu verleihen. —

b. Die neuesten Zustände der Mission in Britisch-Guiana.

In neuerer Zeit lauten die Berichte aus Britisch-Guiana allerdings ganz anders als das bisher Gesagte. In demselben kamen leider die Wurzeln schlimmer Zustände in jener Kolonie nicht zur Andeutung, weil die früheren Missionsberichte[2]) sich begnügten einige erfreuliche Züge der dortigen Missionsarbeit den Freunden in der Heimat vorzuführen. Die Emanzipation aber hatte auch dort eine schwere Krisis zur Folge. Die gesammte Plantagenarbeit drohte in Verfall zu gerathen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, wurde hier in ausgedehntestem Maße die Einführung von Kuli's betrieben u. z. auf Kosten der Kolonie, sodaß also die schwarze Bevölkerung selber dazu beisteuern mußte. Die Folge davon ist nun die gewesen, daß fast die ganze Plantagenarbeit in die Hände dieser Asiaten gelangt ist und die Neger selbst, wenn sie mit weit niedrigeren Lohnsätzen als früher sich begnügen wollen, keine Arbeit finden können. Die Lage der Pflanzer wurde bald wieder eine günstige. 1866 z. B. wurde dreimal so viel Zucker gewonnen als zwanzig Jahre früher. In demselben Maße aber war der Wohlstand der schwarzen Bevölkerung gesunken. Ich finde keine Andeutungen darüber, ob dieselbe auch hier (wie es z. B. in Jamaica in ausgedehntem Maße geschah) in den Besitz von Grund und Boden gelangt war. Fast scheint es nicht so, denn die Berichte sprechen vielfach von der Nothwendigkeit auszuwandern. Aus Demerara wenden sich viele nach Essequibo; aus Berbice gehen Schaaren von Arbeitern nach Suriname, wo sie höheren Lohn verdienen und von wo aus sie dann und wann ihre Familien in der Heimat besuchen. Es liegt auf der Hand, wie

---

[1]) Basler Missions-Magazin 1830, II, S. 322.

[2]) Wenigstens die in der deutschen Missionsliteratur bisher reproduzirten.

ungünstige Folgen solche Verhältnisse für die Mission mit sich bringen mußten. Die Londoner Gesellschaft hatte schon den Zeitpunkt für nahe gehalten, wo ihre Gemeinden in Guiana aus ihter Pflege entlassen werden könnten, oder wenigstens die Kosten ihrer kirchlichen Angelenheiten selbst aufbringen würden. Bei der steigenden Verarmung der Bevölkerung ist dies Ziel in eine unabsehbare Ferne gerückt. Die Gesellschaft muß die vielfachen Ausgaben für die Instandhaltung der Kapellen und Schulhäuser selbst bestreiten, und Gemeinden, die sonst für solche Zwecke schon bedeutende Summen aufgebracht hatten, sind nicht länger dazu im Stande. Auch ist die Mitgliederzahl namentlich durch die erwähnte Auswanderung zusamengeschmolzen. Man vergleiche folgende Zahlen:

1854:	3153
1860:	2940
1867:	2470
1874:	2002

Schlimmer noch aber ist der innere Schade, den die gesammelten Gemeinden durch die erwähnten Verhältnisse gelitten haben. Die Berührung mit den Kuli's, hier meist Hindu's, wirkte höchst ungünstig, obgleich die beiden Racen mit starken Antipathien sich von einander getrennt halten. Dennoch hat das böse Beispiel jener Heiden allerlei sittlichen Verderben Thür und Thor geöffnet. Besonders ist dies bei dem jüngeren Theile der Bevölkerung der Fall. Dazu kommt, daß anderwärts (wahrscheinlich in der anglikanischen Kirche) in manchen Beziehungen weit laxere Praxis geübt wird, als seitens der Londoner Mission, besonders in Bezug auf das Tanzen. Einer der Missionare klagt im Jahresbericht von 1867, daß die Gemeinden sich im Rückfall ins Heidenthum befinden. Besondere Gefahr war für diejenigen Stationen, auf denen nicht ein Missionar seinen Wohnsitz hatte, sondern die nur von andern Stationen aus besucht werden. Es fehlte leider an eingebornen Gehülfen, die auf solchen Plätzen die nöthige Energie bewiesen hätten,[1]) und war zu befürchten, daß solche Gemeinden bald zu einer bloßen Handvoll Leute zusammenschmelzen würden.

Diejenigen, welche in Suriname ihre Arbeit suchen, sind fast noch größeren Gefahren ausgesetzt als die, welche im Lande bleiben. Sie gewöhnen sich dort an den Genuß des Rums, und die Ungebundenheit ihres dortigen Lebens hat für die Sittlichkeit keine guten Folgen. Kommen sie nach Hause, so lassen sie sich dort wohl einmal in der Kirche sehen, aber wie Fremde, und manche sind froh, der lästigen Aufsicht des Missionars wieder entgehen zu können.

Dennoch finden sich bei dieser höchst ungünstigen Lage der Missionsgemeinden immer noch hie und da solche Mitglieder, die beweisen, daß der bessere Geist in denselben noch nicht erstorben ist. Namentlich werden einige Beispiele mitgetheilt, in denen sich bei ärmlichen Umständen eine wahrhaft edle Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke offenbart.

Bei der traurigen sozialen Lage seiner Gemeinde hatte Missionar Warder an der Bethel=Kirche den Versuch gemacht, denselben sebstständige

---

[1]) Dagegen aber werden auch schöne Beispiele von der Treue eingeborner Prediger berichtet.

Arbeit zu verschaffen, eine Plantage gepachtet und mit einer Genossenschaft von Arbeitern dort Zuckerbau begonnen. Der Erfolg schien günstig. Die Gesellschaft aber mißbilligte es, daß sich der Missionar zu weit in weltliche Geschäfte eingelassen habe, obgleich er selbst keinerlei Vortheile aus diesem Unternehmen ziehen wollte. Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht blos diesen Versuch zu fördern, sondern auch den andern Gemeinden in gleicher Weise zu Hülfe zu kommen.

Auch die letzten Berichte der Londoner Gesellschaft lauten im allgemeinen nicht günstiger. Die Kolonie hatte unter schwerer Dürre zu leiden gehabt. Der Handel war wieder gelähmt. Das viele Geld, das jetzt in die Hände der Kuli's fließt, kommt nur zum geringen Theil wieder in Circulation, da diese sehr darauf bedacht sind, sich möglichst viel zu ersparen, während die Schwarzen weit mehr wieder ausgaben. Die Armuth steigt. Auf einigen Stationen werden Kirchen und Schulen wenig besucht. Das Laster der Trunkenheit nimmt zu. Nur einzelne Lichtpunkte erhellen das ziemlich trübe Bild, wie z. B. der friedliche selige Heimgang bewährter Christen und dergl.

Der Bericht von 1874 nennt folgende Stationen.

In Demerara: George Town mit Golden Grove und Leguan,
Beterwachting mit Plaisance,
Ebenezer mit Freedom und Hyde Park.

In Berbice: Neu-Amsterdam mit 2 Außenstationen,
Albion " " "

4 engl. Missionare, kein ordinirter, doch 9 nicht ordin. eingeborne Prediger, 2002 Gemeindeglieder, 5098 Seelen, 1554 Schüler in 32 Schulen.

Die Mission der Methodisten, welche im Jahre 1863 von dem St. Vincent-Distrikte getrennt wurde und nun einen besondern Distrikt bildet, hat bis in neuere Zeit günstiger lautende Berichte geliefert. Dabei muß man freilich im Auge behalten, daß diese Denomination auch unter der weißen Bevölkerung der Kolonien arbeitet, und also von dem Nothstande der schwarzen Bevölkerung nicht in gleichem Maße wie die Londoner Gesellschaft betroffen wurde. Wie viel Prozent der gesammelten Methodistengemeinde Weiße sind, ist in den Jahresberichten nicht erwähnt; doch läßt die Andeutung, daß zu einer gewissen Gemeinde viel Schwarze gehören, vermuthen, daß das weiße Element stark vertreten sei. In dem letzten Jahrzehnte lauteten die Berichte meist günstig; die Gemeinden nahmen zu. Ja 1868 trat sogar eine Erweckung ein, infolge deren 1128 volle Mitglieder den Gemeinden hinzugethan wurden. Die Gesammtzahl stieg damals auf 4267. Seitdem sind jedoch wieder Schwankungen vorgekommen, und in neuester Zeit auch erheblicher Rückgang. 1874 waren es nur noch 4063 Mitglieder. Dennoch soll der Stand der Gemeinden meist ein erfreulicher sein. Die meisten Stationen liegen in Demerara. In Georgetown selbst sind 2 Gemeinden, mit denen eine große Anzahl Außenstationen verbunden sind, ebenso mit den drei andern Hauptstationen Golden Grove, Goed Fortuin und Mahaica. In Essequibo ist diese Mission nur schwach; in 9 Gemeinden sind nur 412 Mitglieder, und noch schwächer in Berbice, wo nur die

beiden Gemeinden zu Neu-Amsterdam und Cumberland mit 220 Mitgliedern sind.

Die Methodisten haben aber in dieser Kolonie noch eine besondere Mission unter den Kuli's, namentlich den Hindu's, die nun auch schon seit einem Viertel-Jahrhundert getrieben wird. Das Werk hat aber viel Schwierigkeiten. Die Kuli's sehen sich doch meistens als Fremdlinge an und trachten nach der Zeit, wo ihr Kontrakt abläuft und sie in die Heimat zurückkehren können[1]). Jeden Versuch, sie zu Christen zu machen, betrachten sie als eine Maßregel, sie im Lande zu halten. Daraus entspringt das große Vorurtheil gegen die Mission. So sind denn in diesem Zweige der Methodistenmission nur wenig Bekehrte vorhanden, nämlich 48 neben 172 Schülern.

Die Ausbreitungsgesellschaft endlich treibt neben der bereits erwähnten Indianer-Mission das Werk auch unter den Schwarzen und den Chinesen, neben den Bestrebungen der anglikanischen Kirche selbst, sich auch hier auszudehnen. Diese Kolonie gewährt derselben bis jetzt noch Unterstützung aus Staatsmitteln, die jedoch vielleicht auch bald wie in den meisten westindischen Kolonien abgeschafft werden wird. Die Seelenzahl der Anglikaner in Britisch-Guiana wird auf 90000 angegeben, darunter jedoch nur 10,800 Kommunikanten in 71 Parochien unter 34 Geistlichen.

Die oben genannte Gesellschaft hat 2 Stationen in Essequibo: Bartica Grove und Pomeroon (auf deren letzterer aber die Indianermission Hauptsache ist), und 2 in Berbice: St. Margaret und Port Mourant, wo die schwarze Bevölkerung vorherrscht. Der moralische und religiöse Zustand der letzteren wird als betrübend geschildert. Auch die zur Kirche Gehörigen führen vielfach ein unsittliches Leben und doch kommen manche der schlechtesten regelmäßig zur Kirche.

Erfreulicher und erfolgreicher scheint die Arbeit unter den Chinesen zu sein, deren 77 schon 1871 zu der Station St. Margaret gehörten. Nach den neuesten Nachrichten ist in Demerara sogar für sie eine eigne Kirche gebaut, in der in chinesischer Sprache Gottesdienst gehalten wird.

---

[1]) Nach 6 Jahren wird ihnen freie Rückfahrt gewährt.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Diese zweite Auflage der rühmlich bekannten

Burkhardt'schen Missions-Bibliothek

ist von ihrem Bearbeiter, Dr. Grundemann (Herausgeber des großen Missions-Atlas bei Justus Perthes), nicht blos bis auf die Gegenwart fortgeführt, sondern auch von Grund aus durchgearbeitet worden, so daß sie nahezu wie ein neues Werk angesehen werden kann. Bei der wachsenden Theilnahme am Missionswerk, das sich je länger desto mehr in die kirchliche und Vereinsthätigkeit eingliedert, wird diese neue Auflage eines bereits beglaubigten und vielverbreiteten Hauptwerks in erweiterte Kreise dringen und das Missionswerk an ihrem Theile fördern helfen.

Bereits erschienen von dieser neuen Auflage ist:

I. Band 1. Abth.: Die Eskimo in Grönland und Labrador. 1 M. 20 Pf.
I. » 2. » Die Indianer in Nord- und Süd-Amerika. 2 M. 40 Pf.
I. » 3 » Die Neger in West-Indien und Süd-Amerika. 2 M.

Das ganze Werk soll in 3 Jahren vollendet sein.

Die Gliederung des Werkes bleibt wie bei der ersten Auflage, nämlich wie folgt:

Erster Band: Amerika.

1. Abtheil. Die Eskimo in Grönland und Labrador. 1 M. 20 Pf.
2. " Die Indianer in Nord- und Süd-Amerika. 2 M. 40 Pf.
3. " Die Neger in West-Indien und Süd-Amerika. 2 M.

Zweiter Band: Afrika.

1. Abtheil. Die befreiten und die freien Neger in West-Afrika.
2. " Die Völkerstämme Süd-Afrika's.
3. " Das Festland und die Inseln von Ost-Afrika.

Dritter Band: Asien.

1. Abtheil. Vorder-Indien.
2. " Ceylon und Hinter-Indien.
3. " China und Japan.

Vierter Band: Oceanien.

1. Abtheil. Der Indische Archipel, die Sandwichsinseln und Mikronesien.
2. " Die braunen Insulaner der Südsee und auf Neuseeland.
3. " Die schwarzen Insulaner der Südsee und auf Neuholland.

Umfang und Preis ungefähr wie bei der ersten Auflage, also jeder Band etwa 6 Mark. Uebrigens wird jeder Band und jede Abtheilung auch apart abgegeben.

Bielefeld und Leipzig, Oktober 1876.

Die Verlagshandlung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Burkhardt, Gustav Emil,

Dr. G. E. Burkhardt's kleine Missions-Bibliothek

Bd.: Erster Band

Bielefeld ; Leipzig 1876

H.ref. 59 lt-1,1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11372418-1